Halbrussisches.

Von

Aurelio Buddeus.

Dritte Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

Inhalt des zweiten Bandes.

Weg nach Rußland.

Seite

Von Riga gen Osten 3
Baltische Bauern 7
Um und in Dorpat 29
Die baltische und die russische Kirche 47
Die Fahrt zur Kaiserresidenz 65

Petersburger Wanderungen.

Uniform und Orientirung 85
Auf der großen Seite 105
1. 106
2. 174
3. 187
4. 203
Ein Ausflug auf der Eisenbahn 209
Städtisches Festland am rechten Newaufer 221
Die Inseln 231
Die letzten Stunden in der Residenz 270

Durch Polen.

Von der Residenz bis zum Königreich 281
Polnisches Land 293
Die Stadt Warschau 318
Die Alexandercitadelle 325
Auf einer Siège 336
Von Denkmalen zu Denkmalen 346
In Praga 354
Russisch-polnische Nachklänge 359

Weg nach Rußland.

1843 — 1844.

Von Riga nach Osten.

Bald nachdem wir Riga verlassen haben, sinken dessen Thurmspitzen hinter wüsten Dünenhügeln und traurigem Kiefernwalde hinab. Vor uns dehnt sich die Oede, und eine Oede, welche bis Dorpat kaum durch die leiseste Erdhebung unterbrochen wird, während auf ungefähr vierzig Meilen nur zwei vergessene Marktflecken emportauchen. Diese Flecken heißen Wolmar und Walk. Wer livische Geschichte gelesen hat, kennt ihre Namen und weiß auch, daß sie in den hin und her wogenden Kämpfen des großen nordischen Krieges mit hellem Ruhme strahlten. Nunmehr sind sie vom Alter geschwächt ohne ein bürgerlich Handwerk erlernt zu haben; da zehren sie langsam ab. Jetzt bereits ist kaum begreiflich, wie und wovon sie sich erhalten, ja selbst schmuckeren Aussehens erhalten haben, als ihre kurischen Genossen. „Das Bürgerliche hat eben mehr Bestand in Livland, als drüben in Kurland; wir haben keine Juden im Land und lassen die Litthauer und Polen nicht einnisten" —

ſagte ein eifriger Patriot. Aber damit iſt nichts erklärt. Das bürgerliche Element muß materielle Nahrung haben, ſonſt erſtirbt es dennoch. Woher aber dieſen Städten dieſe materielle Nahrung kommt, erſcheint unerklärlich. Selbſt die durchziehende Heerſtraße gewährt nur wenige Hülfsmittel, auch erkennt man augenblicklich, daß die Bevölkerung nur äußerſt beiläufig deren Vortheile wahrnimmt. So vegetiren dieſe Städtchen eben als unintereſſante Räthſel weiter und werden vielleicht dereinſt unvermerkt verſchwunden ſein, wenn ſich ihrer nicht etwa die ruſſiſche Spekulation bemächtigt. Geſchieht dies aber, ſo verſinken wenigſtens ſicherlich die deutſchen Namen und Wladimiretz wird es anſtatt Wolmar, Walkomir ſtatt Walk erklingen.

Ueberhaupt vermag man auf dem langen Wege von Riga bis Dorpat an keinem Zeichen die Wichtigkeit Livlands zu erkennen, obgleich man es in ſeiner vollen Breite durchſchneidet. Wüßte man nichts von dem Getreidereichthum und der Hochwaldfülle im Süden und Südweſten, ſowie näher dem Meeresufer, man vermöchte nicht einmal die leiſeſte Ahnung davon zu faſſen. Nichts, gar nichts iſt von dem Wege zu ſagen, als daß er aus Haideflächen in kümmerliche Waldungen hineinläuft, um aus dieſen auf meilenweite Ebenen zu treten, welche von manneshohem Buſchwerk oder braunrother Haide mit untermiſchten Wacholderbüſchen beſetzt ſind. In dieſe Einförmigkeiten verlieren ſich die ſeitab geſchlängelten Wege, und ſelten begegnet uns ein lettiſches „Geſinde". Ja die Heerſtraße zieht nicht einmal genau an beiden Seiten eine Grenze zwiſchen ſich und dem Land. Bald für dreißig und vierzig Wagen breit genug, niemals mehr verengt, als daß mindeſtens zwölf Wagenſpuren genügenden Platz haben, zeigt dieſe Heerſtraße wie wenig benutzt und wie wohlfeil hier noch der Erdboden iſt. Es fällt uns in dieſen Umgebungen kaum auf, daß die lettiſchen Hütten gar ſo

elend und verrottet ausſehen, wie wir ſie kaum irgend in Kurlands ärmſten Strichen antrafen. Auch ſcheint es beinahe, die Bewohner derſelben, Menſchen wie Thiere, ſeien noch unkräftiger erwachſen als dort, obgleich ſich der lettiſche Nationaltypus juſt auf dieſer Strecke bis zur Nähe Dorpats vorzüglich rein ausprägt.

Wer aber Livland bereiſte und nicht nur auf der Petersburger Heerſtraße durchflog, wird auch ſelbſt in blühenderen Gegenden, wenn ſein Auge für derartige Beobachtungen geſchärft iſt, einen Unterſchied zwiſchen den hieſigen und kuriſchen Letten bemerken, welcher immer zum Nachtheile der erſtgenannten ausſchlägt. Daran trägt nicht nur das weitere Vorrücken nach Nordoſten die Schuld, auch nicht die Nähe der Eſthen, welche für jeden Geſittungsfortſchritt, überhaupt für jedes Herausgehen aus altgewohnten Formen und Unformen ſich noch ungefügiger erweiſen, als die zwar ebenfalls zähen, jedoch minder ſtarren und ſtumpfen Letten. Dieſe haben für die Eſthen keinerlei Neigung, ja für ihr ganzes Naturell in vielerlei Richtungen gar kein Verſtändniß. Es liegt im Letten ſogar ein gewiſſer Drang nach gefälliger Lebensgeſtaltung, es liegt in ſeinem urſprünglichen Charakter ein gewiſſer Zierlichkeitsſinn — freilich oftmals tief verſenkt unter ſchwachherziger Läſſigkeit, oftmals aber auch noch aus dem härteſten Lebenselend und unter dem ſchwerſten Drucke emporleuchtend. Haben ſie doch ſogar durch ſechs Jahrhunderte bitterſter Leibeigenſchaft ein gewiſſes Streben nach ordnender Eintheilung ihrer Hausräume feſtgehalten, während davon bei den Eſthen meiſtens kaum eine leiſeſte Spur aufzufinden iſt, und wo vorhanden, doch nicht als angeborene und angeerbte Nationaleigenthümlichkeit auftritt. Allein wir brauchen nicht einmal vom Petersburger Wege abzulenken, um die Beweiſe für dieſe Unterſchiede zu finden. Sie liegen dicht dabei und grenzen in der Nähe von Dorpat eben ſo unver-

mittelt wie die beiden baltiſchen Urnationen aneinander. Ein Strich auf der Landkarte von der Südſpitze des Peipusſees nach der kleinen Seebucht bei Pernau würde die ungefähre Grenze zwiſchen Letten und Eſthen ziemlich genau ziehen können. Für letztere bleibt alſo kaum ein Drittel der baltiſchen Fläche übrig; und dieſes Drittel iſt überdies von der Natur am meiſten vernachläſſigt. Darin mag allerdings ein Grund dafür gefunden werden, daß die Eſthen nach ſo viel Jahrhunderten der Berührung mit den Deutſchen, noch ſo gar nicht aus ihrer roheſten Urſprünglichkeit getreten ſind. Wer ſich aber gern auf klaſſiſche Autoritäten beruft, mag allerdings der Schilderungen von der thierähnlichen Wildheit und Barbarei der „Schwarzmäntel“ (Melanchlänen) und „Aestii, sordidissima gens“, gedenken, welche Griechen und Römer den Bewohnern dieſer Gegenden zugetheilt haben. Man beruft ſich auch wirklich im deutſchen Heerlager der Oſtſeeprovinzen nicht ungern auf dieſe Bildungsunfähigkeit und entſchuldigt damit die jammervollen Zuſtände. — Nur ſchade, daß die hiſtoriſche Thatſache der Leibeigenſchaft daneben ſteht; ſchade, daß die Letten, auf welche man gern jene Beurtheilungsweiſe der bequemen Abfertigung unbequemer Fragen halber überträgt, in Liv- und Kurland ſo bedeutende Verſchiedenheiten zeigen. Vielleicht ſcheint es da paßlicher auf nähere Zeiten überzugehen und in dieſen die Löſung der Räthſel über manche für das baltiſche Element in den letzten Jahrzehnten ſo bedrohlich hervorgetretene Erſcheinungen zu ſuchen.

Wem jedoch Wohl und Wehe der baltiſchen Lande, der Deutſchen und Ureinwohner, nicht am Herzen liegt, wer ſie und ihr innerſtes Weſen bereits unrettbar an Rußland verfallen glaubt, der überſchlage die folgenden Blätter. Sie ſollen nur von baltiſchen Bauern handeln.

Baltiſche Bauern.

Nur auf der kuriſchen Nehrung erhielt ſich außerhalb der ruſſiſchen Grenzen noch ein Reſt der ſelbſtſtändigen und von den Herrſchern abgegrenzten Nationalität jener großen Völkerfamile, welcher Letten, Liven, Eſthen, Litthauer und Finnen näher oder entfernter angehören. Jedoch keine Spur weiſt mehr in Oſtpreußen auf jene Zeiten hin, da hier eben ſo wie in Kur- und Livland lettiſche Sprache, Sitte und Nationalität alleinherrſchend waren. Dennoch iſt dies nicht länger her, als die deutſchen Kreuzzüge im baltiſchen Land; denn auch hier treten im zwölften Jahrhundert „deutſche Herrn" als Eroberer unter dem Titel chriſtlicher Apoſtel auf. Sie haben damals das Land mit gleicher Blut- und Beutegier bezwungen, die Ureinwohner eben ſo in die Feſſeln der Leibeigenſchaft geſchlagen, wie ihre kuriſchen, liviſchen und eſthniſchen Ordensbrüder. Aber ſie blieben nicht nur Herrſcher, ſie wurden auch Bildner ihrer Sklaven. Vielleicht iſt dieſer Vorzug vor ihren baltiſchen

Schwertgenoſſen kein eigentliches Verdienſt; es iſt den hieſigen Rittern ſolche Verknüpfung des Volks mit ſich ſogar wahrſcheinlich unbewußt gekommen. Allein der Erfolg hat Oſtpreußen zu einem innerlichſt deutſchen Lande werden laſſen, während nunmehr drüben in den ruſſiſchen Grenzen die deutſche Bürger- und Adelsariſtokratie ihrem perſönlichen und nationalen Untergang entgegenzittert. Blieben auch die Deutſchen die Herrn des Volkes, ſo haben ſie trotzdem bis heute noch nicht die leiſeſte Sympathie der Nation zu erringen gewußt, weil ſie dieſelbe mit konſequentem Hochmuth von ſich und ihren Lebensformen fern hielten.

Ein Unrecht am Geiſte verſchollener Jahrhunderte und ein nutzlos Hadern mit den unabänderbaren Thatſachen der Geſchichte wäre es jedoch zu nennen, wenn man an die Leibeigenmachung der Letten, Liven und Eſthen eine Reihe von Vorwürfen knüpfen und das heutige Geſchlecht der Deutſchen gewiſſermaßen dafür verantwortlich machen wollte. Ja ſelbſt die Thatſache, daß im Oſtſeeprovinzadel der neuern Zeiten niemals freiwillige Beſtrebungen zur Löſung jener Ketten, zur Vergütung jenes hiſtoriſchen Raubes ſtattfanden, welcher dem Ureinwohner den Boden unter ſeinen Füßen wegzog, mag man eben nur als einen Beitrag zu ſeiner ethnographiſchen Chakteriſtik hinnehmen. Dagegen ſind die Hintertreibungen oder direkten Abweiſungen der von Außen angeregten Verſuche zur Erſchaffung eines baltiſchen Bauernſtandes für die Gegenwart von tiefſteingreifenden Folgen geworden.

Zuerſt trat die Kirche als Gönnerin der Letten und Eſthen auf. Sie hat es allerdings ſo ſelten redlich mit den Staaten gemeint, wenn ſie ſich in deren innere Angelegenheiten miſchte, daß ſie auch wohl hier nicht ohne ſelbſtiſche Nebengedanken verfuhr. Die „Krieger Chriſti“, welche ſie zum baltiſchen Kreuzzuge aufgerufen hatte, waren ihr über die Hand gewachſen, vorenthielten ihr alſo mit dem Gehorſam auch man-

cherlei Rechte, Vortheile und Privilegien. Ihnen wollte die Kirche im Stammvolk des baltiſchen Landes eine Gegenmacht erſchaffen. Darum dieſe plötzliche Sorge für deſſen Wohl. Allein davon war natürlich keine Rede in jener päpſtlichen Bulle des 13. Jahrhunderts gegen „zu ſtarke Belaſtung und Knechtung der Letten", worin dem Heermeiſter die Widerrechtlichkeit der beſtehenden Verhältniſſe zu Gemüthe geführt wurde. Sie ſprach nur vom moraliſchen und völkerrechtlichen Unrecht. Das Bewußtſein und die Anerkenntniß deſſelben war alſo vollkommen vorhanden; es fehlte nur die praktiſche Anerkennung. Dieſe wurde denn natürlich auch von den Schwertritterſtaaten nicht gewährt, und ſo blieben die Letten, Liven und Eſthen geknechtet nach wie vor. Sie blieben als Geſammtheit überhaupt außer aller politiſchen Frage, ſo lang die ritterliche Halbrepublik noch nicht in ſich gefeſtet war, ſo lang die Befriedigung der perſönlichen Anſprüche von jedem einzelnen Ritter noch zu erringen, ſo lang die Uebergriffe jedes derſelben vom Staate noch zu bekämpfen waren. Und als endlich jeder Grundbeſitzer ſein Gebiet in einen kleinen Selbſtherrſcherſtaat verwandelt ſah, war eigentlich eine Geſammtheit der Urvölker ſchon nicht mehr vorhanden; ſie war in lauter zuſammenhangloſe Sklavenhaufen zerſplittert. Die Letten und Eſthen (auch zum Theil die Litthauer), welche vor dem Eindringen der Deutſchen nicht Gemeinſinn und Energie genug zu den Anfangsbildungen eines Staates gehabt hatten, zerfielen nun vollends in lauter einzelne Familien, deren Glieder die Herrnwillkühr gleich Thieren hierhin und dorthin verſchenkte, verpfändete und verhandelte. Gleich Thieren gehalten litten ſie wie Thiere, ohne Widerſtandsverſuch und fortgeſtoßen von dem allmählich aufſteigenden Lichte der Geſittung.

So dauerte ihr Zuſtand bis zur Spaltung des Ordenslandes in ein kuriſches Herzogthum, eine ſchwediſche Provinz Livland und ein

bald polniſches, bald ruſſiſches, bald ſchwediſches Eſthland. Da kam Guſtav Adolph als rettender Engel, indem er die furchtbaren Laſten und Leiſtungen der Letten und Eſthen Livlands verminderte, den Händen der Grundherrn das Schwert despotiſch geübter Kriminaljuſtiz entwand, und ſogar eine Art von Bauerngerichten einführte. Aehnliches geſchah auch in den eſthländiſchen Kreiſen; nur im Herzogthum Kurland verkündete kein Zeichen den aufdämmernden Tag. — Allein auch in Liv- und Eſthland verſank die Morgenröthe wieder, ohne daß die Sonne der Freiheit noch aufgeſtiegen war. Die fortdauernden Kriege ließen keine Ueberwachung der Volkszuſtände unter Guſtav Adolphs Nachfolgern zu Stande kommen; unter Polens zeitweiligem Prinzipat geſchah gar nichts dem Aehnliches, und Peter der Erſte wußte vollends kein beſſeres Mittel den Adel und die Deutſchen an ſich zu feſſeln, als indem er den widerrechtlich von Neuem angemaßten Despotismus Geſetzeskraft verlieh. So ſchienen die Letten und Eſthen nunmehr politiſch und moraliſch für immer vernichtet.

Es iſt nur eine Vermuthung, eine Wahrſcheinlichkeitsbehauptung, außerordentlich gewagt wenn auch poetiſch gefällig, daß die Letten wie Liven vor undenklicher Zeit aus Indien nach Europa eingewandert und die Eſthen auf ihre engen Wohnkreiſe zurückgedrängt haben. Allein wenn man auch dieſe Frage vollkommen unentſchieden laſſen mag, wenn man auch nicht der heldenmüthigen Kämpfe gedenkt, in denen ſie einſt ihre heidniſche Freiheit gegen die chriſtliche Machtſchaft durch ein Jahrhundert vertheidigten — eine freiere Geiſtesentwicklung als heute, wenn auch ganz anders geſtaltet, muß nothwendig unter ihnen herrſchend geweſen ſein und ſich auf ihr Leben verſchönend übertragen haben. Wie an verfallenen Gräbern mitunter noch eine ſeltene Südpflanze aufwächſt aus dem Samenkorne der reichen Blüthenkränze, womit einſt ſorgſame

Pflege dieſe Stätte geſchmückt hatte — ſo blüht auch noch heute in den unſcheinbaren Hütten jener Lande und aus dem plumpen Munde jener Menſchen eine ſeltſam anmuthende Lenzesfülle, durch welche wie ein Hauch halb unbewußter Erinnerung die Anſchauungen eines ſchönern Lebens wehen. Vermiſcht mit Märchen und Sagen wiegt ſich in den Liedern das Behagen eines weichen, liebereichen Lebens ohne Laſten und Schmerzen. Und nur was von dieſen Volksgeſängen neuerem Urſprung angehört, athmet die bittern Gefühle des Haſſes gegen die Peiniger, des Bewußtſeins ohnmächtiger Hülfloſigkeit.

Allein dies Alles eben nur noch im Volksgeſang. Im Leben blieb von dem goldenen Zeitalter nichts als ein und der andere mit Branntwein überſchüttete Feſtbrauch, deſſen Bedeutung auch dem Forſcher im Dunkel der vorchriſtlichen Geſchichte unenträthſelt verſchwindet. Im Charakter der Letten und Eſthen aber erſchauen wir nur die zuſammengetrockneten Blätter, die Dornen und Stacheln der Pflanze, welche einſt eine reiche Blüthenkrone geſchmückt hat. Die indiſch-poetiſche und heidniſch-ſelbſtſtändige Zeit hinterließ nach den jammerreichen Geſchicken der bekannten Jahrhunderte für die Gegenwart nichts als ſchwache Weichlichkeit, ängſtliche Kleinlichkeit, trübes Fortwegetiren unter den gewohnten Bürden und Schmerzen, ohnmächtiges Grollen oder hämiſche Tücke. Nirgends kecke Friſche, nirgends energiſcher Lebensmuth, nirgends Unbefangenheit, nirgends ein freier Blick zum Himmel, nirgends ein Vertrauen auf die eigne Kraft! —

Als Katharina II. mit ihrer zerſpaltenden Politik die alte Frage der Bauernfreiheit wieder anregte, war es für Errettung der Reſte jener frühern Nationalität bereits zu ſpät. Auch dachte Niemand daran. Der Adel ſprach dagegen auf ſeinen Landtagen in ſchlauer Klugheit abſonderlich ſchöne Worte von Freiheit und Nationalität, da dies das

beſte Mittel erſchien, um gewaltſame Maßnahmen von Seiten Rußlands zu Gunſten der Sklaven, zu Ungunſten der Leib- und Grundherrn abzuwenden. Einige wahrhaftige Eiferer gaben der gegenſeitigen Komödie zwiſchen baltiſcher Ritterſchaft und ruſſiſchem Gouvernement einen glücklichen Anſchein von Wahrheit; und weil das Wort ſo flüſſig worden war, bemerkte man am Ende kaum in Petersburg und Europa, daß weder in Liv- und Eſthland, noch im unterdeſſen ruſſiſch gewordenen Kurland irgend etwas Poſitives für die Freiheit der Letten und Eſthen geſchehen war.

Wie aber ſtand es mit den Geſittungsfortſchritten dieſer Völker? Wie ſteht es noch heute damit? — Eine für alle Einzelfälle ſtichhaltige Antwort iſt nicht möglich. Wir haben ja eben keine Völker vor uns, ſondern einzelne Gemeinden, welche nur Sprache, Kleidung und gewiſſe Grundzüge des Charakters als Gemeinſames überliefert erhielten, übrigens aber je nach ihrem individuellen Verhältniſſen weſentlich verſchieden ſind. Ja, wer durch lange Jahre in den baltiſchen Landen lebte, mag noch heute, da die Freizügigkeit ein Recht des Bauern wurde, einen Wechſel der Rück- und Vorſchritte an Wohlhabenheit, Arbeitsſinn, an Lebensmuth und ſelbſt in den phyſiſchen Zuſtänden der einzelnen Gebietsbevölkerungen wahrnehmen, deſſen Wandlungen zum Beſſern und Schlimmern genau mit dem Charakter und der Herrſchaftsübung der auf einander folgenden Beſitzer zuſammenhängen, oft ſogar durch die Einflüſſe der Gutsbeamten bedingt werden. Aus dem Volke und durch das Volk geſtaltete ſich nichts; die Deutſchen und Ruſſen ſind noch heute für Alles verantwortlich was geſchieht, ſei's nun zum Beſten oder ſei's zum Schaden der baltiſchen Elemente. Im Allgemeinen hat jedoch die Bauernfreiheit mannichfach fördernd gewirkt, obgleich keineswegs in dem Grade, wie man es unter andern als den hieſigen Verhältniſſen hätte erwarten müſſen. Einzig und allein liegt auch hierbei nicht die Schuld

am heutigen Geſchlechte des Adels: es iſt auch hierbei viel ſchlimmes Erbe aus älterer Zeit, es iſt auch hierbei die fortwährende Angſt vor Rußlands Eingriffen nicht ohne hemmenden Einfluß geblieben. —

So mag es uns vielleicht wieder verwundern, und wir werden es vielleicht minder ſtreng den „Herrn" zum Vorwurf machen dürfen, wenn noch heute Pflug, Egge und alles andere Geräth des Letten und Eſthen, wenn ſogar die Art des Ackerbaues faſt überall noch im ſelben Zuſtande und auf derſelben Stufe verharren, wie ſie frühere Jahrhunderte geſchaffen hatten. Was daran hier und da gebeſſert und geändert auftritt, beſchränkt ſich auf einzelne kleine Gebiete, ja faſt könnte man ſagen auf die „Hofesfelder" und „Beihöfe". Und dies Wenige datirt ſogar meiſtens erſt aus den dreißiger Jahren, ward das Erzeugniß jener ſchweren Finanzkriſe, welche den geſammten baltiſchen Adel mit raſcheſter Verarmung bedrohte. Die Freiheit der Bauern hatte die Herrſchenden nicht dazu angeregt. Für das Volk als Volk, für den Bauern als Bauern, für den Unterthanen als Unterthanen war trotz der Schönreden unter Katharina nicht das Geringſte geſchehen und Alexanders Kommiſſion unter dem Vorſitze Kotſchubei's hat 1817 die Bauernfreiheit unter den lauteſten Beiſtimmungen der Landtage noch für eine gänzliche vernachläſſigte Maſſe proklamirt.

Die unter dem Einfluſſe der Landtage von Kur-, Liv- und Eſthland abgefaßten Bauerngeſetzbücher ſprechen auch in unverkennbarem Unmuthe beinah einzig von Obliegenheiten der Freigelaſſenen, gewähren dagegen die natürlichſten Rechte des Freien unter möglichſt ſchweren Bedingungen. Endlich iſt noch alle Gewähr mit ſchlauer Klugheit durch einen Paragraphen (Kurl. B. G. B. §. 559) vollkommen illuſoriſch gemacht, wonach der Ritterſchaft vorbehalten bleibt „Veränderungen und Zuſätze, welche durch die Erfahrung als nothwendig und

zweckmäßig empfohlen werden, und nicht das Weſentliche der Bauernverfaſſung alteriren, nachzutragen und zur allerhöchſten Beſtätigung zu unterlegen.“ Wer vertritt nun aber die Bauernſchaft gegen die Grundariſtokratie, wenn deren Intereſſen irgend eine Aenderung als nothwendig und beſonders als zweckmäßig erſcheinen läßt? Wer darf entſcheiden, auf welche der beiden Parteien dies „Nothwendig und Zweckmäßig“ zu beziehen iſt? Wer bekämpft die Untergrabung aller bäuerlichen, ſo ärmlichen Rechte, wenn die kecke That nur nicht „das Weſentliche“ der Bauernverfaſſung umſtößt? Die einzige Hülfe des Letten und Eſthen bleibt in ſolchem Falle die ruſſiſche Regierung.

War dies nicht auch deren Abſicht bei Verkündung der Bauernfreiheit? Hat ſie nicht ſehr wahrſcheinlich den Bauern als numeriſch übermächtige Bevölkerungsmaſſe der Oſtſeeprovinzen nur zum Staatsgebrauche gegen die Adelsſchaft frei haben wollen? Spricht nicht dafür ſelbſt der Umſtand, daß ſie kümmerlos um ſein ferneres Schickſal blieb, nachdem ſie ihm jene Freiheit gegeben? Lag nicht die Herbeiführung bitterſten Zerwürfniſſes in ihren Plänen? Sicher erſcheint es wenigſtens als eine bedenkliche Anomalie des ruſſiſchen Verwaltungsſyſtem, daß man im baltiſchen Lande dem Bauern bereits einige Aufmerkſamkeit in einer Periode zuwandte, als im übrigen Rußland noch kein Gedanke an Aufhebung der Leibeigenſchaft erſtanden war, wohl aber nach allen Seiten hin die politiſchen Rechte des Adels und der Städte zu Gunſten der Czarenallmacht geſtutzt und eingepfercht wurden. Erreicht hatte auch allerdings Katharina ſchon durch das Wenige, was man dem in ſeinen Rechten wohl verklauſulirten Adel unter dem Vorwande der Humanität abtrotzte, daß der Bauer zu einem Bewußtſein von der Möglichkeit beſſerer Zuſtände, zu bitterer Unzufriedenheit mit ſeinem Herrn gelangte. Beweiſe ſind die grauſam ſengenden und brennenden und grauſam be-

ſtraften Bauernaufſtände zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zerrüttende Macht des Divide et impera hatte ſich bereits vortrefflich bewährt, als Alexander den Thron beſtieg. Man hat es ihm als eine beſondere Vorliebe für die freiern Lebensgeſtaltungen der Oſtſeeprovinzen ausgelegt, daß er gerade dort ſo eilig mit den Verbeſſerungen der Bauernzuſtände vorſchritt. Aber, mag man von der andern Seite fragen, hat dieſer kluge Staatsmann, welchen ſelbſt Napoleon in diplomatiſcher Hinſicht allen Zeitgenoſſen überlegen nannte — hat er wohl jemals einen Augenblick vergeſſen, daß Graf Pahlen, dem er zufällig viel verdankte, ein Mitglied jenes baltiſchen Adels war? Mochte ihm nicht deſſen Gewaltthat an Paul als beängſtigendes Beiſpiel vorſchweben, weſſen eben jener Adel fähig, ſobald es gälte ein ſelbſtgeſtecktes Ziel zu erreichen? Einer ſolchen Ariſtokratie im freigelaſſenen und darum eben von der Regierung deſto unmittelbarer abhängigen Bauern ein Gegengewicht aufzudrängen, erſchien von großer Wichtigkeit. Ja, es iſt ſogar nach manchen Merkmalen nicht ganz unwahrſcheinlich, daß man dem altruſſiſchen und kleinruſſiſchen Adel den gleichzeitigen Antrag auf Freigebung ſeiner Eigenhörigen nur vorgeblich ſtellte, um die Geſittungseitelkeit der baltiſchen Ritterſchaften durch die vorausſichtlich abſchlägliche Antwort nur deſto gewiſſer zur eifrigen Bejahung zu reizen. Trotzdem wagte man es nicht mit der Verwirklichung des Planes vorzuſchreiten, ſo lang Graf Peter Pahlen Generalſtatthalter der Oſtſeeprovinzen war: er hatte wahrſcheinlich früheren Vorberathungen zu nah geſtanden und es war von ihm, dem kuriſchen Indigena, ein zu energiſches Widerſtreben zu befahren. Selbſt unter Baron Eſſen, dem eſthländiſchen Indigena, rückte die Angelegenheit nur langſam vorwärts. Erſt nachdem Marquis Paulucci, ein allen deutſchadeligen und baltiſchen Spezialintereſſen wildfremder Mann, unter deutlichen Zeichen des Mißwillens der Ritter-

ſchaften, auf den Seſſel des Generalſtatthalters geſtiegen war, ſetzte ſich die Befreiung der Leibeignen und ſomit die Beſchränkung der Adelsmacht eilig in's Werk.

Damit war die Spaltung vollendet. Mag auch die Freiheit der Letten und Eſthen nur ein Halbzuſtand ſein, ſo trägt ſie doch das Bewußtſein in ſich, daß der Leib, des Leibes Glieder und der Gedanke des Hirns ein freies Beſitzthum wurden. Der Lette und Eſthe weiß jedoch auch, wie die Freiheit von Rußland kam, dagegen von den Deutſchen feſtgehalten wurde, was an Knechtſchaft übrig blieb. Der Vorenthalt eines Grundbeſitzes von der einen, die Verheißung des Freizügigkeitsrechtes von der andern Seite ſind die unausfüllbaren Klüfte, welche ſich zwiſchen den Herrn und Knechten aufgethan haben. Dadurch verliert der Bauer jeden Halt und der Grundherr kann auf kein ſtätiges Verhältniß mehr rechnen. Der Leibherr, welcher einſt Vater ſeiner Eigenhörigen ſein mußte, iſt jetzt zu dem Freigelaſſenen in ein Verhältniß getreten, welches ſich dem des Fabrikherrn zum Arbeiter tagtäglich mehr verähnlicht. Der Bauer aber wurde ein Proletarier in ausgebildetſter Form. —

Mit dieſem Worte ſind alle Erſcheinungen der neuen und neueſten Zeiten im hieſigen Flachland erklärt. Seit Jahrhunderten in die Alleingeltung des ariſtokratiſchen Intereſſes eingelebt, überſchätzt die Adelſchaft den Werth des halberzwungenen Geſchenkes der Freilaſſung, und bezeichnet jede naturwüchſige Anſtrebung zur Ausdehnung und Weiterentwicklung dieſer Verhältniſſe von vornherein als feindſelige Bewegung. Der Eſthe und Lette ſtößt dagegen bei jeder Regung ſeine Glieder an den noch überhängenden Feſſeln wund, muß die Laſten der Selbſtbeſtimmung und Selbſterhaltung tragen, ohne deren Vortheile erringen zu dürfen, während er nur diejenigen dieſe unmittelbarſten Hemmniſſe und

Lebensnöthe überwinden ſieht, welche den bäuerlichen Verband verlaſſen, um ſich auf's Ungewiſſe in den Strudel des Stadtlebens zu ſtürzen, oder jene, welche ſich Rußlands Dienſt und Kirche in die Arme werfen, um ſolchergeſtalt nicht nur die Heimath, ſondern auch die Nationalität aufzugeben. Sogar ſeit dem Jahr 1831, da nach der vierzehnjährigen Dauer der allmähligen Freilaſſung nirgends mehr ein Leibeigner exiſtirt, hat ſich nach keiner Seite hin eine Brücke über jene Kluft der Feindſeligkeiten geſchlagen. Ja es machte ſich jetzt die Halbheit der Verhältniſſe nur immer ſchmerzlicher auf der Seite der Herrſchenden, wie der Beherrſchten fühlbar. Und die Thatſachen, welche heute alltäglich aus den Oſtſeeprovinzen in Europa verkündet werden, ſind die natürlichen Folgen dieſes Verhältniſſes. Die Letten und Eſthen ſind Losgelaſſene, aber keine Freien; die deutſchen Herrn ſind nicht machtlos, ſondern nur gelähmt. In Feſſeln und mit ſtumpfen Waffen kämpfen Beide, Beiden flüſtert Rußland falſche Hülfsverſprechungen zu, beide läßt es im Kampfe untergehen, wenn die Ermatteten ſich nicht bedingungslos in ſeine Arme werfen. — —

Vor dieſem äußerſten und letzten Schritte ſchrecken aber im Heerlager der Deutſchen, wie der Stammvölker noch viele Kämpfer zurück. In beiden lebt noch das Bewußtſein, daß dies der Schritt zum Tode ohne Auferſtehen. Weil jedoch die Kraft gebrochen und der Lebensmuth zerknickt iſt, gewinnt nun der Kampf auf beiden Seiten einen immer gehäſſigern, immer perſönlichern, immer heimlicheren, immer hinterliſtigern Charakter. Das Geſammtheitsbewußtſein tritt in immer fernern Hintergrund, jeder höhere Antrieb zum Handeln und Wirken verkrüppelt, ein häßlich Mäkeln um das Dein und Mein iſt aus dem Kampfe der Ariſtokratie gegen die Demokratie hervorgewachſen; und Geſetzesumgehungen treten auf beiden Seiten an die Stelle eines Ver-

fechtens von Rechten und Grundſätzen. Jede Partei traut der andern das Schändlichſte zu und glaubt darum ſich ſelber zu Mitteln berechtigt, welche ſie unter jedem andern Verhältniſſe und jedem andern Feinde gegenüber mit Empörung von ſich weiſen würde. Ja, ſelbſt jene ſcheinbar letten- und eſthenfreundlichen Beſtrebungen, welche neuerdings unter den Deutſchen hier und da auftauchen, ſind nur ſelten von unmittelbarem, praktiſchem, viel häufiger dagegen von gelehrt ethnographiſchem und hiſtoriſchem Charakter. Auf die Hebung des Volkes haben ſie bis heute nur einen äußerſt geringen Einfluß gehabt; und noch geringer war ihr Erfolg in Bezug auf die Verkettung ſeiner Intereſſen mit denen der Deutſchen. Sie haben dem Touriſten Kohl eine Schilderung des lettiſchen und eſthniſchen Lebens in die Feder dictirt, von welcher ſelbſt die unbefangenſten Oſtſeeprovinzianer urtheilen, vor etwa einem Halbjahrhundert könne ſie noch halbweg richtig geweſen ſein, heut aber halte ſie nirgends Stich. Allein dieſer ſelbe heitere Schilderer ſagt an anderer Stelle, wo er aus eigner Anſchauung ſpricht: „Es iſt unter allen ungebildeten Deutſchen faſt nur eine Stimme der Verachtung der Letten. Nur unter dem gebildeten Adel und den Predigern findet man einige billiger Denkende und ſogar wohl als Ausnahme einige Bewunderer des Lettenthums. Wo man ſonſt anfrägt, hört man es wiedertönen: keinem Letten iſt zu trauen; gegen ihre Lüge und Betrügerei muß man beſtändig auf der Huth ſein; ſie ſind nur durch ein Mittel zu irgend etwas zu bewegen, das iſt die Peitſche, und will man etwas mit ihnen erreichen, ſo darf man ſie nicht ruhen und feiern laſſen.“ —

Traurige Umriſſe des allgemeinen Bildes! Doch verfolgen wir deſſen einzelne Gruppen, ſo gewahren wir manche ſpezielle Geſtaltungen der Dinge in noch trüberem Lichte. Die allgemeine Uebereinſtimmung im Verhältniß der Bauern zu den Herrn änderte ſich nämlich mannich-

fach verſchieden in den drei Provinzen ab und erzeugte ſolchermaßen bald hier, bald da ein ſchrofferes Hervortreten der nationalen, ſozialen und politiſchen Uebelſtände.

Allen dreien gemeinſam iſt jene Beſtimmung der Freiheitsakte, wonach der Bauer kein Grundeigenthum für ewige Zeiten erringen kann. Zwar wurde ihm der Kauf deſſelben geſtattet, aber „nur in der Art, wie es die Landesgeſetze den Nichteinzöglingen (non indigenae) zugeſtehen.“ Demzufolge iſt es nur 90 Jahre ſein unbeſtrittenes Eigenthum, er kann niemals durch den Beſitz zu irgend einer politiſchen Berechtigung gelangen; er hat keinerlei aktives und paſſives Wahlrecht; ja, es ſteht ſogar die Frage unentſchieden, ob nicht jeder bäuerliche Grundbeſitzer (ſelbſt wenn er Eigenthümer eines ganzen Gebietsbezirkes würde) nicht auch fernerhin frohnpflichtig gegen einen adeligen Gutsherrn bleibt. Das Bauerngeſetzbuch giebt dafür keine entſcheidende Antwort. Es hat nur mit jener Beſtimmung von vornherein jede zukünftige Vertretung des Bauernſtandes unmöglich gemacht und die Zukunft der Nachkommen aller bäuerlichen Grundbeſitzer in's Ungewiſſe geſtellt. Allerdings tritt dieſe Frage im gegenwärtigen Augenblick noch nicht mit praktiſcher Bedeutſamkeit in den Vordergrund; die Bauernfreiheit iſt zu jung, als daß bereits ein Streit darüber entſtanden ſein könnte; ja, es giebt vielleicht noch heute keinen einzigen bäuerlichen Grundbeſitzer im ganzen baltiſchen Lande. Der Bauer ſteht nur noch im Verhältniß des Pächters.

An anderer Stelle iſt nun dieſes Verhältniß bereits näher erörtert worden. Wir ſahen, daß der Pachtzins durch Frohnden („Gehorch“) geleiſtet wird, welche eine gegenſeitige Uebereinkunft zwiſchen dem (Bauern) „Wirth“ und Herrn für je ein Jahr mit halbjähriger Kündigung feſtſtellt. Wir ſahen ferner, wie die Knechte und Mägde („Gebietsleute“) gleichermaßen für das Zugeſtändniß von Koſt, Wohnung,

Ackerſtellen u. ſ. w. dem Bauerwirthe dienen und der Gemeinde angehören, welche von je tauſend Seelen gebildet wird. Ein wirklicher Geldpacht der Geſindeſtellen iſt nun zwar dem Bauern ebenfalls geſtattet; doch treten ſolche „Geſindearrenden“ vor der Hand nur etwa in Kurland auf, während ſie in Liv- und Eſthland gar nicht gekannt ſind. Dies iſt durch die verſchiedenen Einrichtungen der Leiſtungen bedingt, welche in Kurland eine Möglichkeit des Gelderwerbes für den Bauern übrig laſſen, während eine ſolche in Liv- und Eſthland unter den heutigen Vorausſetzungen geradezu zur Unmöglichkeit wurde. Damit hängt natürlich ein im Allgemeinen beſſerer Zuſtand der kuriſchen Letten, der kuriſchen Landwirthſchaft überhaupt zuſammen, während aus dem Mangel jeglichen materiellen Behagens der Stammvölker fortwirkend, in Livland vorzugsweiſe ein großer Theil der für alles baltiſche Leben bedrohlichſten Erſcheinungen unter den Letten und Eſthen zuſammengedrängt ſind.

In Kurland hat jeder Bauernwirth eine der Größe des ihm verliehenen „Geſindes“ (beziehendlich der Pachtſumme) angemeſſene Strecke „Hofesfeld“ zu bearbeiten und außerdem noch einige „Hofesdienſte“ entweder perſönlich zu verrichten oder verrichten zu laſſen. Es iſt ihm das beſtimmte Maaß der Leiſtung gegeben, damit die Möglichkeit neben Erfüllung dieſer Pflichten die eigne Arbeit rechtzeitig zu verrichten. Der kuriſche Bauer befindet ſich in einem zwar ſchweren, aber doch ertragbaren Verhältniß. Er vermag doch ein Ende ſeiner Laſten bei jedem einzelnen Frohndienſt abzuſehen; er weiß, daß nach deſſen Vollendung, Kraft und Zeit ſein eigen, daß der Mehrerwerb nicht ſtets eine unmittelbare Mehrbelaſtung nach ſich zieht. Mit der Möglichkeit materiell beſſerer Zuſtände wächſt aber natürlich auch Eifer und Drang nach Herbeiführung derſelben. Es erwacht im Bauern ein vielleicht unklares, aber

doch ein Bewußtſein von den Vortheilen beſſerer Bildung und der Annäherung an die deutſchen Lebensformen. Dadurch gleichen ſich manche Schroffheiten der feindlichen Stellung aus, in welche ihn vergangene Zeiten und deren heutige Ueberbleibſel gedrängt haben; und iſt gleich hier ebenfalls wohl kaum irgend von einer Zuneigung und Anhänglichkeit gegen den Deutſchen die Rede (denn natürlich erzeugt ja auch ſchon das wenige Mehr des Gewährs gerade hier am Häufigſten eine vermehrte Anforderung), ſo durchdringt doch den kuriſchen Letten der Herrenhaß nicht bis in das Innerſte der Seele und ſein Groll zuckt nicht in jeder Lebensäußerung. Die Keime des ſelbſtſtändigen Beſitzes, der Bildung und Selbſtachtung beginnen bereits hier und da die Kluft zwiſchen Herrn und Knechten mit einer leichten Decke zu überziehen. Freilich ſind dies nur Anfänge, ſo geringfügige Anfänge einer Vereinigung, daß man eben die Verſchiedenheit der bäuerlichen Zuſtände in den drei Oſtſeeprovinzen bereits ziemlich genau kennen muß, um ihre Spuren aufzufinden. Denn im Allgemeinen gilt allerdings auch hier nur das Verhältniß gegenſeitiger Zurückſtoßung.

Anders iſt aber die Geſtaltung der bäuerlichen Verhältniſſe in Livland*). Hier iſt das Gehorch des Bauern nicht nach einem beſtimmten Areal, ſondern nach einer gewiſſen Anzahl von Tagen der Woche bemeſſen. Allein eben nur die Zahl der Tage iſt beſtimmt, nicht ihre je wöchentliche Wahl, nicht die zu verrichtende Arbeit. Natürlich wählt nun der Herr die ihm günſtigſten Tage, die beſte Witterung, die arbeitreichſte Jahreszeit und dies Alles geht dann dem Bauern für Beſtellung ſeiner eignen Landwirthſchaft verloren. Der Wirth eines größern Geſindes iſt zu bedeutendern Leiſtungen als der eines kleinern Land-

*) Dieſen ſehr ähnlich auch in Eſthland.

kreiſes verpflichtet; er vor Allen iſt alſo genöthigt, ſeine Frohnarbeiten oder den eignen Feldbau durch gedungene Stellvertreter verrichten zu laſſen. Und ſo geſchieht es, daß eben die größern Bauernwirthe in Liv- und Eſthland nur höchſt ſelten zu einem Baarvermögen gelangen, weil jeder Erwerb immer von Neuem durch Baarausgaben oder Verſäumniſſe verſchlungen wird. Nicht die abſolute Menge der Frohnden ſondern ihre Anordnung drückt ihn in hoffnungsloſeſte Dürftigkeit hinab. Mit dieſer Hoffnungsloſigkeit verſchwindet denn natürlich auch jedes Streben, die Erwerbsanſtrengungen erlahmen, eine allgemeine Laßheit wird alleinherrſchend. Damit verwächſt die Verbitterung gegen die Grundherrn. Sie ſind dem Bauern die Erzeuger ſeiner Armuth, ſeines Mißbehagens und einer Abhängigkeit, welche durch immer erneute Anlehen bei dem Beſitzenden alltäglich drückender anwächſt. Freilich verwechſelt bei ſolcher Anſicht der Dinge der Bauer die Wirkung mit der Urſache, die Folge mit dem Grunde. Aber wer wagt es, ihm ſo feine und am Ende doch unpraktiſche Unterſcheidungen nach den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte und dem Gewähr einer Freiheit zuzumuthen, welche die Laſten nur vergrößerte, anſtatt ſie zu verringern? Mag man den düſtern Haß ungerechtfertigt nennen, welcher eben die liviſchen Letten und Eſthen ſo häufig zu blutigen Aufſtänden trieb und ſie heute in dichten Schaaren den ruſſiſchen Verlockungen entgegenführt? Iſt ihm doch ſelbſt das letzte Ausflucht̃smittel, die Auswanderung, entweder gänzlich verſagt oder doch unendlich erſchwert; halten ihm doch die Städte ihre Barrièren abweiſend entgegen und findet er doch auch nur in unbedingter Anheimgabe an Rußland den Strahl einer Hoffnung auf glücklichere Tage.

Zwar mag man es freudig anerkennen, daß manche Grundherrn auf ihren Gebieten ſehr bedeutende Milderungen jener geſetzlichen Be-

ſtimmungen eintreten ließen. Allein dies bleibt immerhin eine Ausnahme, und zwar eine Ausnahme, welche in Kurland verhältnißmäßig häufiger als in Eſth- und Livland angetroffen wird.

Dabei dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß der ruſſiſche Einfluß in Liv- und Eſthland länger, daß er ſelbſt im alltäglichſten Leben unmittelbarer als in Kurland einwirkt. Dies nicht nur wegen der größern Nähe der ruſſiſchen Grenze und der Hauptſtadt, ſondern darum hauptſächlich, weil Liv- und Eſthlands Städte am Meere gelegen und ſo ein Sammelpunkt der ruſſiſchen Einwanderer geworden ſind. Die Berührungen mit Ruſſen gaben ſich häufiger, der nationale Widerwille ward im Anſchauen der beſſern Verhältniſſe der auf Obrok entlaſſenen Leibeignen abgeſtumpft; ja ſelbſt die ruſſiſche Sprache tritt dem liviſchen und eſthniſchen Stammvolke nicht gleichermaßen befremdlich entgegen, wie dem kuriſchen Letten. Sie ſchlug ihm von Kindheit auf an das Ohr. Sogar die Militärpflichtigkeit, welche dem Letten und Eſthen im Gefolge ſeiner Halbfreiheit kam, erſcheint ihm in ſeinem heutigen Verhältniß nicht ſo erſchreckend, wie den Bewohnern anderer Provinzen. Iſt ſie ihm doch ein Mittel aus ſeinem jammervollen Einerlei zu treten, giebt ſie ihm doch die Hoffnung nach jenen Ländern zu gelangen, welche die ruſſiſche Welt ſo verlockend ſchildert. Denn dem Ruſſen ſind ſie ja eben ſeine Heimath und der Lette, wie der Eſthe träumt in ſeiner kindlichen Phantaſie zu dem ſchon bunten Bilde noch manche ſtrahlende Farbe. Ueberdies kennt auch ſelbſt der minder Hoffnungsvolle den Militärdienſt kaum als ein Unglück; er wird nicht vom Herrn dazu abgegeben, ſondern das Loos beſtimmt die Rekruten; endlich trifft dies Schickſal in der That meiſtens nur Jene, denen in der Heimath kaum mehr ein Halt verblieb. Denn von der Rekrutirung ausgenommen ſind nicht nur Eigenthümer, ſondern auch Pächter und Bauernwirthe „einer

Landstelle von 6 Loof (ungefähr 5 Scheffel) Aussaat in jedem Winterfeld, und deren ältester Sohn", sowie alle „Hofesdomestiken". Ferner werden zwei Brüder „so lange als Rekrutenfähige in der Gemeinde vorhanden sind" gleichzeitig nicht zum Militärdienst genommen; endlich verfügt das Gesetz: „alle diejenigen Individuen, welche von der Landespolizei oder dem Kriminalgericht wegen Vergehungen zu Rekruten abgegeben werden, sind der Gemeinde zu gut zu rechnen wo sie ihre persönlichen Abgaben entrichtet haben." Doch selbst diese Ueberlieferung von Verbrechern an die Armee, im übrigen Rußland so gewöhnlich, wird in den Ostseeprovinzen nur im äußersten Falle geübt; und wo es geschieht, erscheint sie der Gemeinde beinah als eine Wohlthat.

Fragen wir aber endlich unbefangen, ist der Tausch des Lebenslooses unter den heutigen Bauernverhältnissen der Ostseeprovinzen mit dem russischen Heerdienst wirklich so erschreckend? Trauernd muß man es eingestehen: der russische Soldat, dieser Prototyp eines der Willkührherrschaft anheimgegebenen Menschen, hat sogar gewisse Vortheile vor dem baltischen Landbewohner voraus. Der Blutarme, welcher vorher tagtäglich um das nackte Leben kämpfen, jeden Bissen Brod mit schwerer Frohnde erarbeiten und stets mit dem Bewußtsein leben mußte, daß alle Arbeit, alles Schaffen ihn nicht unabhängig stellen könne — er weiß jetzt das rein materielle Leben gesichert, er hat täglich einige Kopeken baares Geld, die dienstfreie Zeit giebt ihm Gelegenheit zum Nebenerwerb, er weiß sich in den Krankheiten verpflegt. Ja selbst das schwere Regiment des Stockes ist wohl kaum härter als die Prügelherrschaft, welche die Aufseher und Amtleute im „Gehorch" ausüben. Sogar die Entfernung von der Heimath und den Angehörigen fällt dem freigewordenen Bauern minder schwer, als dem leibeignen Russen; denn die Freiheit hat ihn in ein ewiges Wandern von Gebiet zu Gebiet, in ein

ewig Haſten nach beſſern Erwerbszuſtänden hineingezwungen, er iſt der Heimath und Familie faſt ſchon entfremdet, ehe er in die Armee eingereiht wird.

Das ſind die Wege, die breiten Wege, welche aus den Oſtſeeprovinzen nach Rußland führen. Und wer auf dieſem Wege gegangen, kehrt nimmer zurück; oder eben nur um neue Wanderer mit ſich fortzuziehen. Denn kommt der lettiſche Soldat nach einem Jahrzehnt wieder in die fremdgewordene Heimath, ſo bringt er dorthin aus dem ruſſiſchen Lager zunächſt die unumſchränkteſte Verehrung und Hingebung für den Czaren, deſſen Kleid er getragen, deſſen Brod er gegeſſen, der ihm ſogar vielleicht einmal „Geſundheit“ zugerufen hat und den er ringsum nur bewundernd nennen hörte. Ruſſiſche Sprache, Sitte, Lebensform ſind ihm vertraut. Des regelmäßigen, tagtäglichen Arbeitens hat er ſich dagegen entwöhnt; die rohe Soldatenluſt fehlt ihm in der ſtillen Heimath, und wie ein Heimweh überkommt ihn die Sehnſucht nach der ruſſiſchen Art und Weiſe. Denn dort herrſchte wenigſtens der Ruſſe über den Ruſſen; hier aber iſt Deutſcher und Herr, Fremder und Herrſcher identiſch geworden. Wer richtet ihn, wenn er gefehlt? Ein Deutſcher. Wer ſtraft ihn? Ein Deutſcher. Wer entſcheidet bei ſeinem Streite gegen den Mitbauern? Der Deutſche. Bei wem kann er Recht ſuchen gegen den Deutſchen? Beim Deutſchen*). Er vermag den ent-

*) Zwar wird es den Bauern im Bauerngeſetzbuch als ein außerordentliches Zugeſtändniß angeprießen, daß man ihnen jetzt ein bäuerliches Gemeindegericht und einem Gemeindemitglied die Erlaubniß zum Beiſitz im Kreisgericht gebe. Allein davon ward nichts erwähnt, daß Guſtav Adolf bereits bäuerliche Gemeindegerichte in Liv- und Eſthland geſchaffen hatte, die ſpätere Zeiten wieder vergeſſen machten. Das bäuerliche Gemeindegericht hat nur über Streitigkeiten der Bauern untereinander zu entſcheiden, entſcheidet nach dem vom Adel entworfenen Bauerngeſetzbuch und wird intellectuell beinah ausſchließlich durch den Gerichtsſchreiber geleitet, welchen der Gebietsherr einſetzt und beſoldet. Die Streitigkeiten zwiſchen den Gebietsleuten und

ſcheidenden Gründen des Richterſpruches nicht zu folgen; denn der deutſche Herr hat ihn von ſeiner Sprache ferngehalten. Er kann bei ſeinen Streitigkeiten gegen den adeligen Grundherrn kein gerechtes Urtheil vorausſetzen; denn die Grundbeſitzer haben das Gericht zuſammengeſetzt aus Männern ihres Standes und ihrer Verwandtſchaft. Jeder ungünſtige Spruch giebt ihm neue Berechtigung zum alteingewurzelten Haß. Und in dem Kruge erzählt er's den unbedingt gläubigen Stammgenoſſen, indem er hinzufügt, wie dies und jenes in Rußland anders, ſchon darum beſſer war. Der verbitterte Lette und Eſthe trägt dann die neue Kunde in ſeine Hütte, und füttert ſeine Knaben mit ſolchen Erzählungen auf, daß ſie heranwachſen in Mißtrauen und Haß gegen die „Herrn", ſobald ſie freien Willens ſind, das Geſinde verlaſſen und nach den baltiſchen Städten wandern, oder auch direkt nach den ruſſiſchen Provinzen.

Auf ſolche Weiſe wächſt die Zahl der dem Ruſſenthume zugewendeten Letten in reißender Schnelligkeit. Auf ſolche Weiſe rächen ſich die Vergehen der Schwertritter am heutigen Adelsgeſchlechte. Dieſes aber hat ſeine Aufgabe mißverſtanden und ſeine Gefahr unerkannt gelaſſen, indem es die freigewordenen Stammvölker immer von Neuem mißwillig von ſich ſtieß. Mit einem engherzigen Bauerngeſetzbuche ſuchten ſeine Väter dem Geiſt der Zeit zum Trotz an verſchollenen Herrſchaftsrechten zu retten, was ſie davon nicht aufgeben mußten; und indem die Söhne

---

Herrn gehören in erſter Inſtanz vor das Kreisgericht (zweite Abtheilung des Hauptmannsgerichtes). Dort präſidirt ein adeliger und vom Adel gewählter Bezirksrichter; dazu kommt ein adeliger Aſſeſſor, ein adeliger Friedensrichter, ein zwar nichtadeliger, aber vom Adel gewählter Secretär. Daneben ſitzt iſolirt, oft kaum der Verhandlungen in deutſcher Sprache mächtig und dem Geſchäftsſtyl natürlich ganz und gar nicht gewachſen, ein bäuerlicher Aſſeſſor. — So iſt es in Kurland. In Livland ſind — vielleicht in Erinnerung der ſchwediſchen Periode — drei bäuerliche neben vier adeligen Gerichtsperſonen vorhanden. In Eſthland hat man dagegen dies ganze Kollegium in der einzigen Perſon eines dem Adel angehörigen „Hakenrichters" vereinigt. Die Bauern ſind alſo gar nicht vertreten.

ſich an dieſem Prinzipe feſtklammerten, gruben ſie der ſelbſtſtändigen Zukunft ihrer Geſammtheit, wie des deutſchen Elementes das Grab. Ihre Söhne und Enkel werden aber noch Schlimmeres erleben, als die Gegenwart ſchon brachte. Ihren Söhnen und Enkeln wird jene Widerſtandsmacht der Rechte und Geſetze vollends gebrochen ſein, welche heute bereits in ihren Grundpfeilern vor dem Anfluthen des Ruſſenthums erzittern. Ungehört wird dann ihr Jammer verhallen. Der jubelnde Zuruf von zwei Millionen ruſſiſch gewordener Letten und Eſthen wird ihn überdröhnen, wenn Rußland ihr zähes Feſthalten an adeligen Rechten und Unrechten gleich einem Staatsverbrechen mit drohenden Ukaſen bekämpft, und was ſie Verfechtung des deutſchen Elementes nennen, gleich einem Hochverrath, mit Sibirienſtrafe und Bergwerksarbeit belegt.

So ſteht denn das baltiſche, das deutſche Element dem Untergange vollkommen rettungslos gegenüber? — Vollkommen rettungslos, wenn ſich die deutſche Bevölkerung, Adel wie Bürgerſchaft, nicht losreißt von eingewurzelten Vorurtheilen und nicht emporrafft aus dem gewohnten Dahinleben. Vollkommen rettungslos, wenn nicht Bürger und Adel verbündet dem Andrängen Rußlands gegenübertreten. Vollkommen rettungslos, wenn beide nicht in dieſem letzten Augenblicke den Letten und Eſthen die Hand reichen. Nur noch mit den ſchwerſten Opfern iſt wieder zu erringen, was man in ſorgloſer Sicherheit und kaltſinniger Fahrläſſigkeit dahinſchwinden ließ. Erſtes Bedingniß dieſer Rettung iſt die Erſchaffung eines wirklichen Bauernſtandes. Dieſer kann nur die Gewähr eines erbeigenthümlichen Grundbeſitzes erzeugen. An das deutſche Element kann er nur gefeſſelt werden, wenn man ſeinen nationalen Elementen volle Gerechtigkeit gewährt, wenn man den Letten und Eſthen in ſeiner Sprache richtet und ihm die Möglichkeit einer Vertretung ſeiner Intereſſen gegen die des Adels und der Städte zugeſteht.

Aber dies Alles ist unterblieben. Rascher, übermächtiger, verheerender, als sich noch vor wenigen Jahren voraussetzen ließ, ist das russische Unheil über die Ostseeprovinzen hereingebrochen. Lauter und lauter mit jedem Jahre sind die Klagen von dorther erschollen, immer schwerer hat sich auch das materielle Elend auf das Land gelagert. Zwei Jahre des Mißwachses und russische Hülfleistungen haben das hungernde Landvolk dem Russenthume vollends verpflichtet. Der neue polnische Erhebungsversuch, wenn im Keime erstickt, reizte den Grimm des russischen Systems gegen seine unrussischen Unterthanen wieder zu neuen Gewaltmaßregeln auf. Auch die Ostseeprovinzen mußten in gewisser Art büßen, was Polen verbrochen. Das Petersburger Kabinet benutzte die dortigen Vorgänge zu einem immer rücksichtslosern Vordringen auch gegen die baltische Ausnahmsstellung und Nationalität. Nun peitschen freilich die Streiche des sich heranwälzenden Geschickes die Ritterschaften und den Bürger aus schlaffer Ruhe und dumpfem Schlaf empor, woraus kein Zuruf einzelner Patrioten und keine Selbstüberzeugung sie durch ein Jahrhundert emporzurütteln vermocht hatte. Gott mag walten, daß es nicht bereits allzuspät sei! — — Mit welchen Gefühlen mögen aber die Abgeordneten des livländischen Adels am 23. Februar 1846 aus dem Audienzzimmer des Winterpalastes getreten sein, als sie gekommen waren, um den Einhalt der gewaltsamen Russifizirungsmaßregel zu erflehen? Denn damals schloß der Kaiser seine Rede: „Seit 150 Jahren gehören die Provinzen zum Reiche, und so sind sie russisch. Für mich und meine Nachfolger verspreche ich die Erhaltung ihrer Rechte. Aber von einem Deutschthume soll fürder keine Rede mehr sein.“

Das war ein Todesurtheil.

Um und in Dorpat.

Endlich erheben ſich ein Paar Hügel in der troſtloſen Fläche, endlich rollt der Wagen bergauf und bergab. Die Birken, Freunde des Hügellandes, ſtellen ſich näher zum Wege, der Schwarzwald weicht mitunter für Viertelſtunden hinter die Anhöhen zurück, ſelbſt die Felder ſcheinen häufiger geworden; man könnte meinen, hier unter glücklichere Himmelsſtriche zu gelangen — aber da ſtarrt uns das bodenloſe Elend aus den Hütten der Eſthen entgegen, welche nunmehr den Weg begleiten. Denn ſchon ſind wir Dorpat genaht und haben die nationale Grenze zwiſchen Letten und Eſthen überſchritten.

Man vermag in den gewohnten Umgebungen, ſelbſt im Anblicke der bitterärmſten Striche des übrigen Europa, kaum irgend ein Seitenſtück zu den eſthniſchen Hütten aufzufinden. Eng, ſchief und lüderlich aus gänzlich unbehauenen Balken zuſammengefügt, mit Borke lückenhaft bedeckt, ohne die Spur eines Schornſteins, mit einem einzigen,

kleinen, aus mehrern Gläſern zuſammengeflickten, noch öfter mit Papierſtreifen verklebten oder ekelhaften Lumpen verſtopften Fenſter, die Thür niedrig und vom hervorquellenden Rauche verſchloſſen — ſo ſtehen dieſe Häuſer, als harrten ſie nur dem Augenblicke entgegen, wo ihnen vergönnt ſein möchte in ihre Fäulniß, Verrottung und Verſchmutzung zuſammenzuſinken. Jene Thür führt zu einer düſtern, raucherfüllten Stube mit geſchwärzten, auch urſprünglich nicht betünchten Wänden. Ein Paar elende Tiſche ſtehen mitten in dem Raume, deſſen Fußboden ſo holprich wie irgend ein baltiſcher Landweg; an die Wände lehnen ſich einige rohgeſchnitzte Bänke; eine Truhe iſt das Putzmöbel. Nur bei den Wohlhabendſten kommen hierzu noch ein Paar kurze, von Stroh oder Moos erfüllte Bettkaſten. Allein gewöhnlich ſchlafen die Eſthen auf den Tiſchen, auf den Bänken, auf der Erde, Männer, Weiber, Kinder und Mädchen bunt durcheinander; und dazwiſchen lagern Schweine, Hunde, Hühner oder ſonſtiges Hausgethier. Ueberall Schmutz, Schmutz des Leibes und der Seele; dazu viel körperliche Leiden — trotzdem daß manche Schriftſteller uns von der unberührten Kraftfülle dieſer Naturkinder theils aus Unkenntniß der Wahrheit ſprechen, theils um die äußerſt mangelhafte ärztliche Verſorgung zu beſchönigen — und die Blindheit vor Allem ſo allgemein, daß ein Blinder, von einem Knaben am Stocke geleitet, ſogar zur unausweichlichen Staffage aller eſthniſchen Landſchaftsbilder wurde. Wahrhaft erſchreckende Zuſtände! —

Allerdings darf man nicht vergeſſen, daß dies eben recht eigentlich von den ſogenannten „Dörpt-Eſthen“ gilt. Die „Reval-Eſthen“, welche ſich auch durch den Dialekt von ihnen unterſcheiden, haben zwar die altnationalen Gewohnheiten, die nationale Kleidung u. ſ. w. noch feſter als die Dörpt-Eſthen bewahrt. Aber ſie haben — vielleicht unter beſſern materiellen Verhältniſſen — dieſe Urſprünglichkeiten nicht im

Schmutz und ſtumpfer Rohheit gleichermaßen verſumpfen laſſen. Im eigentlichen Eſthland und am Seeſtrande ſind die Eſthen noch ein wirklich naturwüchſiger und charakteriſtiſcher Volksſtamm; hier erſtickte dagegen Alles in bitterſter Armuth, und jede Spur einer neu auftauchenden Entwicklung vergiftete ſich im Branntwein*). Nur diejenigen Wandlungen, welche ohne alle ſittliche Erhebung geſchehen können, die Abwendung von geregelter Arbeit und einem feſten Familienleben, die Abwendung vom Ernſt des Proteſtantismus und des Anſchluſſes an deutſche Geſittung, fanden Eingang in die zähen Dörpt-Eſthen. Seit Jahrhunderten untermiſcht mit einzelnen ruſſiſchen Familien und Gemeinden, daher deren Lebensgewohnheiten nicht mehr fremd, hat die neuere maſſenhafte Andrängung des Ruſſenthums unter ihnen einen bereiten Empfang gefunden. — —

Schade, daß dieſes gänzliche Darniederliegen einer urſprünglich ſchönen Nationalität, ſchade, daß die Zeichen der ruſſiſchen Ueberfluthung gerad die Dorpater Umgegend umfaſſen. Denn eben dieſe Landſchaften waren das Paradies der „Maa mees“ (Männer des Landes), wie ſich die Eſthen gern noch heute nennen; hier ſpielten die zauberhaft ſchönen Märchen und Götterſagen, deren einige Kohl in ſeinem Werke über die Oſtſeeprovinzen geſammelt hat. Aber nichts davon hat ſich unter den

*) Ein liebliches Bild der Reval-Eſthen und ihres Lebens, ſowie deſſen ihrer Herrn und ihrer Hauptſtadt geben die Lettres from the shores of the baltic (London, Murray 1841). Im Ganzen darf man das Bild auch getreu nennen; und wir erhalten eine ganz richtige Anſchauung der Dinge, wenn wir bei der Lectüre dieſes Buches nur keinen Augenblick vergeſſen, daß die Verfaſſerin jener Briefe (Mss. Kikby) die Eſthen aus dem Edelhofe eines ihr verſchwägerten Grundbeſitzers anſchaute und ſchon als Schriftſtellerin bekannt war. Sie ſah ſie eben im Sonntagskleide; oder vielmehr man ließ ſie ſo ſehen. Denn auch in den Oſtſeeprovinzen liebt man es, den Blicken des Fremden tauriſche Dörfer vorzuführen, beſonders wenn er des Schriftſtellerns verdächtig. — Die in Reval gearbeitete und in Leipzig gedruckte deutſche Ausgabe dieſer „Baltiſchen Briefe“ (1846) iſt unvollſtändig.

Dörpt-Eſthen erhalten. Was wir davon vernehmen, erſchallt drüben vom eigentlichen Eſthland, während die Eſthen des liviſchen Seeſtrandes wieder die Sage des Heroenthums wach erhielten, dagegen die eigentlich mythologiſche, heidniſche Sage vergaßen. Die beiden großen Binnenwaſſer, der Wirzjerw- und der Peipusſee, ſowie deren Verbindungsfluß, der Embach, ſind gleichſam die Quellen, aus denen die belebte Welt des eſthniſchen Heidenthums und eines heidniſchen Chriſtenthums entſprang. Der Domberg von Dorpat war der elyſiſche, ſchattenreiche Wohnplatz der erſten vom Allvater geſchaffenen Menſchen. Er ſelbſt thronte in den dichtverſchlungenen Waldungen des Berggipfels. Von da ſtieg er zu den Menſchen herab und lohnte ihre Tugend oder ſtrafte ihre Fehler; Sonne, Mond und Sterne waren ſeine Kinder, und ſie erzeugten halbgöttliche Geſchöpfe. — —

Man mag es gern glauben, daß den Eſthen jener Domberg ein Naturwunder erſchien. Hebt er ſich doch noch heute, ſchön wie eine Fata Morgana aus dem ermüdenden Einerlei des Landes mit den ſchlanken Ruinen ſeines Domes empor. Und auch von ſeiner täuſchenden Zauberkraft ſcheint er noch manches beibehalten zu haben. Der deutſche Reiſende hält ihn noch immer für das weithin ſichtbare Wahrzeichen eines vollkommen deutſchen Beſitzthums.

Dorpat — wir ſind ſo gewohnt, es zu den deutſchen Hochſchulen zu rechnen, wir fühlen uns ſo ſicher hier inmitten ruſſiſcher Umdrohung noch eine feſte Burg der deutſchen Selbſtſtändigkeit zu finden. Wir glauben es auch vollkommen unbefangen und beanſpruchen es wie einen der deutſchen Vorzüglichkeit naturgemäß geleiſteten Tribut, wenn ein geſellig artiger Ruſſe verſichert, daß Dorpater Bildung die übrigen Univerſitäten Rußlands, folglich das ganze Oſtreich beherrſche, daß ferner die Dorpater Aerzte allen nationalruſſiſchen und vollends die Pädagogen

ſämmtlichen auf ruſſiſchen Univerſitäten gebildeten Erziehern vorgezogen werden, ja daß Dorpater Wiſſenſchaftlichkeit der Gipfelpunkt ruſſiſchen Gelehrtenehrgeizes ſei. Trotzdem vergeſſen dieſe artigen Ruſſen niemals beizufügen, wie Dorpat doch eigentlich eine ruſſiſche Erſchaffung. Und ſie haben mit der ruſſiſchen Erſchaffung in ihrer Art vollkommen recht. Fürſt Jaroslav von Moskovien hat um das Jahr 1000 die Stadt Jurieff an dieſer Stelle angelegt. Dann freilich verſchlangen ſie die Wogen des liviſchen Krieges. Als jedoch nach Guſtav Adolph die Ruſſen zum erſten Male wieder in die Gegend kamen, fanden ſie doch einen Ort und noch dazu eine blühende Handels- und Univerſitätsſtadt. Dieſe Stadt hatte ſich unterdeſſen Dörpt oder Dorpat genannt und an 30,000 Einwohner gewonnen. Die Ruſſen aber, in Vorausſicht der künftigen Schöpfung einer deutſch-ruſſiſchen Univerſität, jagten die Profeſſoren der ſchwediſch-liviſchen Stiftung davon, plünderten die Bürgerhäuſer, führten deren deutſche Bevölkerung gen Moskovien und brannten die Häuſer nieder. Als demungeachtet die Stadt eine ſo mächtige Wiedererzeugungskraft zeigte, daß ſie trotzdem von Neuem auf- und anwuchs, wiederholten ſie bei erneuten Einfällen daſſelbe Manöver mehrmals bis endlich Peter der Erſte der ermattenden Stadt die langverſagte Ruhe geſtattete. Und nunmehr nannten's die Ruſſen eine ruſſiſche Schöpfung. Peter verſtand allerdings die natürliche Wichtigkeit des Ortes als Handelsplatz zu würdigen, weil ihn der durchſtrömende Embach weſtwärts mit dem Wirzjerwſee und oſtwärts mit dem Peipusſee, ſolchermaßen mittelbar mit dem Innern Rußlands und unmittelbar mit dem weſtlichen Livland, ſelbſt mit Polen (Kowno'ſches Gouv.) in Verbindung bringt. Vielleicht wäre jedoch Dorpat dennoch vergeſſen geblieben, trotzdem daß dieſe natürlichen Vortheile ſeiner Lage es bereits früher zur Hanſabündnerin gemacht hatten, wenn nicht Rußlands kindliche Flotte ihre erſten

Schwimmverſuche auf dem Peipusſee unternommen hätte. Dadurch kam viel ruſſiſche Welt nach der eingegangenen Hochſchule, auch faßten deutſche Bürger wieder feſten Fuß und Livlands Adel verlegte hierher ſeine Winterreſidenz. Unter Paul tauchte dann der Gedanke auf, die in Pernau abgeſtorbene Univerſität von Dorpat wieder in's Leben zu rufen. Woher die Veranlaſſung? Wer fragt unter Paul's Regierung nach dem Warum? Es ſollte ſo ſein — allein es wurde nicht.

Erſt Alexander ſetzte den Gedanken in's Werk, berief ausländiſche Lehrer und gab der neuen Hochſchule eine deutſche Geſtalt. So lang er auf dem Throne ſaß, ſchien auch dieſem deutſchen Charakter nirgends ein Drohniß gegenüberzutreten. Die Univerſität gehörte eben zu jenen Attributen halb gelehrten, halb äſthetiſchen Ausſehens, mit denen Alexander ſeinen Thron und ſeinen humanen Despotismus ſo gern ſchmückte. Selbſt gegen das Ende des Curatoriums des Fürſten Lieven (1817—1831) und des Grafen Pahlen ſchienen noch keinerlei ruſſiſche Angriffe hierher gewendet zu ſein. Auch Kohl, deſſen Oſtſeeprovinzlicher Aufenthalt in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre fällt, ſcheint Dorpat noch im vollſten Ernſte für ein Bollwerk des baltiſchen Deutſchthums zu halten. Allein die deutſche Wiſſenſchaft und der deutſche Ernſt mag es ſich damals im Drängen und Treiben eines buntbewegten Lebens allerdings bequem genug gemacht haben, obgleich die Oſtſeeprovinzianer dem liebenswürdigen Plauderer darüber ernſtlich grollen, daß er davon gar ſo unbefangen geſprochen, wie von einem wiſſenſchaftlichen Streben unter den Lehrern der Hochſchule nur wenig die Rede ſei, wie man an eine Verwahrung gegen ruſſiſche Tendenzen gar nicht gedacht, ja wie ſeit einem Halbjahrhundert kein einzig Buch von einiger Bedeutung die Preſſen der Oſtſeeprovinzen verlaſſen habe. Factiſch widerlegen konnte ihn zwar ſelbſt ſein Dorpater Gegner nicht; aber er hätte es doch dem

ausländiſchen Publikum nicht gar ſo nackt und unverblümt erzählen ſollen. — So meinen die Oſtſeeprovinzianer. — Unterdeſſen war aber die ruſſiſche Politik in ihren gegenbaltiſchen Beſtrebungen bereits weiter vorgerückt; und endlich kam es zum offnen Bruche bei Gelegenheit der vielbeſprochenen Ullmann-Madaiſchen Vorgänge. Die Denuntiationen flogen nun geſchäftig gen Petersburg und aus dem Miniſterium Uwarow kamen die Befehle an den Curator, Oberſt von Kraffſtröm, welche ihn beauftragten gegen die urſprünglichen und nationalen Verhältniſſe des ganzen Organismus der Hochſchule, wie gegen gefährlich aufwuchernde Keime einer aufrühreriſchen und ſtaatsgefährlichen Bewegung Sturm zu laufen. Dies ging um ſo leichter, da bereits der Boden nach allen Richtungen von ruſſiſchen Minen durchbohrt war. „Denn ſchon 1841“ — ſagt Blaſius, der treffliche Beurtheiler ruſſiſcher Zuſtände, im zweiten Bande ſeiner Reiſeſchilderungen — „glühte in Dorpat der Funke, welcher ſpäter in ſo lichte Flammen ausbrach, nicht mehr unter der Aſche. Schon damals äußerten ſich die Befürchtungen, daß durch die Maximen der Regierung die nationalen Intereſſen der Univerſität gefährdet würden. Ueber Rußlands Ruſſifizirungsbeſtrebungen und ſein Nivellirungsſyſtem waren die Anſichten getheilt: die eine Partei nannte es Fortſchritt, die andere Rückſchritt. Zur erſten, ruſſiſchen gehörte die Mehrzahl der deutſchen Profeſſoren. Der Kampf Rußlands gegen die Oſtſeeprovinzen wird von Deutſchen geführt.“

Wahrlich, ein hartes, aber ein gerechtes Urtheil! Man gehe auf jenen Streit und die verſchiedenen Darſtellungen zurück, welche derſelbe in der deutſchen Zeitungswelt gefunden — und man wird dies harte, wahre Urtheil beſtätigt erkennen. Im unwürdigen Haſten und Haſchen nach ruſſiſcher Gunſt, ruſſiſchen Orden und ruſſiſchem Range ſchwangen die ſogenannten Vertreter des deutſchen Elementes

ihre feilen Waffen gegen die wirklichen Verfechter deſſelben. Ruſſiſche Hülfe kam ihnen natürlich von allen Seiten und in allen Geſtalten. Als aber die wenigen Ehrlichen vor der Uebermacht gewichen waren, da galt es, noch den unbefangenen Sinn derer zu befangen und irrzuleiten, welche gerad an jenen zurückgetretenen Lehrern mit warmer Liebe gehangen. Man beſtach die leicht verblendbare Studentenſchaft mit einer gewiſſen äußerlichen Milde. Man verließ durch faſt zwei Jahre die Strenge der Geſetzesübung in Bezug auf die Studentenpolizei, indem man die Meinung verbreitete, die abgetretenen Profeſſoren ſeien deren unerbittliche Executoren geweſen. Bis dahin war es unter Kraffſtröm's Militärregiment z. B. unerhört, daß ein Duell ſtraflos geblieben: jetzt bemerkte man den Zweikampf kaum; die Uniformen durften offenſtehend getragen, ja ſelbſt bisweilen mit Civilkleidern vertauſcht werden; die alten, bisher nur leis geſummten Studentenlieder Arndts durchklangen ungeſtört die Gaſſen; ſogar Verbindungen tauchten ungeahndet von Neuem empor.

Da jubilirte nun der Student und feierte die neue Ordnung der Dinge. Allein zum Ruhme der Oſtſeeprovinzen muß man doch bemerken, daß neun Lehrſtühle lange Zeit unbeſetzt blieben und zum großen Theile deshalb unbeſetzt, weil die ernſten baltiſchen Gelehrten die ihnen angetragenen Profeſſuren ausſchlugen. Sie wußten es recht wohl, wohin die anſcheinende Milde ziele; ſie erkannten die allerwärts aufſteigenden Drohniſſe. Da ſchickte Rußland nach Deutſchland; und es fand gefügige Menſchen. — Unterdeſſen hatte ſich aber ein immer dichteres Gewölk gegen das nationale Element der Univerſität zuſammengeballt. Von den 50 Studenten, welche auf Koſten der Krone bei der mediziniſchen Fakultät ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung erhielten, wurde die Mehrzahl nach beſtandener Prüfung zum ſchwerſten Armeedienſt ver-

wendet. Faſt nur auf der Flotte und in deren Hospitälern finden wir ſie noch heute. Gleichzeitig ward die Forderung der Kenntniß ruſſiſcher Sprache beim Abgang von den Gelehrtenſchulen immer höher geſchraubt. Die Zahl der ruſſiſchen Vorleſungen, beſonders im juriſtiſchen Fache, vermehrte ſich; Disciplinen des ruſſiſchen Rechtes traten an die Stelle allgemeinrechtlicher Ausbildung. Dann donnerte der Ukas (1844) aus dem Petersburger Olymp hernieder, wodurch jede Reiſe in's Ausland vom 18—25 Lebensjahre verpönt ward; eine Reihe deutſcher Hochſchulen war den ruſſiſchen Unterthanen ſchon ſeit Jahren verſchloſſen und neue, gerad die beliebteſten, wurden dieſer Reihe zugefügt. Endlich erſchien der Befehl, wonach Niemand einen Anſpruch auf eine ſtaatliche Anſtellung im ruſſiſchen Reiche erheben kann, wenn auch die Zeugniſſe aller Prüfungen für ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung ſprechen, der nicht ſeinen vollſtändigen Curſus auf einer ruſſiſchen Univerſität nachzuweiſen vermag *).

Solchermaßen ſoll das Werk vollendet werden, welches der deutſchen Hochſchule in eine ruſſiſche Einſchulungsanſtalt verwandelt. Die Männer unruſſiſcher Bildung, welche jetzt noch auf den Lehrkanzeln ſtehen, werden nach und nach abſterben, damit ruſſiſche Zöglinge an ihre Stelle treten; im deutſchen Sinne wirken, darf ſchon heute keiner von ihnen; und über die Studenten herrſcht auch längſt wieder mit erneuter Strenge das ruſſiſche Soldatenregiment. Eingeſchnürten Leibes und eingeſchnürten Geiſtes dreſſirt ſie ein ſchulmäßiger Unterricht für die Prüfungen und für banale Büreaupraxis, während die freie Ausbildung

*) Das Jahr 1847 brachte dazu bekanntlich noch einen Ukas, wonach fernerhin kein Student die deutſche Univerſität Dorpat beziehen darf, welcher in der Prüfung über ſeine Kenntniß der ruſſiſchen Sprache nicht das erſte Zeugniß (vollkommene Sprachfertigkeit) errungen hat.

nach irgend welcher ſpeziellen Richtung von den Cenſuren in den einzelnen Disciplinen bei den halbjährigen Prüfungen und deren Einfluß auf den ganzen Lebensgang eingeängſtigt und verkrüppelt wird. Nicht lang mehr kann es dauern, und Dorpat muß ſeines alten Ruhmes verluſtig gehen, die Lehranſtalten des Reiches mit theoretiſch ebenſo wie praktiſch durchgebildeten Männern zu bereichern. Handbücherwiſſenſchaft und alljährlich von Neuem abgeleſene Hefte müſſen an die Stelle freier wiſſenſchaftlicher Belehrung treten. Man will keine Gelehrten, man will nur Büreaudiener. Für den gemachten Glanz der Petersburger Akademie wird aber auch dann noch uraliſches Gold ſeine Männer vom Ausland zu erkaufen wiſſen. —

So ſind denn auch hier die Wege nach Rußland, und nur dieſe Wege eröffnet. So drängt auch hier ein unerbittliches Herrſcherprinzip das deutſche Element in ruſſiſche Formen, und nur in dieſe. Bereits ſind die baltiſchen Studenten von den deutſchen Univerſitäten verſchwunden; und bald wird jene ganze Generation der Oſtſeeprovinzen ausgeſtorben ſein, deren Jugenderinnerungen ſich an deutſche Hochſchulen knüpfen. Mit ihnen erſtirbt die letzte unmittelbare Berührung der baltiſchen mit der deutſchen Geiſteswelt, die letzte unmittelbare Kenntniß der Ideen und Hoffnungen unſerer ermannenden Jugend in Kur-, Liv- und Eſthland, die letzte unmittelbare Theilnahme an einem reichen und eigenthümlichen Stücke deutſchen Lebens in unſern preisgegebenen Stammbrüdern. Nur fertige Männer oder unreife Kinder können fernerhin einen längern Aufenthalt in Deutſchland nehmen. Die Kinder aber vermögen nichts von der Innerlichkeit der vorwärtsdrängenden Entwicklung des Deutſchthums in das erſterbende Vaterland überzuführen; und was davon bei ihnen ankeimte, vernichtet das nachherige ruſſiſche Regiment der Studentenjahre vollkommen. Die Männer aber, ein-

gelebt und eingewohnt in ihren heimiſchen Verhältniſſen, fühlen ſich leicht überſtürzt, ja verletzt von dem, was ſich in unſerm Leben angebahnt hat. Ferngehalten durch Cenſur und Schriftverbote von den fortwährenden Anſchauungen der allſeitigen Anſtrebungen und kleinen oder großen Errungenſchaften, deren Reſultate ſich wieder in der äußern Erſcheinung als in einer unmerklichen Umgeſtaltung aller Anſchauungsweiſen äußern, werden ſie ſich ſogar wahrſcheinlich von dem haſtigen Drange der Neugeſtaltungen abgeſtoßen fühlen. Die weite Kluft zwiſchen dem ſozialen, politiſchen und nationalen Entwicklungsgange, welche jetzt bereits in ſo viel Einzelheiten durch kein gegenſeitig Verſtändniß zwiſchen den nichtruſſiſchen und baltiſchen Deutſchen ausgefüllt wird — dieſe Kluft muß ſich nothwendig immer weiter aufthun. —

Aber auch in den Oſtſeeprovinzen ſelber kann der neue Charakter Dorpats nur verderblich wirken. Wie ſich der Kampf zwiſchen den Stammvölkern und den Deutſchen eben durch ruſſiſche Einflüſſe immer zerſpaltender geſtaltete, ſo muß nothwendig auch ein immer weiteres Auseinandergehen der bürgerlichen und adeligen Intereſſen in Kur-, Liv- und Eſtland die Folge der heutigen Geiſtesbildung unter den hieſigen Vertretern des Deutſchthums werden. Indem der Hochſchule Dorpat das Vermächtniß ihrer Vorzeit, die freie Wiſſenſchaftsentwicklung, in eine Zuſtutzung für den ruſſiſchen Staatsdienſt verkehrt wird, drängt ſich die Rivalität bürgerlicher und adeliger Amtsbewerber noch in die Menge ſchon vorhandener Zwieſpalte ein. Der verarmende Adel, welcher ſich noch nicht vom Anſpruch einer Vorberechtigung vor allen andern Ständen der Provinzen zu trennen vermag, wird die bürgerliche Welt der ruſſiſchen Hinneigung verdächtigen, wird ſich zurückgeſetzt glauben, wird darum leicht ein großes Contingent jener Schwachherzigen gebähren,

welche nun mit verdoppelter Loyalität und Hingebung Herz und Kopf an die Herrſchermacht verkaufen, um aus dem allgemeinen Untergange egoiſtiſch den Glanz des Wappens und Namens zu retten. Darüber wird der Wappenſpruch in einen ruſſiſchen verwandelt, der Name den moskowitiſchen Adelsregiſtern beigefügt, der Glaube der ruſſiſchen Kirche angehörig. Gleichermaßen geſchieht es dann auch im bürgerlichen Heerlager der Deutſchen. Die aber übrig bleiben vom Adel und der Bürgerſchaft, werden von der Maſſe der Abtrünnigen überfluthet und von allen befeindet ſtehen.

Dies iſt die baltiſche Zukunft, die Ruine auf dem Dorpater Domberg ihr Sinnbild. Vom edeln gothiſchen Bau ragen dort die Pfeiler noch ſchlank und kräftig in die Luft hinaus. Aber kein Dach ruht auf ihnen und der Sturm erſchüttert ihre Grundfeſten, der Regen zerbröckelt ihren Halt. Unzugänglich und verfallen ſind die Pforten zu dem Innern des Baues und im Getrümmer birgt ſich vor den Blicken der Welt jener Reichthum einer Bücherſammlung, welche einſt das Geiſtesleben Deutſchlands auf der baltiſchen Halbinſel einheimiſch machte, jetzt aber nur noch mit jenen Werken bereichert wird, denen die ruſſiſche Erlaubniß einen Eintritt geſtattet. Wohl verkünden uns die ruſſiſchen Lobredner, wie jedem Lehrer der Hochſchule die Einführung jedes nichtruſſiſchen Buches erlaubt ſei. Aber davon ſchweigen ſie, daß jede Mittheilung aus jedem Buche mit ſchwerſter Strafe verpönt iſt, falls Buch und Mittheilung nicht das ruſſiſche Cenſurbüreau paſſirte. Davon ſchweigen ſie ferner, wie keine Sylbe derjenigen Ergebniſſe ſelbſtſtändigen Denkens und Erkennens laut werden darf, welche nicht vom Syſteme der ruſſiſchen Verwaltung ſanctionirt wurden.

Täuſchen wir uns nicht — die deutſche Univerſität Dorpat iſt bereits verſchwunden. Wohl mag noch mancher redliche Wille vorhan-

den ſein, um vom nationalen Elemente zu retten, was zu retten iſt. Wohl möchte man vielleicht eben heute ein Unrecht begehen, wenn man Blaſius' vor wenig Jahren geſprochenes und damals gerechtes Urtheil noch heute in ſeiner vollen Ausdehnung anwenden wollte. Aber die Anſtrebungen zu einem nationalen Geiſteskampfe werden übermächtig von der materiellen Unterdrückung niedergehalten. — — —

Trübe Gedanken — und eine ſo freundliche Stadt! Mitau im Baue nicht unähnlich, noch lichter und belebter, liegt ſie am Domberge mit ihren friſchen, niedrigen Häuſern. Keine Ahnung mag uns bei ihrem Anblick davon entſtehen, wie hier ein ſo blutiger Geiſteskampf eben jetzt ſeine volle Entſcheidung zum Nachtheile der baltiſchen Selbſtſtändigkeit findet. Lebhafter Handelsverkehr bewegt ſich durch die breiten Straßen hinunter gegen den Embach; lachende Geſichter zeigen die knapp uniformirten Studenten. Und im Winter ſchlingt ein liebenswürdiges Geſellſchaftsleben ſeine bunten Kreiſe.

Dann kommt der grundbeſitzende Adel, wie in Mitau, von fern und nah herangefahren, um ſich in ſtädtiſchem Leben zu verſammeln. Durch die Menge der wiſſenſchaftlich gebildeten Männer der Hochſchule gewinnt aber die Geſellſchaft hier vielſeitigere Intereſſen, als dort, wo eben nur der Adel vertreten iſt. Die noch vollkommene Unbefangenheit der Studentenzeit läßt die Bewegung in den jugendlichen Kreiſen friſcher und raſcher werden, als es Mitau erlaubt, wo eben keine Jünglinge, ſondern junge Männer den Hauptſtamm der jugendlichen Geſellſchaftswelt bilden. Auch ſpielt man hier minder großſtädtiſche Verhältniſſe; es ſind thatſächlich mehr Elemente großſtädtiſcher Bewegung vorhanden. Livlands Adel kennt ſich in ſeinen einzelnen Perſönlichkeiten weit weniger genau als der von Kurland. Die verwandtſchaftlichen, geſchäftlichen und ſonſtigen Beziehungen bleiben den Sommer

über in den weiten Landeskreiſen nicht ſo eng verknüpft, geben nicht ſo unmittelbare Veranlaſſung zu gegenſeitigen Berührungen als dort. Man kommt wirklich friſcher zuſammen, die Intereſſen ſind weiter ausgebreitet, und der Adel ſelber bildet weniger abgeſchloſſene Coterien. Die Kunſt der Geſellſchaft mag in Mitau vielleicht auf höherer Stufe ſtehen, in Dorpat gewinnt dagegen deren Natürlichkeit. Zwar klagt man auch hier, wie allerwärts im baltiſchen Land, über das Eindringen eines reſidenzlichen Luxus und der petersburger Etiquette. Allein die Geſellſchaftselemente ſind doch eben zu gemiſcht, um jenen Luxus und dieſe Formen überherrſchend werden zu laſſen. Auch treten überdies die „petersburger Gäſte“ hier minder zahlreich auf als in Mitau und Reval. Dadurch bleibt ein großer Theil der befangenden Rückſichten entfernt, welche anderwärts einen Schleier über das rechte Aufblühen geſelliger Hingebung werfen; auch dauert die Anweſenheit der petersburger Gäſte meiſtens kürzere Zeit als in Mitau und Reval, weil Dorpat ſeiner Lage nach keinen eigentlichen Reiſeendpunkt, ſondern mehr einen Durchgangsort bildet.

Allein dies Alles vermag dennoch keinen dauernden Einfluß auf den innern Geiſt der Stadt und der Hochſchule zu erringen. Blieb die Geſellſchaft baltiſch, ſo wurde es das Geſchäftsleben und die Geſchäftsrichtung deſto weniger. Was uns wolthuend berührt, iſt Ueberbleibſel aus früherer beſſerer Zeit, wie ein Rückerinnern an die Periode, da Dorpat wirklich noch eine deutſche Univerſität und ein Kernpunkt baltiſcher Eigenthümlichkeit genannt werden mochte. Einen Einfluß nach Außen auf Concentrirung der geiſtigen Potenzen und nationalen Intereſſen äußert Dorpat ebenfalls nur in geringſtem Maaß. Wie mit der Lieblichkeit ſeiner Natur eine Ausnahme von der traurigen Regel livländiſcher Eintönigkeit, ſo iſt auch ſeine liebenswürdige Wintergeſelligkeit eine

freundliche Ausnahme des traurigen Unterganges ſeines geiſtigen und nationalen Lebens in ruſſiſcher Uniformität.

Dorpat iſt eine an Rußland verlorene Stadt!

Mit dem Bewußtſein eines unerſetzlichen Verluſtes treten wir aus den Mauern Dorpats, um den Weg nach Rußland weiter zu verfolgen; und der Weg, die Umgegend, die Menſchen, der graue Himmel, die ſchneidende Kühle der Luft — Alles ruft uns zu: Du biſt nun vollkommen in ruſſiſchem Land.

Es iſt, wie das Paſſiren einer zweiten Cordonlinie. Das ſeit dem Eintritt in die Reichesgrenzen Gewohnte verſchwindet zwar nicht mit einem Male; aber es tritt immer weiter in den Hintergrund zurück, um neue Geſtalten vorzuſchieben. Vielleicht iſt es eben auch dies Bewußtſein mehr als die thatſächliche Wahrheit, was uns die Eſthenhütten und ihre Bewohner hinter Dorpat noch trauriger anmuthen läßt als vorher, wenn überhaupt noch eine Steigerung dieſes ſchmerzlichen Eindruckes möglich iſt. Oder wäre es der Contraſt ihres Jammers mit dem erſten echtruſſiſchen Dorfe, welchem unſer Weg am Peipusſee vorüberläuft? Denn dieſes iſt allerdings neben jenen Hütten ein wahres Muſterdorf. Geradlinig reihen ſich die zierlich bemalten hölzernen Häuſer aneinander, freundliche Fenſter blicken unter dem vorgeſchobenen Dache heraus; die Umzäunungen, die Thore, das etwaige Mauerwerk erſcheint feſt und ſolid, und dazu giebt die meergleiche Waſſerfläche des Peipusſee's einen großartigen Hintergrund. Das Land iſt dagegen zur vollkommenen Sandwüſte worden. Auch hört deſſen praktiſche Benutzung auf; der Feldbau dieſer Ruſſen beſchränkt ſich nur auf die mit Sonnenroſen, Malven und andern Blumen großen Schlages gezierten Gemüſegärten im näch-

ſten Umkreis ihrer Wohnſtätten. Im Uebrigen leben ſie vom Fiſchfang und wohl auch vom Waſſertransport, welchen ſie auf dem Peipusſee vermitteln. Wie und wann ſich ihre Urväter hier angeſiedelt haben, weiß eigentlich niemand; noch weniger, bei welcher Gelegenheit. Man ſpricht von Kriegsgefangenſchaft. Es iſt möglich, nicht wahrſcheinlich; viel wahrſcheinlicher ſind ſie dem Fiſchfang nachgegangen, und weil ſie hier eine unerſchöpfliche Quelle dafür entdeckten, blieben ſie haften. Drüben am öſtlichen Seeufer, welches bereits in das Petersburger Gouvernement gehört, liegt eine ganze Reihe ruſſiſcher Dörfer, wodurch die Ingren von den Fluthen weg und in das Innere des Landes gedrängt wurden. Ueberhaupt ſehen wir auf der ganzen Fläche des baltiſchen Landes die Ruſſen ſehr häufig an den größern Seen und Flüſſen angeſiedelt. Denn je unbeholfner als Seeleute, deſto gewandter ſind ſie als Fiſcher und Fährknechte der Binnenwaſſer. Jedoch auch in der Betreibung dieſer Kunſt verläugnen ſie den Charakter ihres barbariſchen Grundelementes nicht. Sie kennen vortrefflich alle Mittel, wodurch man ein fiſchreiches Gewäſſer bis auf den letzten Fiſch auszubeuten vermag; allein von der Wiedererzeugung eines Fiſchreichthums, von der Erhaltung eines guten Beſtandes der Fiſcherei iſt ihnen noch nie eine Ahnung geworden. Darum ſind ſie auch im baltiſchen Lande als Concurrenten von allen Anwohnern der Binnenwaſſer gefürchtet, und nur die den augenblicklichen Vortheil eines guten Pachtſchillings wahrnehmende Spekulation mancher Grundherrn geſtattete ihnen früher die Erbauung ihrer Fiſcherhütten. Dagegen gewährte ihnen natürlich die Krone auf ihrem Grund und Boden gern eine Anſiedelung. Von da aus ſind ſie dann weiter geſchritten; und die Neuzeit der baltiſchen Zuſtände hat es bereits dahin gebracht, daß ihnen die Grundherrn kaum mehr das Geſuch zur Anbauung zu verweigern wagen. Geſchähe dies,

ſo wäre es Grundes genug um den Edelmann des Ruſſenhaſſes, ja wohl gar der Staatsfeindſchaft verdächtig zu machen. Und wäre es auch nicht möglich ihn deshalb irgendwie zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, ſo könnte er doch ſicher darauf rechnen, daß ſein und der Seinen Name in die Reihe der verdächtigen aufgenommen würde. —

Hier am Peipusſee iſt auch dieſer Kampf vollkommen entſchieden. Nicht nur die ruſſiſchen Dörfer, nicht nur die Ueberzahl der nationalen Ruſſen ſind die äußern Zeichen des vollen Triumphes. Auch von einem andern Wahrzeichen der baltiſchen Landſchaft ſcheiden wir, um es durch das Wahrzeichen der echtruſſiſchen Landſchaft erſetzt zu ſehen. Das verſchwindende ſind die einſamen, von Bäumen umfriedeten, auf irgend einer Erdhebung lagernden Kirchen mit ihrem ſpitzen Thürmlein und der kleinen, doch hellklingenden Glocke. Das neue Wahrzeichen ſind dagegen die fünfkuppeligen Dome mit den durcheinanderklingelnden Schellen ihrer Kolokolniks *) und der prahleriſchen Täuſchung ſteinerner Architektur, welche in Wahrheit doch eben nur aus übertünchtem Holze beſteht.

So ſcheiden wir mit dieſem letzten Blicke auf die Wandlungen ſelbſt des lebloſen Charakters der Landſchaft von den drei Oſtſeeprovinzen, die einſt deutſches Blut erkämpfte, eine leichtſinnige Ariſtokratenpolitik nicht innerlich dem deutſchen Weſen anzueignen verſtand und welche nunmehr von der geſchloſſenen Phalanx einer Verwaltung niedergetreten werden, die ihre Kirchenfahnen auf Bajonetts pflanzte und die Opfer ihrer Verführung mit Feſſeln bekränzt. — —

Trotzdem haben wir noch ein gutes Stück zu fahren, ehe wir die Landkartengrenze zwiſchen der letzten baltiſchen Provinz und dem Petersburger Gouvernement erreichen. Die peinlichen Eindrücke der bis-

*) Vorbau zum Aufhängen der Glocken.

herigen Reiſeſtrecken bleiben dieſelben. So mag es wohl am rechten Orte ſcheinen, mit unbefangenem Blicke und ſtrenger Unparteilichkeit zu fragen, auf welche Weiſe und durch weſſen Schuld zumeiſt die ruſſiſche Verheerung des angeſtammten Glaubens der baltiſchen Maſſen ſo rieſenhafte und ſo unabwehrbare Fortſchritte machen konnte?

Dieſe ernſte Frage ſei der Scheidegruß an die deutſchen Oſtſeeprovinzen, denen Rußland jetzt ſchon nicht mehr ihren alten Namen ließ.

Die baltiſche und die ruſſiſche Kirche.

Eine ſeltene Erſcheinung iſt das Zuſammenfallen der Stamm-, Landes- und Kirchengrenze. Zwiſchen den baltiſchen und polniſchen Provinzen herrſcht jedoch dieſes Verhältniß. In beiden Landestheilen trat darum das Glaubensbekenntniß nicht ſelten ſtarr, ſchroff und entſcheidend auf. In Polen und Litthauen herrſcht der Katholizismus, in Kur-, Liv- und Eſthland der Proteſtantismus als charakteriſtiſches Lebenselement, ob zwar die baltiſche Reformation ein Ereigniß rein politiſchen Charakters, nur eine Losreißung von der unbequemen Hegemonie Roms war, und für Letten und Eſthen nichts weiter als die Umänderung äußerer Formen eines wurzelloſen Chriſtenthums. Auch ſchufen hier die anfänglichen Zeiten des aufgedrungenen Lutherthums keine reinere Erkenntniß; und dennoch blieb dieſes faſt unbegreiflich alleinherrſchend. Denn eben ſo wenig als früher, ja noch weniger als unter dem katholiſchen Regiment, ſorgten die Herrſcher der leibeignen

Urvölker für eine religiöse Heranbildung. Die katholischen Priester, welche jeweilig der Bauern für ihre hierarchischen und papistischen Bestrebungen bedurften, hatten sich in nähere Beziehung zu den Letten und Esthen gesetzt. Als jedoch Riga thatsächlich ein Bischofssitz in partibus infidelium geworden und die lutherische Geistlichkeit in persönlichste Abhängigkeit von den grundbesitzenden Rittern gekommen war, verlor man jede geistliche Einwirkung auf dieselben vollkommen aus den Augen. Auch bestand der neue Klerus fast ausschließlich aus Ausländern. In Sprache, Sitte und allem Leben den Urvölkern fremd, hatten sie durchaus keinen Anhalt für irgendwelche Annäherung an dieselben. Der Edelherr, welcher den Pfarrer berufen, dachte aber niemals daran, den religiösen Zuständen seiner Leibeignen nachzufragen. Beobachteten sie in der Kirche die äußern Ceremonien, störten sie die Ruhe während der ihnen gänzlich unverständlichen deutschen Predigt nicht, lebten sie duldsam und still, litten sie widerspruchlos jede Laune des Herrn, arbeiteten sie unter dem Stocke der Aufseher ohne Murren im Feld, im Wald und auf dem Edelhofe — so genügte dies den Baronen vollkommen. Und bald auch ihren Dienern, den Geistlichen. Denn Herrendiener waren diese und nicht Gottesdiener.

Erschreckend sind die Schilderungen gleichzeitiger, wie wenig späterer Geschichtsschreiber von den sittlichen Zuständen der ersten lutherischen Jahrhunderte des baltischen Landes. Man erbaute wohl Kirchen oder richtete die vorhandenen für den protestantischen Gottesdienst ein — denn man brauchte nur die Kostbarkeiten daraus wegzuführen —; aber höchst selten fand sich ein Geistlicher, welcher nicht der Völlerei und dem Trunke ergeben, welcher nur im geringsten bemüht gewesen wäre der Landessprache kundig zu werden. Hielt er nur Sonntags eine kurze deutsche Rede für die Herrschaftskapelle und war er Wochentags ein

tüchtiger Jagd- und Trinkkumpan der edlen Herrn, ſo erklärten ſich dieſe mit ihm zufrieden. Erſt um Herzog Jakobs Zeit begann man in Kurland hier und da in den Kirchen beſondere Leute anzuſtellen, welche den Letten die deutſche Predigt verdollmetſchten. Das waren heruntergekommene deutſche Handwerker, altersſchwache Bedienten, arbeitsunfähige Einwanderer. Dieſe „Tulke“ ſtanden auf dem „Pulpet“ unter der Kirche, wie heut etwa die Vorſänger, und durch ihren rohen Mund ging das unverſtandene Gotteswort unverſtändlich zur Gemeinde über. Erſt gegen den Beginn des 18. Jahrhunderts verfaßten dann einige höher gebildete Pfarrer auf Veranlaſſung der geiſtlichen Oberbehörden lettiſche Predigten, welche in Abſchriften durch das Land curſirten, von den Paſtoren abgeleſen und häufig ſogar von ihnen nicht verſtanden wurden. So blieb die Erfüllung der Ceremonien, ohne irgend eine Seelſorge, das einzige Streben der geiſtlichen Hirten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Da war man nun erſchreckt, als endlich mehrere Diener der Kirche die religiöſen Zuſtände der Letten offenbarten und es nachwieſen, wie dieſelben faſt noch auf derſelben Stufe chriſtlicher Rohheit verharrten, wo ſie die Einführung des Chriſtenthumes vor fünfhundert Jahren angetroffen. Nur wie ein Zeus thronte ihnen der Chriſtengott über den luftigen Mächten, mit denen ſie Wald und Feld, Wolken und Waſſer aus altheidniſcher Zeit bevölkert hielten. Ja dieſe perſonifizirende Poeſie der Naturkräfte bewahrte ihre volle Macht ſogar noch bis in die zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts unter einem großen Theile dieſer Bevölkerung. Noch heute iſt davon die Ausdrucksweiſe vollkommen gäng und gäbe geblieben. Es iſt ſogar noch heute nicht nur poetiſche Gewohnheit, wenn der Lette im Sturme die Windmutter über das Land gehen ſieht, wenn er aus dem ächzenden Baume die Baummutter klagen hört, wenn der Fiſcher nicht ertrinkt, ſondern ſich die

Mutter des Fluſſes an ihm für irgend eine Beleidigung rächt — nein das Heidenthum und die Sage hat thatſächlich eine lebendigere Kraft als das unvermittelte und unverſtandene Chriſtenthum bewahrt. Und dieſer Chriſten Urväter waren bereits aus Katholiken angeblich durch beſſere Ueberzeugungen zu Lutheranern geworden? Wahrlich, ſolches Spiel mit den heiligſten Dingen iſt ein Schmachflecken in der baltiſchen Kirchengeſchichte; wahrlich, dieſe ſchöne Naturpoeſie der baltiſchen Urvölker bleibt eine unauslöſchliche Schande für die Väter ihrer heutigen Lehrer und Herrn.

Erſt ſeit dem Ende der Leibeigenſchaft datirt ein wirklicher Fortſchritt in dieſen Dingen; erſt ſeit jener Zeit iſt den Letten und Eſthen das Chriſtenthum ein Begriff und ausnahmsweiſe in einzelnen Kreiſen wohl auch der Lutheranismus eine verſtandene Idee geworden. Trotzdem giebt es jedoch ſelbſt unter den Jüngeren der heutigen Generation noch Tauſende, welche kaum wiſſen, wie der Katholik und der Ruſſiſchgläubige auch Chriſten ſind. Denn noch heute ſind die Geiſtlichen zum großen Theile ohne perſönlichen und unmittelbaren Einfluß auf die einzelnen Glieder der ihnen anvertrauten Gemeinden. Den Schullehrern — wo ſolche wirklich exiſtiren — und den Müttern bleibt es noch heute faſt ausſchließlich überlaſſen das heranwachſende Kind mit den chriſtlichen Lehren bekannt zu machen, und es die Gebote, das Vaterunſer nebſt den Hauptſtücken auswendig lernen zu laſſen. Der Prediger fordert dieſe Kenntniß, wenn ihm die Kinder zur Confirmation angemeldet werden, und viele Geiſtliche begnügen ſich auch vollkommen mit dem Wortlaut dieſer Katechismenſtücken; nur wenige des Flachlandes haben neuerdings begonnen, einen regelmäßigen und gründlichen Katechumenenunterricht einzuführen.

Allerdings bestehen schon seit mehr als einem Halbjahrhundert in Kur- und Livland verschiedene Consistorialverordnungen, welche die Thätigkeit der Geistlichen nach dieser Seite anspornen sollen. Aber wer folgte ihnen? Freilich ist den Predigern zur Pflicht gemacht, alljährlich dem Oberkirchenvorsteher ihres Kreises ein Verzeichniß der Bauernkinder nebst einem Bericht über deren Fortschritte in der Schule einzusenden, außerdem auch davon Anzeige zu machen, wenn ein Gutsbesitzer den Anforderungen zur Unterhaltung der Gemeindeschule und ihrer Lehrer nicht nachkommt. Allein, wenn auch diese Berichte alljährlich einlaufen — wie oft kommt es wohl vor, daß ein Pfarrer Muth genug beweist, um die Nachlässigkeit der Grundherrn im bezeichneten Falle zu rügen? Und wie oft verdankt noch heut der Geistliche seine nahrhafte Pfründe keineswegs wissenschaftlichen und praktischen Befähigungen, sondern rein persönlicher Begünstigung oder gar noch weniger auf seinem theologischen Beruf bezüglichen Eigenschaften. Ein solcher Seelenhirt wagt sicherlich nicht gegen derartige Mißbräuche aufzutreten und mit deren Abänderungen seine eigene Bequemlichkeit zu stören, oder gar seine Existenz für „das Volk" in die Schanze zu schlagen. Ueberdies weiß er ja, daß seine Berichte meistens keinen wirklichen Erfolg haben, daß sie nur etwa eine Consistorialverordnung hervorrufen, welche den Berichterstatter in unangenehme Conflicte mit dem Kirchspielsadel brächten, ohne ihm doch einen thatsächlichen Schutz in seinen Bestrebungen für die Ureinwohner zu gewähren. So begnügen sich selbst die Bestwollenden leicht mit der Abfassung eines lettischen oder esthnischen Erbauungsbuches, während dem eignen guten Willen der Adeligen und dem strebenden Bedürfnisse mancher Letten und Esthen — besonders wirken die Mütter hierin oft mächtig ein — die praktische Beförderung besserer religiöser Erkenntniß immer noch überlassen bleibt.

Ungerecht und undankbar wäre allerdings die Verläugnung deſſen, was Einzelne aus dem geiſtlichen Stande trotz ſchwerer Kämpfe und Hinderniſſe praktiſch für die Heranbildung der Ureinwohner ſeit nun faſt einem Jahrhundert gethan. Ja freudig mag man es anerkennen, daß ſich die Zahl dieſer Ehrenmänner dem offener hervortretenden Proſelytismus Moskoviens gegenüber außerordentlich vermehrt hat. Ihr Eifer wuchs mit der Gefahr. Aber während Kur-, Liv- und Eſthland eben dieſen Männern zu tiefſtem Danke verpflichtet iſt, kennt das Ausland die Namen Derer weit häufiger, welche zwar in ihren Schriften außerordentlich viel von der hohen Beſtimmung der baltiſchen Urvölker zu ſprechen wiſſen, auch für deren Erhebung außerordentlich energiſche Mittel vorſchlagen: nur daß ſie über ihrer Brochüren- und Bücherweisheit allzuhäufig die erſte Bedingung ihrer Rathſchläge unerfüllt laſſen, ein ſelbſtthätig Eingehen in die ſittlichen und häuslichen Verhältniſſe ihrer Gemeinden, ein ſelbſtthätig Beaufſichtigen des noch ſehr mangelhaften Schulunterrichtes. Darum mag man es oft in den Oſtſeeprovinzen hören, daß gerad in ſolchen Kirchſpielen, aus denen die klingendſten Schriften hervorgehen, das Volk am mindeſten einen Segen geiſtlicher Einwirkung empfindet. Bitter oder heiter ſpottend berechnet man es oftmals auf den Edelhöfen, wie viele der lutheriſchen Prediger wohl ihres ganzen Vermögens verluſtig würden, wenn urplötzlich jenes alte liviſche Geſetz zu neuer Kraft gelangte, wonach der Pfarrer desjenigen Kirchſpiels „mit einer anſehnlichen Geldſtrafe“ belegt werden ſoll, aus welchem ein Verbrecher vor Gericht erſcheint, welcher im 16. Lebensjahre noch nicht zum Abendmahl gegangen oder wenigſtens leſen gelernt hat.

Die Möglichkeit ſolcher Mißzuſtände würde allerdings vollkommen unerklärbar ſein, wenn nicht örtliche und in der Stellung der Geiſtlich-

keit bedingte Verhältniſſe ihre Fortdauer begünſtigt hätten. Die abſolute Abhängigkeit der einzelnen Pfarrer von dem gegen ſeine Eigenhörigen unmenſchlichen Adel machte früher in der That jede beſſere Anſtrebung beinah zur Unmöglichkeit. Ward dem unbeſchränkten Grundherrn und Kirchenpatron der geiſtliche Eifer allzumißliebig, ſo ſchickte er den Eiferer fraglos aus ſeiner fetten Widme in die weite Welt. Erſt ſpät gab eine geregeltere Kirchenverfaſſung dem Geiſtlichen einigen Anhalt gegen die Willkühr des Herrn. Aber immer blieb dieſer Anhalt ziemlich unſicher, die Unterſtützung von Seiten der Oberbehörden ziemlich unzulänglich, jedes Zerwürfniß mit dem einzelnen Adeligen ein Makel für den Geiſtlichen bei der geſammten Adelſchaft. So ſchwieg auch ſpäter noch die große Ueberzahl der Zaghaften und Bequemen, verrichtete ihr ſonntäglich Amt, beritt in den Wochentagen die weiten, geſegneten Felder, Wieſen und Wälder der Widme, ließ den Sohn Theologie ſtudiren, erbat ſich ihn zum Vikar und ſtarb endlich mit dem ruhigen Bewußtſein durch langjährige Gefügigkeit die Widme und das Amt bei der Familie erhalten zu haben.

Auch ſelbſt heute ſind ähnliche Verhältniſſe keineswegs ausgeſtorben. Die Barone erzählen's lachend, wie jede Widme beinah einem Majorate gleich zu erachten ſei, wenn ſich der Pfarrer nur mit ſeinen Kirchſpielspatronen „gutſtehe". Dieſe Widmen geben aber dem Geiſtlichen die Haupteinkünfte des Jahres. In Kurland ſind ſie meiſtens groß und weit, in Livland freilich enger begrenzt; doch rechnet man jene noch nicht zu den beſten, welche zwei- bis dreitauſend Silberrubel abwerfen, dagegen jene ſelbſt in Eſthland zu den ſchlechteſten, deren Einkommen vier- bis fünfhundert Rubel ausmacht. Sonach iſt der geiſtliche Stand überall beſſer als durchſchnittlich in Deutſchland geſtellt.

Allein er iſt eben nur auf den Bodenertrag gewieſen*). Wer jedoch die Ausdehnungen der baltiſchen Areale kennt, begreift gar leicht, wie wenig Zeit unter ſolchen Vorausſetzungen für die Verwaltung des geiſtlichen Amtes übrig bleibt. Dies wurde auch ſchon ſeit Jahrzehnten auf den baltiſchen Landtagen zur Sprache gebracht, man beantragte die Vertauſchung der Widmen mit feſten Beſoldungen; allein immer erhob der Klerus ein Wehgeſchrei und ſprach erſtaunlich ſchöne Worte, um ſolchen im Materiellen allerdings unvortheilhaften Tauſch nicht eingehen zu müſſen. So wurde die Ausführung dieſer Umwandlung immer von Neuem hinausgeſchoben, ſo beſteht dies unzweckmäßige Verhältniß noch heute unverändert in allen drei Provinzen.

Freilich verhallt der Ruf des umgeſtaltenden Jahrhunderts nicht nur in den Oſtſeeprovinzen unbeachtet oder abſichtlich überhört bei der niedern Geiſtlichkeit, ſobald darin eine Aenderung des gewohnten Dahinlebens und die Möglichkeit eines materiellen Verluſtes bedingt iſt. Auch Deutſchland kennt die Zähigkeit dieſes Kampfes. Aber im baltiſchen Lande droht dem Mißzuſtande der Dinge ein furchtbarer Feind im Ruſſogräcismus, und bereits iſt es dahin gekommen, daß die Forderung ein volles Recht hat, welche der ruſſiſchen Verführung einen ſtarren, ja orthodoxen Proteſtantismus der Urvölker gegenübergeſtellt wiſſen will. Hier iſt kein Moment für tolerante Auffaſſung in Glaubensdingen, hierher gehört das ſtarre Dogma gegen die Schlangenwindungen einer Kirche, welche keinen beſſern Glauben bringt, ſondern eben das innigſte Weſen mit ihren fürſtendieneriſchen Verlockungen ertödten will. Vor

*) Die ſogenannten Prieſterabgaben, Zehnten und andere Baareinkünfte ſind äußerſt gering und können faſt nur in Eſthland in Anſchlag gebracht werden.

der Bigotterie des Lutheranismus iſt hier nicht in gleichem Maaß zurückzuſchrecken, als vor einem zerfaſernden Glaubenskaltſinn.

Aber welche Zuſtände erblicken wir dagegen? Ein Volk von zwei Millionen, welches ſelbſt in ſeinen gebildetern Schichten kaum ein Verſtändniß von den Sakramenten hegt. Mit heiligem Ingrimme werden die Prediger allerdings auf ihre Sonntagsreden weiſen und ſolcher Anklage ihre Taufliſten entgegenſchleudern, weil ſie den Beweis liefern, daß kein Menſch ungetauft großwächſt. Und mit ſelbſtgefälliger Salbung werden ſie hinzufügen, wie die Häufigkeit des Abendmahlgenuſſes in faſt allen Gemeinden zugenommen hat. — Was aber iſt dem Letten und Eſthen das Abendmahl? Tieftraurig muß man die Wahrheit anerkennen, daß er deſſen Genuß nur als Signal einer mehrtägigen Arbeitsfeier und wilder Trinkgelage kennt. Man wende dagegen nicht einzelne Namen einzelner Gemeinden ein; denn die Ausnahmen unter den Seelenhirten haben allerdings in einzelnen Fällen auch beſſere Zuſtände einzelner Gemeinden erſchaffen. Allein ſelbſt in Kurland, wo die religiöſe Bildung der Letten verhältnißmäßig am weiteſten vorſchritt, iſt dieſe entheiligende Unſitte noch ziemlich allgemein. In Liv- und Eſthland darf man ſogar keck behaupten, daß keine Gemeinde exiſtirt, in welcher ſie ſich nicht wiederfände, daß hier die Ausnahmen ſich nur auf einzelne Individualitäten, höchſtens auf Familien erſtreckt. — Was aber iſt dem Letten und Eſthen, dieſem rohen Chriſten, ferner eine Taufe, welche eiligſt und ohne alles Kirchengepränge in demſelben Zimmer abgethan wird, wo kurz vorher noch der allerwirthſchaftlichſte Werkeltagslärm erklang? Wie mag er ſie für heilig erachten, wenn ihn der kartenſpielende Paſtor im Vorhaus mit dem Täufling harren läßt, bis die Partie beendet iſt? — Auch dies ſind nicht erdachte, dies ſind thatſächliche Fälle im baltiſchen Land: der erſte gewöhnlich, der andere keines-

wegs ſelten. Eine hart zu rügende Unſitte der baltiſchen Pfarrbequemlichkeit muß man es darum nennen, daß die Taufhandlungen meiſtens im Paſtorat, nur an Sonntagen in der Kirche vollzogen werden. Ja, nicht wenige der kleinen, ſtillen Kirchen des Flachlandes beſitzen gar keinen Taufſtein.

Der Anblick ſo rohen Aneinandergrenzens der Kirche und des Alltags beim Diener Gottes muß jedoch im Volke nothwendig eine große Lauheit gegen die kirchlichen Handlungen, gegen die Kirche, gegen die Religion überhaupt hervorrufen. Mag auch eingewendet werden, dies eben ſei das Weſen des Proteſtantismus, daß er des Kirchenglanzes nicht bedürfe: dem rohen Sinne und der Unkultur muß die Heiligkeit der kirchlichen Handlung als erhabene Erſcheinung außer allem gewohnten Lebensgang entgegentreten. Die Symbolik iſt die Macht der Kirche im Ungebildeten. — — —

Doch nicht allein dieſe Lauheit gegen die angeſtammte Kirche, nicht nur ruſſiſche Verlockungen, nicht nur die Laſten des Lebens ſchleudern dem Moskowiterthume das Volk der Eſthen und Letten in die Arme; eben ſo wirkſam iſt bei ihnen auch der Umſtand, daß ſie nur ſelten einen ihrer „Herrn“ am öffentlichen Gottesdienſte theilnehmen ſehen. Mißtrauiſch wähnen ſie nun, auch ſogar das Glaubensbekenntniß des Herrn ſei ein adelig bevorrechtetes, und er verachte die öffentliche Kirche, weil ſie das Bethaus ſeiner Unterthanen. Die adelige Gewohnheit, Trauung, Taufe, Abendmahl und ſonntägliche Erbauung den Blicken des Volkes zu entziehen, indem man ſie auf die Räume des Edelhofes beſchränkte und kaum der engern Dienerſchaft den Zutritt öffnete, iſt ſogar in neueſter Zeit, da die kirchliche Differenzfrage ſich immer enger mit der politiſchen Unzufriedenheit verflocht, keineswegs ſelten ein unmittelbarer

Anklagepunkt der Letten und Esthen gegen die deutschen Herrn geworden.

Um so betrübender ist jedoch diese Erscheinung, als unter dem baltischen Adel wirklich viel ernster Sinn in kirchlichen Dingen herrscht. Man darf es sogar charakteristisch nennen, daß ihm eine gewisse Befangenheit und Starrheit innewohnt, welche keineswegs ohne Einfluß auf die Seltenheit der gemischten, wenigstens der protestantisch-katholischen Ehen geblieben ist. Daß neuerdings dagegen die russisch gemischten Ehen auch hier häufiger geschlossen wurden, gehört leider nicht mehr auf das religiöse, sondern entschieden auf das politische Feld. Es ist einer der traurigen Wege nach Rußland. Allein wir dürfen hinwieder auch nicht vergessen, daß trotzdem der größte Theil noch immer an der angestammten Kirche, und jener Erscheinung halber wohl auch noch fester denn ehedem haftet. Besonders gilt dies von Kurland. Livland zählt verhältnißmäßig weit mehr Nichtprotestanten und weit mehr konfessionell gespaltene Familien. Esthland, in allem Leben von der Petersburger Nachbarschaft am entschiedensten beherrscht, zeigt auch in religiöser Hinsicht die meisten Konvertiten. Trotz dieser naturgemäß bedingten Strenge gehört der größte Theil des protestantischen Adels einem klaren Rationalismus an, und es mag vielleicht wenig Länder geben, in deren gebildeten Kreisen der Lutheranismus so rein, unbefangen und natürlich wie hier auftritt.

Erst in den letzten Jahren erschien, heraufbeschworen durch mehrere Geistliche, jener gefährliche Hang zur Scheinfrömmigkeit, welcher fast gleichzeitig auch Deutschland durchschritt. Allein im Volke fand er keinerlei Eingang, und vielleicht schon darum nicht, weil seine erste praktische Bestrebung dessen Wünschen allzuschroff entgegentrat, indem

ſie die Gründung von Mäßigkeitsvereinen bezweckte *). Mit dem Verbote dieſer Vereine verlor aber der baltiſche Pietismus die einzige praktiſche Handhabe und ſo zog er ſich wieder in die Pfarreien und Edelhöfe zurück, wo er ſich bei ſeinen Bekennern bald zu einem allſeitig abſchließenden Myſtizismus verkehrte. Kurland kennt ihn jedoch nur ſelten, häufiger Livland, am häufigſten Eſthland. — Nicht unwahrſcheinlich begünſtigte ihn in dieſen beiden Provinzen das Vorhandenſein herrnhutiſcher Gemeinden, welche bereits bei Lebzeiten Zinzendorfs einen Eingang gefunden und durch die ſpezielle Beachtung der Letten und Eſthen bereits 1821 an 30000 Anhänger ihrer Brüderunität gewonnen hatten. Rußland, welches bald erkannte, wie durch den Einfluß dieſer dem Myſtizismus nahverwandten Richtung ſeinen konvertiſtiſchen Abſichten in die Hände gearbeitet werde, nahm die Herrnhuter ſogar unter die erlaubten Religionsgeſellſchaften auf und verknüpfte ſie dadurch noch enger mit den übrigen Proteſtanten, daß es ſie 1832 der Oberaufſicht des evangeliſch-lutheriſchen Konſiſtoriums unterordnete. Gleichzeitig begann damals die gelehrte theologiſche Welt in den „Dorpater evangeliſchen Blättern" eine Richtung zu verfolgen, welche ſich als Nachahmung der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung und des Brandt'ſchen homiletiſch-liturgiſchen Korreſpondenzblattes kundgab. Ja, ſo eng ſchloß man ſich dieſer düſtern Anſchauungsweiſe an, daß man die Zeitſchrift zum größten Theile nur mit Auszügen und Bruchſtücken der genannten Journale erfüllte, daß man ſich anſtellte, als habe niemals eine theologiſche Philoſophie der Neuzeit exiſtirt, als habe niemals ein Stoſch, Kant, Tieftrunk, Ammon, Tzſchirner, Wegſcheider, Paulus, Bret-

*) Bekanntlich verpönte Rußlands Argwohn deren Bildung, weil man höhern Ortes fürchten mochte, der Adel könne dadurch wieder an Einfluß auf die Stammnationen gewinnen und dem ruſſiſchen Proſelytismus hemmend entgegentreten.

ſchneider, Stäudlin und Strauß gelebt und gelehrt, daß man in leeren und gehaltloſen Redensarten und uralten Wendungen jede unabweisliche Forderung der Gegenwart begeiferte und alle Wiſſenſchaftlichkeit wie ein unnützes Ding bei Seite warf. — Dieſes Organ blieb trotzdem durch lange Jahre der einzige literariſche Vertreter baltiſcher Theologie. Da war's denn natürlich, daß ſich die Beſſerwollenden davon abwendeten, während die Lauen und Halben ihre literariſche Zeugekraft in kleinen, mit ihrem Berufe nicht zuſammenhängenden Schriften verſchwendeten, oder jene ſüßlichen Erbauungsbücher, Traktätchen und Brochüren in eſthniſcher und lettiſcher Sprache abzufaſſen fortfuhren, welche dem rohen Chriſten jeden faßbaren Halt ſeiner Konfeſſion unter den Händen wegziehen, ehe er überhaupt noch zu einem eigentlichen Begriff davon gelangt iſt *).

Verhehlen wir es uns nicht darum, weil den baltiſchen Proteſtantismus ingrimmige Feinde umdrohen — ſeine innern Zuſtände ſind eben ſo traurig, ja trauriger, weil von ſeinen Vertretern ſelbſtverſchuldet, als ſeine äußere Lage. Der Ruſſogräcismus, auch wenn er nur als Konfeſſion mit ehrlichen Miſſionen aufträte, hätte kein ſchweres Spiel mit proſelytiſchen Beſtrebungen. Hat doch ſogar der Katholizismus, welchem keinerlei politiſche Hülfsmittel zu Gebot ſtehen, einen Einfluß

*) Bei der Armuth der lettiſchen und noch mehr der eſthniſchen Sprache an Bezeichnungen für überſinnliche und abſtrakte Begriffe, wurden beide Sprachen für derartige Schriften in Unnatürlichkeiten hineingeſchraubt, welche dieſelben ſelbſt dem Wortlaute nach für die Nationalen unverſtändlich machen. Was einſt der geiſtreiche Stender mit weiſer Mäßigung in der lettiſchen Profanſprache begonnen und für die Kirchenſprache in ſeinem Wörterbuche nur angedeutet, überſtürzt man jetzt ohne alle Vorbereitung und Erläuterung in dieſen unmittelbaren Volksſchriften. So bleiben ſie entweder ganz wirkungslos, oder verwirren nur die unklaren Begriffe noch mehr. Dies die vorzüglichſte Begründung des oben ausgeſprochenen, ſcheinbar unberechtigten Urtheils.

auf die lettiſchen Proteſtanten zu erhalten vermocht. Beſonders wußten die Prieſter der litthauiſchen Grenzen, des Kauen'ſchen Gouvernements und der wenigen katholiſchen Kreiſe Kur- und Livlands durch Vermittlung ihrer Gemeinden den Aberglauben zu verbreiten, als ſeien ihnen übermenſchliche, zauberbannende, geiſterbeſchwörende Kräfte gegeben. Noch heute iſt es darum nichts Seltenes, den einen oder andern „Strandbauern" nach Riga ſegeln zu ſehen, um für ſeinen mühſam erarbeiteten Sparpfennig ſeinem kranken Pferd ein Amulet weihen, gegen das Unkraut ſeiner Felder ein Paternoſter beten, gegen die Verhagelung ſeines Feldes eine Meſſe leſen zu laſſen. Denn ſelbſt in Riga giebt es katholiſche Geiſtliche, welche ſolchermaßen den Aberglauben des Volkes zum Vortheil ihrer Börſe benutzen. Was iſt da von den ungebildetern und ärmern Klerikern der kleinen litthauiſchen Städte und des Flachlandes zu erwarten? *)

Anders handelten und handeln aber die ruſſiſchen Popen. Sie ſuchen direkt zu bekehren. Es iſt bekannt und ſchon vielfach an andern Stellen erörtert, wie die Vorſpiegelung des materiellen Gewinnes von ihnen als Lockvogel benutzt ward; wie die Verſprechung größerer Freiheit von ihnen bei den ſchwer beläſtigten Bauern angewendet wird;

*) Ein Dokument zur Charakteriſtik der religiöſen Bildung der baltiſchen Bauern und des ruſſiſchen Proſelytismus enthält das Journal „Inland" (Nr. 29, 18. Juli 1844) in einer Correſpondenz aus Riga. Dort heißt es: „der kurländiſche Herr Generalſuperintendent Wilpert hat auf einer Inſpectionsreiſe durch die Gouvernements Minsk und Mohilew am Dnejpr die Bemerkung gemacht, daß ſehr viele Lutheraner aus den Oſtſeeprovinzen, und namentlich aus Livland, in jenen Gegenden aus Unkenntniß ihres Glaubens von Prieſtern der rechtgläubigen griechiſch-ruſſiſchen und abendländiſch römiſch-katholiſchen Kirche zu Religionshandlungen angehalten werden und auf dieſe Weiſe der lutheriſchen Kirche abfallen. Auf dießfallſige Anregung iſt nunmehr die Anordnung getroffen, daß bei jedem nach Rußland gehenden hieſigen Einwohner die Konfeſſion des Paßnehmers im Paß ausdrücklich mitbemerkt werden ſoll."

wie ihnen von den ruſſiſchen Soldaten, Handarbeitern, Beamten und den renegirten Letten immer neue Schaaren zugetrieben werden; wie die Regierung ſelber ihrem frevelhaften Spiele keinerlei Hinderniß in den Weg legt. Aber die Popen ſind auch perſönlich als Popen, als Diener ihrer Kirche von unermüdlicher Thätigkeit und maßloſer Zähigkeit. Vorzüglich drängen ſie ſich bei den Kranken ein, um dieſen geiſtlichen Troſt und Zuſpruch zu bringen; dann ſuchen ſie die von Krankheit Gemarterten und geiſtig Gefeſſelten zum Genuſſe des Abendmahls nach ruſſiſchem Ritus zu vermögen, indem ſie ihnen vorſpiegeln, es liege darin auch körperliche Hülfe. Sie ſchildern ihnen mit trügeriſchen Worten, wie die ruſſiſche Kirche gerad eben dieſelben Lehren hege, als der Proteſtantismus und ſich von dieſem nur durch einzelne ceremonielle Abweichungen unterſcheide; ſie verflechten mit jeder Lehre eine halbe Drohung und ein halbes Verſprechen — endlich erreichen ſie ihr Ziel. Sowie aber der Lette, Mann oder Weib, vom ruſſiſchen Salböl berührt ward, gehört er unwiderruflich der ruſſiſchen Kirche; mit ihm ſeine geſammten Nachkommen, welche noch nicht das 17. Lebensjahr erreicht haben. Und hinter dem Rücktritte zur urſprünglichen Konfeſſion drohen Sibiriens Eisfelder.

Dieſe Mittel genügen vollkommen, um alljährlich ein großes Kontingent von Renegaten zu erpreſſen; es bedarf nicht einmal der Gewaltmittel, von denen uns die antiruſſiſchen Organe nicht ſelten bis zur Uebertreibung ſprechen. Allein auch dieſe bleiben nicht aus. Bereits vernehmen wir es aus dem ruſſiſchen Heerlager, wie die religiöſe Vernachläſſigung der baltiſchen Urvölker durchgreifende Regierungsmaßregeln erheiſche. Die mangelhafte Seelſorge will man zum Vorwand nehmen, um neue, vom Staate unmittelbar abhängige Geiſtliche einzuſetzen; mit denſelben Zwangsmitteln kämpft man hier, wie in Polen,

wo man die zu direkte Einwirkung der katholiſchen Prieſter, einen fingirten Jeſuitismus im Katholizismus, zum Vorwande nahm, um die Kirche aller Selbſtſtändigkeit zu berauben. — Hier iſt es auch ſchon gelungen. Die volle Niederlage des polniſchen Katholizismus iſt entſchieden. Mehrere Volksaufſtände wurden mit der Schärfe des Schwertes vernichtet, indem man die Prieſter der Aufreizung dazu anſchuldigte. Und das Ende des Kampfes war jener Ukas, worin nur mehr eine ruſſiſch-katholiſche Kirche anerkannt wird, deren Oberhaupt der Czar zu Petersburg und deren Prieſter einzig und allein aus dem Seminar der Hauptſtadt hervorgehen dürfen. Danach aber wagt Niemand zu fragen, ob nicht das Oberhaupt der griechiſchen Kirche mit jenem Befehle ſelber ein zerſpaltendes Schisma in den Ruſſogräcismus geſchleudert hat, indem es neben dem Primate des griechiſchen auch das Primat des römiſchen Katholizismus an ſich riß. Denn im Ukaſe ſteht: Büt po ssemu! Dem ſei alſo! Und kein Sterblicher widerſpreche bei Strafe des Hochverraths.

Die urſprüngliche Niederſchrift dieſer Worte ſtammt aus dem Jahre 1844; ſie war das Ergebniß unmittelbarer Anſchauung und Erfahrung. Mit welchen Rieſenſchritten ſeitdem die Beraubung der proteſtantiſchen Kirche an ihren Kindern vorwärtsgeſchritten — bedarf es noch der Erwähnung? Jenen Biſchof Irinarch zu Riga, welcher des Proſelytismus bei den liviſchen Bauernaufſtänden im Jahr 1842 beſchuldigt und geſtändig war, ſahen wir unterdeſſen allerdings zuerſt nach Wologda verſetzt; aber bereits im Vorfrühling des Jahres 1845 ließ man die Maske fallen und belohnte ihn durch die Biſthümer von Kiſchenew und Chotin in Beßarabien. Wer mag ſich da des Ge-

dankens erwehren, daß man hier den ruſſiſchen Eiferer glücklich gegen die zahlreichen, meiſt proteſtantiſchen und kirchlich ſchlecht verſorgten deutſchen Kolonien zu verwenden gedenkt? — Doch weiter in den Oſtſeeprovinzen. Mit eiſerner Strenge werden die konvertirten Proteſtanten an die neue Kirche gefeſſelt, während ein Ukas den Grundbeſitzern aufgiebt, dann bereits eine ruſſiſche Kirche zu erbauen und einen Popen zu beſtellen, wenn mehr als 60 Unterthanen griechiſchen Glaubens ihr Gebiet bewohnen. Nicht ſelten waren ferner die Nachrichten davon, wie proteſtantiſche Prediger, welche ſich um die Erhaltung ihrer Gemeindeglieder bei dem urſprünglichen Glaubensbekenntniſſe bemühten, mit ruſſiſchen Drohungen eingeſchüchtert, ja wohl gar mit Abſetzung und Verbannung gezüchtigt wurden. Dazu kam der Miswachs der Jahre 1844 und 1845. Da war den Popen reiche Gelegenheit gegeben, die Letten und Eſthen vom Lutherthume abwendig zu machen, indem ſie ihnen Hülfe und Brot verhießen, wenn ſie den ruſſiſchen Kirchenfahnen folgen würden. Wir haben von den Tauſenden geleſen, die ihnen folgten. Wir haben den Jammer der Oſtſeeprovinzen über dieſen maſſenhaften Abfall vernommen. Wir ſahen eine Deputation der liviſchen Ritterſchaft hülfeflehend zum Kaiſerhof eilen; und der Erfolg war eine angebliche Suspendirung der Uebertritte für ſechs Monate. Allein im ſelben Augenblicke, da man dieſen Ukas durch ergebene Federn in den ausländiſchen Zeitungen lautrühmend verkünden ließ — in dieſem ſelben Augenblicke theilte eine Verordnung des baltiſchen Generalgouverneurs Golowin die Provinz Livland in 34 Diſtrikte der orthodoxen griechiſchen Kirche. Der Bauer aber, welcher ſich dem Ruſſogräcismus zuwenden will, bedarf dazu fernerhin weder der Erlaubniß ſeines Grundherrn, noch ſeines Beichtigers; er ſchreibt nur ſeinen Namen in die Verzeichniſſe der Popen nieder. Und während neue

ruſſiſche Kirchen bereits in den Städten Livlands emporgeſtiegen ſind, hat man ſoeben noch 25 in Angriff genommen, deren jeder eine Bezirksſchule unter der Aufſicht der ruſſiſchen Geiſtlichen beigefügt werden ſoll. Das Geſammtergebniß dieſes treuloſen Kampfes enthüllte ſich endlich im Berichte des Miniſteriums der geiſtlichen Angelegenheiten, welcher den Uebertritt von 16,500 livländiſchen Bauern zum griechiſch-orthodoxen Glaubensbekenntniß als wichtigſtes Ereigniß der proteſtantiſchen Kirche Rußlands im Jahre 1845 bezeichnet. —

Auf ſolche Weiſe erfüllt Rußland die Eide Peter des Erſten und ſeiner Nachfolger, womit ſie die Einhaltung derjenigen Verſprechen für alle Oſtſeeprovinzen bekräftigt haben, welche einſt Scheremetjew im Namen ſeines Kaiſers der liviſchen Ritterſchaft zuſchwor. Dieſe Verſprechen faßt nämlich die nachträglich von Peter dem Erſten eigenhändig unterſiegelte und unterzeichnete Urkunde der Rigiſchen Kapitulation zuſammen. Dort heißt es: „daß im Lande ſowohl, als in allen Städten, die bisherzu exercirte evangeliſche Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion, und von ſelbigen Kirchen angenommenen ſymboliſchen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conſerviret, ſämmtliche Einwohner im Lande und Städten dabey kräftig und unveränderlich gehandhabet und bey der Adminiſtration ſowohl internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Conſiſtorien und competirenden Jurium patronatus ſonder Veränderung ewiglich conſerviret werden.“

Die Fahrt zur Reſidenz.

Mitten durch die Feſtung Narwa ſtrömt die Narowa, ehmals eine Grenze zwiſchen den Volksſtämmen der Eſthen und Ingren, heut nur noch eine Marke zwiſchen dem Revaler und Petersburger Gouvernement. Narwa ſelbſt erſcheint Petersburgs Anfang. Die Pracht der von ruſſiſchen Adlern gezierten Narowabrücke, die Kuppeln der griechiſchen Kirchen, welche ſich ſogar über den Unterbau eines unverkennbar lutheriſchen Gotteshauſes emporwölben, die übermächtig zahlreiche Ruſſenbevölkerung der ſtädtiſchen Neubauten — Alles erinnert daran. Endlich vervollſtändigt auch die Chauſſee, welche glatt wie eine Eiſenbahn von Narwa anhebt, um an Petersburgs Thoren zu enden, dieſen Eindruck.

Von Riga bis Narwa iſt ſie noch immer nicht zu Stand gekommen, als halte das Petersburger Kabinet dieſe ſogenannten deutſchen Provinzen jetzt bereits für zu unwichtig, als ſei deren Umwandlung in echtruſſiſche Lande bereits ſo geſichert, daß man ihnen die Wege zur kai-

ſerlichen Reſidenz nicht einmal mehr zu ebnen brauche. Auch reiſt ja der Kaiſer niemals in dieſer Richtung. Die Narwa-Petersburger Chauſſee iſt dagegen ein Ergebniß kaiſerlicher Fahrten, ſie ward befohlen, als der Weg nach Warſchau noch über Narwa lief. Vielleicht erbaute man ſie darum auch ſo vollkommen im Uniformengeſchmack der Hauptſtadt. An die Stelle der bisher hölzernen Werſtpfähle treten ſteinerne Pyramiden, welche ſich bis Petersburg in einer Gleichförmigkeit wiederholen, wie ſie eben nur unter ruſſiſchen Vorausſetzungen ermöglicht werden kann. Eben ſo übereinſtimmend im Aeußern, wie im Innern bis zur kleinſten Einzelheit, wiederholen ſich auch die Stationspoſthaltereien; ja ſelbſt die Natur hat an dieſer tödtlichen Einförmigkeit mitgearbeitet, denn mannshohes Buſchwerk auf ſpärlich übergraſ'ten Haidegrund, welches zehn Fuß weit vom Rande des Weges beginnt, und dahinter halbwüchſiger Föhrenwald iſt das unabänderlich Einzige, was das Auge auf einer Strecke von mehr als zehn Meilen vor- und rückwärts, rechts- und linkshin erſchaut.

Man lernt hier wirklich daran glauben, wie in ſolchen Umgebungen das langſam einſchlummernde Gedankenleben ebenfalls in eine Uniform gezwängt werden und die Seele ſelber nach und nach abſterben kann. Man glaubt daran, daß hier jede nichtruſſiſche Erinnerung unvermerkt entſchwinden und nichts übrig bleiben mag, als ein Fortvegetiren von Heut auf Morgen. Darum mögen auch den meiſten Eingebornen die Kanonendonner Peter des Erſten, womit er Narwa's Erſtürmung feierte, alles Andenken verwiſcht haben an frühere Akte der Geſchichte, welche auf dieſen Landſtrecken ſpielten und der triumphirende ruſſiſche Pulverdampf umhüllt ihren rückwärtsgewandten Blicken die Banner, welche ehmals hier ſiegreich flatterten. Dennoch iſt erſt ſo kurze Zeit ſeitdem verfloſſen, da Alles hier noch ganz anders war.

Brauchen wir doch kaum bis zum Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hinaufzuſteigen, um Rußland politiſch vollkommen bedeutungslos, innerlich vollkommen haltlos zu finden. Der Kampf im europäiſchen Oſten um die Herrſchaft des ſlaviſchen oder des deutſchen Elementes hatte ja durch lange Jahrzehnte nur zwiſchen Polen, Dänemark und Schweden hin und hergewogt; Rußland war immer nur ein beiläufig beachtetes Land geblieben, deſſen Eroberungsverſuchen die andern Nordmächte nur von Zeit zu Zeit einmal eine ſiegreiche Schlacht entgegenſetzten, um es für gelegene Zeiten der eignen Eroberungsluſt aufzubewahren. Jeder ſchwediſche und polniſche König betrachtete es als ſein dereinſt gewiſſes Erbe, wenn er nur vorher die Waffen der wettkämpfenden Krone gelähmt haben würde. So hatte auch Guſtav Adolph aus den Händen des ſterbenden Königs Karl IX. einen zwar gegen die überwachſenden Adels-, Bürger- und Bauernanſprüche feſtgekämpften Königsthron, doch außerdem ein vom dreifachem Erbe blutigſter Art belaſtetes Königreich erhalten. Tödtlicher Staatshaß gegen Polen hieß das erſte Erbtheil, Vertheidigungskrieg der ſchwediſchen Exiſtenz gegen Dänemark nannte ſich das andere, ein Spekulationskrieg in Rußland war das dritte. Schuiskoy, jener ſelbe Bojar, welcher dem falſchen Demetrius die Czarenmütze entriſſen und ſich ſelber auf das ungeſalbte Haupt geſtülpt hatte, hatte nämlich Schwedens Hülfe gegen Polen angerufen. Karl der Neunte hatte ſie auch zugeſprochen, zugeſprochen unter der Bedingung, daß die an Livland grenzenden Landſtriche der Ingren und Finnen, nach glücklich bewerkſtelligter Zurücktreibung der Polen an Schweden abgetreten würden. Immer enger von den Polen unter Sapieha in Moskau umzingelt, unterſchrieb Schuiskoy alle ſchwediſchen Bedingungen. Als jedoch Jakob de la Gardie und Ewert Horn die Czarenreſidenz wirklich enſetzt hatten und triumphirend eingezogen waren, nahm

er ſein Wort zurück. De la Gardie, von einem Theile ſeiner Truppen durch ruſſiſche Einflüſterungen verlaſſen, konnte auch wirklich im Augenblick die Einhaltung des Verſprechens nicht erzwingen; ein Theil der ruſſiſchen Bojaren wandte ſich ſogar dem Polenkönig zu; der rings umdrohte Schuiskoy ſelbſt ward in ein Kloſter geſperrt — wie es bei ruſſiſchen Palaſtrevolutionen auch ſchon damals gebräuchlich war. Damit war aber die ruſſiſche Verwirrung auf's Höchſte geſtiegen. Die eine Bojarenpartei rief Sigismund's Sohn, Wladislaw von Polen, eine ſchwediſch-geſinnte Karl des Neunten zweiten Sohn und Guſtav Adolphs Bruder, Karl Philipp, zum moskowitiſchen Czaren aus. Schweden beſetzte unterdeſſen das Lehen von Kexholm — das heutige Petersburger Gouvernement —, erſtürmte Nowgorod und nahm alles Land zwiſchen dem Ladoga-, Ilmen- und Peipusſee mit Waffengewalt. Sigismund von Polen belagerte dagegen Smolenks. Eine Theilung Moskoviens zu ſchwediſchem und polniſchem Beſitz ſchien unabwendbar — da ſtirbt Karl der Neunte und Guſtav Adolph wird Schwedens König. —

Die Nowgoroder Geſandtſchaft, welche nach Stockholm gekommen war, um Karl Philipp zum Czarenthrone zu geleiten, ward vom ſtaatsklugen jungen König mit Vertröſtungen hingehalten. In ſeine Pläne ließ ſich die Herrſchaft ſeines Bruders über das ruſſiſche Land nicht einfügen. Gleiche Politik übte auch Sigismund gegen jene Deputation, welche ſeinen Sohn Wladislaw nach Moskau einholen wollte. Beide Könige erblickten in Rußlands Zerrüttung den ſichern Beginn ihrer nordiſchen Alleinmacht; Beiden ward jedoch dieſe zögernde Schlauheit zum Verderb. Denn unterdeſſen war in Moskovien eine dritte Bojarenpartei an Zahl und Anſehen im Volke gewachſen, eine ſtreng nationale. Sie ſtellte Michael Romanow auf den Thron und zwei beutegierigen Gegnern einen ſechszehnjährigen Jüngling gegenüber. So geſchah es

im Februar 1613. — Mit vollends rückſichtsloſer Gewalt verfuhr nun Guſtav Adolphs Erbitterung. Nach dreijährigem Kampfe unter übermenſchlichen Anſtrengungen der Truppen ſtand er am Ziele ſeiner Wünſche: Der Frieden zu Stolbowa (Frühling 1617) gab das Lehen Kerholm, nebſt den Feſten Iwangorod (Narwa), Jama (Jamburg), Koporie, Nöteborg (Schlüſſelburg), ſowie die Inſel Ritzar (Kronſtadt) in ſchwediſchen Beſitz; auch entſagte der ruſſiſche Czar allen ferneren Anſprüchen auf Livland zu Gunſten des ſchwediſchen Staates „auf ewig.“ Aber der ſtaatskluge Schwedenkönig verſtand dieſe ſchon damals, wie heute gebräuchliche Formel der Traktate vollſtändig zu würdigen, kannte auch den Charakter der Staatsmacht, mit welcher er abſchloß, zu genau, um deren Nachgedanken zu dieſem Ewig nicht vollkommen richtig zu ſchätzen, berief ſich daher durchaus nicht auf die unterſchriebenen und unterſiegelten Worte des Friedenſchluſſes, als er deſſen Vortheile vor der reichsſtändiſchen Verſammlung zu Upſala auseinanderſetzte, ſondern ſagte ganz einfach: „Rußland iſt von der Oſtſee ausgeſchloſſen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von nun an ſchwer werden, über dieſen Bach zu ſpringen.“ — An dieſen Bach, der Narowa, ward ſpäter auch ein ſteinernes Denkmal aufgerichtet, worauf die Worte eingegraben waren: „Hier hat der König von Schweden, Guſtavus Adolphus, die Grenzen des Reiches geſteckt. Möge dieſes Werk unter Gottes Obhut von Dauer ſein.“

Die ſtolze Hoffnung auf dem Reichstag, ſowie der mißtrauiſche Wunſch auf dem Markſteine blieb unerfüllt. Zur Erfüllung gekommen iſt dagegen, was nur zehn Monate vor jenem beutereichen Friedensſchluſſe Guſtav Adolph eben auch an ſeine Reichsſtände geſchrieben hatte. Ja jeder einzelne Satz iſt zur Beſtätigung gekommen, und das Ergebniß dieſer Beſtätigungen iſt die heutige Lage der Dinge. — „Die

Feſtungen Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod ſind gleichſam der Schlüſſel zu Finn- und Livland und ſperren den Ruſſen die Oſtſee" — ſo ſchreibt Guſtav Adolph. „Wenn der Moskowite Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme" — fährt er dann fort — „und künftig ſeine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küſten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte, könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen, und zwar beſſer des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verſtanden, ſondern auch in Betracht ſeiner großen Macht die Oſtſee mit Schiffen füllen, alſo daß Schweden in beſtändiger Gefahr wäre." — Nöteborg ward denn auch in der That der Schlüſſel, mit welchem ſich Rußland die Geheimniſſe „der vielen Vortheilen von Strömen, Seen und Küſten" eröffnete. Es ward der Sammelpunkt jener koloſſalen Waſſerſtraßen, welche nun von der Oſtſee ausgeſtrahlt, nach drei verſchiedenen Richtungen durch die Düna, Weichſel und den Niemen, vermittelſt des Bereſina-, König- und Oginskikanals ſich wieder im Dnieper ſammeln, um am ſchwarzen Meere auszumünden. Drei andere Waſſerwege verknüpfen ferner den finniſchen Buſen mit dem kaſpiſchen See: das Syſtem von Wyſchney-Wolotſchek, das Marienſyſtem, das Tychwin'ſche Syſtem. Der Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg aber leitet nicht nur die Oſtſe mit dem weißen Meere zuſammen, ſondern ſpinnt ſeine Fäden auch zum Marienſyſtem hinab, während die Newa und Dwina durch den Nordkanal Katharina's ihre Waſſer miteinander vermiſchen. Welche feindliche Macht hindert nun heute das Czarenreich, ſeine Waffenkräfte, Nahrungsmittel und allen Kriegsbedarf auf kürzeſtem Wege vom Norden herab nach dem Süden, wie vom Süden hinauf nach dem Norden zu werfen?

Als Kerholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod einmal

in ruſſiſchem Beſitze waren, folgte Ingermannland, Eſthland, Livland, ſowie der größte Theil Kareliens und Wyborg (Nyſtädter Frieden 1721) beinah naturnothwendig als untrennbares Zubehör. Peters erſte Sorge wurde dann Kronſtadts unüberwindliche Befeſtigung, nachdem Petersburg mit ſeiner Citadelle aufgewachſen war; ſein nächſtes Werk ward die Erſchaffung einer Oſtſeeflotte, welche bei ſeinem Tode bereits 39 Schiffe zählte, und auf dieſe geſtützt, hatte er ſogar eroberungsluſtige Blicke hinübergeworfen nach Wismar und Mecklenburgs Küſten. Von dieſen aufgeworfenen Grundfeſten einer unermeßlichen Zukunftsmacht getragen, durfte die thatloſe Eliſabeth nach kaum wieder vier und zwanzig Jahren im Abo'ſchen Frieden die ſchwediſchen Städte Nyslot und Kymmengord erraffen; und Kurland mußte nach abermals fünfzig Jahren vor dem Throne Katharina's II. auf den Knieen um bedingungsloſe Aufnahme in das Czarenreich flehen. Alexander aber ſchloß das Werk des zukunftſchwangern Erwerbes der baltiſchen Küſten, als er im Frieden von Friedrichshamm (1804) Finnland, die Aalandsinſeln und Weſterbotnien bis zum Tornea hinauf dem abgeſchwächten Schweden abdrang. So war Guſtav Adolphs Prophezeiung erfüllt. — Swenborg und Helſingfors, bisher beinah vergeſſen, gürteten ſich nun mit unnahbaren Werken; eine ruſſiſche Flotte von beinah hundert großen Schiffen mit 3500 Geſchützen, nebſt einer Flotille von 136 kleinern Fahrzeugen mit 705 Kanonen füllen heute die Oſtſee. Einzig in Rußlands Händen iſt die weſentliche Kriegsmacht auf deren Wogen und nach der Königskrone von Dänemark, dem einzigen Staate, welcher wenigſtens gewiſſermaßen dieſer ruſſiſchen Seeübermacht auf deutſchem Meere entgegenſtehen könnte, ſtreckt das Haus Holſtein-Gottorp-Romanow ſeine Erbanſprüche hinüber. Und bis dieſe ſich erfüllen, wird Rußland die ihm noch nicht eignen Strecken der Oſtſee vollkommen

kennen gelernt haben. An den ſchwediſchen, däniſchen und preußiſchen Häfen zeigen ſich fortwährend ſeine Schiffe, in den ſchwediſchen, däniſchen und preußiſchen Küſtenſtädten verkehren ſeine Matroſen und Offiziere. Und Deutſchland hat keine Flotte!

Wie ſtehen dabei die Verhältniſſe in den bereits errungenen Landen mit unruſſiſcher Bevölkerung? Ehren, Schmeicheleien und Orden verblenden den baltiſchen Adel, deſſen Macht die Bauernfreiheit zerſplitterte. Ein unerbittlich Geſetz für die gemiſchten Ehen zerſchmettert die religiöſe Kompaktheit der baltiſchen und nunmehr ſelbſt der finniſchen Küſtenlande; ein ewig Mäkeln zerbröckelt die bremiſchen und lübiſchen Verfaſſungen der baltiſchen, wie der ehmals ſchwediſchen Städte; autokratiſche Auslegungen zerklüften die deutſchen Rechtsverhältniſſe der ehmaligen Ritterſtaaten und machen die garantirte Eigenthümlichkeit der finniſchen Verfaſſung zur leeren Illuſion. Ein Popenheer mit falſchen Verſprechungen zieht verlockend unter dem lettiſchen, eſthniſchen, finniſchen Landvolk einher und moskowitiſche Einwandererſchaaren entfremden alle Bevölkerungsklaſſen der angeſtammten Sitte. So vollendet Rußland die politiſchen Eroberungen auch innerlich. — Was ſteht nach dieſem Gelingen, was ſteht jetzt bereits weiteren weſtlichen Plänen gegenüber? Nichts als ein von Rußland mitgarantirter Grundſatz eines europäiſchen Gleichgewichtes. Schweden und Norwegen mußte ſein innerlich Staatsleben von Neuem beginnen, da der letzte Waſakönig in der Verbannung geſtorben war; ſeine Kräfte zu energiſchem Einfluß auf die europäiſchen Weltgeſchäfte ſind auf lange Zeit hinaus gelähmt. Der däniſche Staat unterbindet ſich ſelbſt die Lebensadern durch feindſelige Bedrückung der Rechte ſeiner wichtigſten Reichsglieder, will Rußland mit ſeinen deutſchen Landen ſpielen und ruſſiſche Anſprüche für ſeine Oberherrſchaft geltend machen durch die unnatürlichſte und rechtswidrigſte

Ausdehnung eines Königsgeſetzes, wonach der Dänenkönig „ein freier, höchſter, vollmächtiger Alleinherrſcher iſt, ſo daß alles, was von einem abſoluten, ſouveränen, chriſtlichen Erbkönig Vortheilhaftes kann geſagt und geſchrieben werden, ſolches alles auch von ihm im günſtigſten und beſten Sinne gedeutet werden ſoll.“ Und in dieſer unſeligen Befangenheit liebäugelt ſein Königthum zum ruſſiſchen Czarismus hinüber! Polen reißt dazu die alten Wunden an ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Bajonetten immer von Neuem blutig, iſt todtmatt und kann doch neben den national-ariſtokratiſchen Aufraffungen das heimliche Buhlen mit der panſlaviſtiſchen Idee nicht laſſen, in deren phantaſtiſchem Reiche es im Stillen auf die geiſtige Hegemonie ſpekulirt. Nach keiner Seite ehrlich, lügt es ſich ſelber zu Tode. — Oeſterreich aber muß für die Donaumündungen und ſeine orientaliſchen Beziehungen bangen, ohne ſich doch von allen Vorurtheilen losreißen und feſter mit dem übrigen Deutſchland zuſammenthun zu können, um mit ihm vereint der gemeinſchaftlichen Gefahr entgegenzuſtehen. Dagegen hat Rußland an den Höfen Europa's durch ſeine Diplomaten und Fürſtenkinder ſich feſtgehakt. Mit dem panſlaviſtiſchen Treiben wechſelt es verſtändigende Blicke und beruhigt die politiſch Kurzſichtigen durch Beſtrafung ſeiner ungeſchickten Agenten. Aus Frankreich herüber antwortet ſeinen mitteleuropäiſchen Herrſchaftsgelüſten der Vorſchlag auf Halbpart; und die Waffen der nationalen Preſſe Deutſchlands werden in höflicher Rückſicht auf die Wünſche des öſtlichen Nachbarn häufig genug geſtumpft, ja zerbrochen. —

Es war im Anfang unſers Jahrhunderts, daß der offizielle Czarenjournaliſt Karamſin in ruſſiſcher Sprache ſchrieb: „Rußland iſt ein neues Kaiſerthum, welches mit friſcher und ſtarker Kraftfülle ſeine glorreiche Laufbahn erſt beginnt; Rußlands Rieſenkraft ſchreitet aber

unaufhörlich vorwärts und dereinſt nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern.“ Stambul iſt noch nicht gefallen und wir ſtehen noch nicht einmal in der zweiten Hälfte dieſes ſelben Jahrhunderts — trotzdem durfte bereits die „Europäiſche Pentarchie“ das überkecke, frech verhöhnende Wort in deutſcher Sprache ausrufen: „Rußland hat durch Polen eine militäriſche Poſition errungen, welche Oeſterreich und Preußen ſpaltet und unſchätzbar für Rußland iſt, wenn es zum Schutz, zur Rettung deutſchen Geiſtes und Handelns, als Hort der ſchwachen kapitulirenden deutſchen Mittelſtaaten aufgerufen wird.“ — —

Das ſind die Bilder, wie ſie aus der ertödtenden Gleichförmigkeit unſerer Umgebungen während der windſchnellen Fahrt auf der glatten Kaiſerſtraße erſtehen; und es ſind keine phantaſtiſchen Nebelbilder. In den Paläſten der petersburger Miniſterien arbeitet man eifrig an ihrer Ausführung. Bereits eben ſo vollkommen ruſſifizirt im Wohnungsbau, Tracht, Sprache, Sitte und Glauben, wie die Kaiſerſtraße petersburgiſirt iſt, wurden die Menſchen finniſchen Stammes in den Landeskreiſen, welche wir durchfahren. Bevor die Sonne hinter uns ſinkt, erſcheint auf hohem Hügel auch ſchon das vollſtändigſte Abbild Petersburgs in kleinem Maaßſtabe: die Stadt Jamburg. Regelrecht aufmarſchirt und friſch geputzt, wie die beiden hier garniſonirenden Regimenter, ſind ſeine Kirchen, Kaſernen, Kronsgebäude und Ruſſenhäuſer, aus denen nur offizielle Menſchen hervortreten. Denn was nicht kaiſerlich iſt drängt ſich demüthig fernab von der Straße zuſammen. — Nachher ſenkt ſich auf die immer mehr verödende Landſchaft die Nacht und bereits an der Thorfarth der letzten Poſtſtation vor Petersburg angelangt erblicken wir das Tageslicht wieder.

Dies Poſthaus verhält ſich zu ſeinen Provinzbrüdern eben ſo abweichend elegant, wie der Petersburger zum Nationalruſſen. Ein un-

mittelbar kaiſerliches Anbehör, das Luſtſchloß Strelna, jetzt kaum mehr benutzt, doch ehemals ein Lieblingsſitz Alexanders, ſchimmert geradüber durch die Büſche. Jetzt beſteigt auch ein reſidenzlich eleganter Roſſelenker im langen blauen Kaftan mit rothem, zweizipflichen Gürtel den Reiſewagen, auf welchem bisher faſt immer nur zerlumpte Buben ſaßen; und wie die Vorbereitungen zum Eintritt in die Kaiſerſtadt hier getroffen wurden, ſo beginnen nunmehr zu beiden Seiten der Straße ihre nächſten Anhängſel und Vorpoſten. Bald weitet ſich die prachtvolle Fahrbahn noch mehr denn bisher, dann zeigen ſich zuerſt einzelner, nachher häufiger hinter den Birken, Fichten und Tannen, die Landhäuſer der petersburger Vornehmen; und endlich durchfährt man einen ſtundenlangen Park, die fortlaufende Pracht der nunmehr aneinanderſtoßenden Gartenanlagen. — Etwas Zierlicheres, als die darin ſtehenden Landhäuſer, iſt kaum zu denken. Die Leichtigkeit, Freiheit und Koketterie aller einzelnen Bauſtyle miſcht ſich an ihnen zuſammen, um eine zwar regelloſe, doch für den flüchtigen Blick äußerſt gefällige Bauweiſe zu erſchaffen.

„Datſchen", Geſchenke, nennt der ruſſiſche Sprachgebrauch dieſe Landhäuſer und die Petersburger Welt erklärt dieſen Ausdruck, wie jede Lebensäußerung, mit Bezug auf kaiſerliche Gnadenerweiſe. Aber warum ſoll man nicht daran denken dürfen, daß hier der Petersburger Sprachgebrauch einmal dankbar gegen das nichtruſſiſche Europa geweſen ſein könne und darum dieſe Landhäuſer, von denen die ruſſiſche Welt urſprünglich keine Ahnung hatte, als Geſchenke ausländiſcher Sitte bezeichnet habe? Die hieſigen Menſchen haben dann freilich das Geſchenk nach ihrer Weiſe ausgebildet. Sie haben die ſteinernen Wände und Verzierungen aus milderen Himmelsſtrichen hierher verſetzt und täuſchend aus Holz in noch zierlicherer Ausführung nachgearbeitet, ohne dabei ihres ſiebenmonatlichen Winterhimmels und des Moraſtgrundes

zu gedenken. Allein eben darum ſind in Hinſicht die Datſchen ein recht eigentlich Abbild des Petersburger Naturells. Aller verſchwenderiſche Leichtſinn eines Lebens prägt ſich in ihnen aus, deſſen Gegenwart mit berauſchenden Zügen genoſſen werden muß, weil keine menſchliche Zuverſicht darauf erwachſen kann, daß die Zukunft ihre Quellen darin finden werde.

Vorherrſchend erſcheint an dieſen luftigen Wohnungen des Augenblicks der mauriſche Geſchmack; doch auch nicht rein und richtig, ſondern gewöhnlich mit den Uebertreibungen theatraliſchen Aufputzes. Oder es ſpielten Renaiſſance- und Rokokomoden daran herum, bis von ſeinem Grundtypus nur noch leiſe Spuren übrigblieben. Seltener iſt das Byzantiniſche oder das Gothiſche in der Filigranverzärtelung ſpäterer Jahrhunderte; noch ſeltner der echte altfranzöſiſche, am ſeltenſten der überaus einfache engliſche Styl. Denn dies Alles bedarf breiterer Grundfeſten. Alle dieſe Richtungen der Baukunſt durchweht auch allerwärts noch ein aſiatiſcher Hauch, welcher ſich an der Ausarbeitung der maſſenweis angebrachten Säulen, Säulchen und Gitterwerke, an der Verzierung der Eingänge und Fenſter, an der Menge der Kiosks und Verſtecke hervordrängt, ebenſo wie er hinter den weitfaltigen Draperien und den Teppichen, aus der Ueberladung mit Goldſchnuren und Goldleiſten, unter der ganzen grellen Farbenzuſammenſtellung des Anſtrichs hervorlugt. Dazu Blumenmaſſen in unerhörtem Ueberreichthum. Sie umhüllen alle Eingänge, umkleiden alle Verzierungen, ſteigen an den Vorſprüngen empor, prangen hinter dem Gegitter, umblühen alle Wände und ſchlagen mit ihren bunten Wogen über den Bruſtwehren des niemals fehlenden Söllers zuſammen. — Urplötzlich hierher verſetzt, könnte uns keine Ahnung davon entſtehen, daß wir uns unter dem 59. Breiten- und 47. Längengrade befinden. Viel eher würden wir an die Nähe von

Liſſabon, Sevilla, Rom, Neapel oder Konſtantinopel glauben, als an die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches. Denn auch die minder luxuriöſen Umgebungen der Gebäude haben ihre wenigen Baumarten, welche den raſchen Temperaturwechſel des wochenkurzen Sommers und die dreißig Froſtgrade des Winters überdauern, in immer neuen Gruppirungen zu fortwährend wechſelnden Schattirungen zuſammengeordnet. Dazu bewahrt der ſammetglatte Raſen im feuchten Moraſtland das herrlichſte Frühlingsgrün bis zum Spätherbſt und — ſeltſam — gerad die ſibiriſche Fichte gleicht einer recht üppigen Cypreſſe an Geſtalt und Farbe zum Verwechſeln. —

Unterdeſſen hat ſich die Straße mehr und mehr belebt. Der bunte Holzbogen über dem Nacken des Pferdes, neben welchem ein anderes auf der Wildbahn galoppirt, die Moskauer Droſchken, die begegnenden Menſchen mit und ohne Uniform rufen uns in die Petersburger Wirklichkeit zurück. Von Zeit zu Zeit mahnt wohl auch eine klagende Singweiſe an Rußland und die ſchwarzrothweißen Pfähle mit den ruſſiſch geſchriebenen Namen am Eingange jeder Datſche verkünden die Formenſtrenge der kaiſerlichen Straßenpolizei. —

Plötzlich ändert ſich die Scene. —

Schmucke Dorfhütten, umgeben von Blumen- und Gemüſegärten, dahinter ein Wirthſchaftshof, über deſſen Dächer Fruchtbäume nicken, treten an die Stelle des ariſtokratiſchen Landhäuſerluxus. Und über den Hauspforten glänzen in goldner Schrift auf blauem Grund lauter Namen echtdeutſchen Klanges. Ein heimiſches Gefühl ergreift uns; wir befinden uns im Dorfe einer jener deutſchen Kolonien, wie ſie durch ganz Rußland verſtreut ſind. In die Umgegend von Petersburg kamen dieſe deutſchen Ackerbauer ſchon unter Katharina II., während erſt ſpäter ihre Anſiedelung in Südrußland und in Finnland fällt. „Schwaben“ nennt

ſie jedoch der Volksbrauch überall, obſchon ſie aus Schwaben, Elſaſſern, Rheinländern, Heſſen und preußiſchen Mennoniten zuſammengeſetzt ſind. Die Kolonien im Petersburger Gouvernement ſind der Bewohnerzahl nach am ſchwächſten, zählen zuſammen kaum etwa 20,000 Menſchen und haben ſich bereits ziemlich vollkommen entnationaliſirt. Obgleich ungefähr erſt in dritter Generation hier wohnend haben ſie ſogar die deutſche Tracht zum großen Theil mit dem ruſſiſchen Kaftan überdeckt, vergaßen ſie die einfache Sitte der Heimath, verſetzten ſie ihre Sprache mit ruſſiſchen Flittern und ingriſchen Ausdrücken, ihr Weſen mit Petersburger Entſittlichung. Tiefſchmerzlich berührt es den Ankömmling, die hieſige Welt von dieſen deutſchen Kolonien ſpottlächelnd reden zu hören und die zierlichen Hütten als petites maisons der Reſidenzlüderlichkeit bezeichnet zu ſehen.

Der echtnationale Kutſcher hat vollkommen Recht, an dieſer proſtituirten Idylle achtungslos vorbeizujagen; ſein nationaler Stolz erwartet ſehnſüchtig den Augenblick, wo der Anblick der Czarenreſidenz das Auge des Fremden überraſchen wird. Dieſer Augenblick erſcheint, ſowie jenes Zwitterdorf endet. — Linkshin blinkt zuerſt durch die Bäume, dann frei über eine weite von zerſtreuten Datſchen und Anlagen geſchmückte Fläche die Newamündung im Morgenſonnengold als prachtvolle Grenze unſers Umblickes. Weiße Möven, die Segelſchiffe, ſchweifen auf der glänzenden Fläche hin und wieder; ſchwarze Adler, die Dampfboote, ſchießen mitten hindurch. Jenſeits des Waſſerlebens hebt es ſich aber wie neue Wogen, ſcheinbar bewegt im wallenden Morgennebel, hier und da aufblitzend wie mit Diamanten und weiter rückwärts im dichteren Dunſtgrau verſinkend — ein unermeßlich Häuſermeer auf den Inſeln der Stadt. Gerad vor uns heben ſich gleichzeitig, trotz Rauch und Qualm deutlich abſcheidbare Häuſermaſſen, aus welcher zwei feinge-

ſpitzte goldne Nadeln emporſchießen — der Admiralitäts- und Feſtungsthurm — und eine zweite Sonne emporſteigt — die millionentheure Goldkuppel der Iſaakskathedrale.

Bei einer leichten Wendung des Weges iſt die ganze Fata Morgana wieder verſchwunden. Kokette Datſchen mit tiefſchattigen Parks verhüllen von Neuem alle Ausſicht. Aber ſie können's nicht verhindern, daß inmitten ihres überfeinerten Luxus, eben ſo plötzlich wie vorher die Reſidenzpracht, breite Striche des tiefſten Sumpfbodens ſich ausdehnen und eine traurige Halbwüſte bis an die mühſam daraus emporgemauerte Straße heranſenden, ſo daß dieſe nur durch tiefe Kanäle ihren Untergang im Schlamme abzuwehren vermag. — So eng grenzte hier ſchwelgeriſche Erkünſtelung üppiger Lebenspracht an die roheſte Urſprünglichkeit einer troſtloſen Sterbensöde! Alle Uebergänge fehlen im Naturleben, wie in den menſchlichen Verhältniſſen. Den einzigen Zuſammenhang zwiſchen Allem, dennoch abgeſchieden und theilnahmlos am Einzelnen vorüberziehend, bildet die prachtvolle Chauſſe — ein aufgemauerter Ukas.

Man ſieht Petersburg nicht eher wieder, als bis man hineinfährt; und hier beginnt es ſogar kleinſtädtiſch mit hölzernen Häuſern. Dieſe hölzernen Gebäude von ruſſiſcher Form und grellbuntem Anſtrich, mit vielen deutſchgeſchriebenen Aushängſchildern, bilden eine Art von Vorſtadt, eine nicht nur hier, ſondern im ganzen ruſſiſchen Reiche ſonſt unbekannte Erſcheinung. Denn auch die Sloboden der Oſtſeeprovinzen laſſen ſich nicht damit vergleichen und ſelbſt die ſogenannte Vorſtadt Praga bei Warſchau iſt ein vollkommen ſelbſtſtändiger Flecken. In Petersburg läuft dagegen die genannte Vorſtadt genau bis an die Triumphpforte heran, welche den Beginn des Stadtkernes bezeichnet, und ihre Hauptſtraße iſt eine vollkommen zuſammenhängende Fortſetzung der Stadtgaſſe, worein wir einfahren. Die Aeußerlichkeit der Häuſer

unterſcheidet aber freilich die Innerſtadt weſentlich von der Vorſtadt. Dieſſeits wirren Geſchmack und Formen des deutſchen Koloniſtendorfes, des nationalruſſiſchen Bauſtyles und des Flitterputzes der Datſchen bunt durcheinander; jenſeits des Triumphbogens verſchwindet auch die leiſeſte Mahnung an etwas Nationelles oder nur Originelles in ſtädtiſcher Charakterloſigkeit und ſchnurgerader Aneinanderreihung ſteinerner Koloſſe. Ja, der Gegenſatz befängt uns bei der Ankunft ſo überwältigend, daß wir ſogar die Triumphpforte zwiſchen Stadt- und Vorſtadthäuſern leichtlich überſehen können.

Die Petersburger behaupten, dieſelbe ſei im beſten römiſchen Styl erbaut. Allerdings deuten auch einige ihrer Anordnungen darauf hin. Z. B. Säulen, auf denen ein Aufſatz laſtet, deſſen Plateform eine Siegesgöttin in ſechsſpänniger Attika einnimmt. Außer dem Lorbeerkranze, welchen ſie dem Sieger entgegenhält, ſind auch noch mehrere lorbeerbringende Geſtalten auf der Plateform und überdies viele Reſervelorbeerkränze zwiſchen den Unmaſſen von Inſchriften an den Wandungen der Pforte vertheilt. Dazu treten aus den Niſchen zwiſchen den Säulen vier altſlaviſche Krieger abermals lorbeerbringend hervor. — Dieſe Triumphpforte war die letzte, welche Alexander auf ſeiner Heimkehr von Paris durchzog, nachdem er durch viele auch außerhalb Rußlands gekommen. Denn man glaubte damals in Europa wirklich daran, der Czar ſei feſt entſchloſſen geweſen, „den Krieg nur zur allgemeinen Befreiung durchzuführen, welchen ein gewöhnlicher Fürſt auf Vergrößerung ſeines Landes beſchränkt hätte“ — wie der preußiſche Generallieutenant von Hofmann verſichert*). Heut aber iſt die Verblendung

*) „Zur Geſchichte des Feldzugs von 1813.“ S. 11.

oder Abſichtlichkeit der Worte Ségur's erkannt, wenn er ſagt: „Der Ruſſen Opfer war vollſtändig, ohne Rückhalt, ohne Reue. Seitdem haben ſie nichts zurückgefordert, ſelbſt nicht inmitten der Hauptſtadt, welche ſie retteten.“ Darum ſammelt auch „das centrale Föderativ-ſyſtem“ dieſe und ähnliche Ausſprüche verſchollener Zeiten umſonſt, umſonſt zählt es uns ferner Mann für Mann die ruſſiſchen Opfer „für die deutſche Freiheit“ auf — man weiß, daß jene ſelbe Feder dieſes centrale Föderativſyſtem niederſchrieb, welcher fünf Jahre früher das diplomatiſche Manöver mißglückt war, Deutſchlands kleine Fürſten durch „die europäiſche Pentarchie“ gegen die Großmächte und für ruſſiſche Abſichten zu gewinnen.

Dieſe Triumphpforte jenes gefeierten Kampfes der Ruſſen „für Deutſchlands Befreiung und Erſchaffung des heutigen europäiſchen Staatenſyſtems“ iſt übrigens erſt in den dreißiger Jahren aus Quadern in ihrer jetzigen Geſtalt zuſammengemauert worden, da man ſich plötzlich erinnerte, daß Petersburg zwar Obelisken, Statuen, Monumente und Gebäude in römiſchem, griechiſchem, egyptiſchem, byzantiniſchem und gothiſchem Style beſitze, doch noch keine Triumphpforte in römiſchem Geſchmack.

Den Gegenſatz zu der Triumphpforte bildet nun die ruſſiſche Thorwache dicht dahinter. Dann geht's in eine unabſehbare, ſchnurgerade Straße hinein, auf welcher nur die Menſchen fehlen. Ein tſchernomorskiſcher Koſak und zwei kubaniſche Tſcherkeſſen in voller Uniform ſind die erſten Begegnungen, welche an den Winterpalaſt und Aſiens Nähe mahnen. Erſt tief hinein in die Stadt muß jedoch der Wagen rollen, um von den Wogen einer Hauptſtadt umfluthet zu werden. Aber wunderſam, dieſe Menſchenwogen brauſen nicht. Als habe Jeder zu

fürchten, den Schlummer zorniger Mächte zu wecken — ſo ſchweigſam eilt das Leben vorüber. Freilich raſſeln die Räder der Fuhrwerke und klappern die Hufe der Roſſe, freilich dröhnt der Taktſchritt vorbeiſchwenkender Truppenabtheilungen, freilich hört man wohl auch den Ausruf der Verkäufer; aber der eigentliche Lärmen der Lebensunbefangenheit fehlt.

Petersburger Wanderungen.

1844.

Uniform und Orientirung.

Hotel Coulon am Michaelsplatz, Hotel Demuth an der Moika, die Gasthäuser von Engelhardt und Georges auf dem Nefskyprospekt, Hotel Heyde in der Kadettenlinie auf Wassily Ostrow — diese und noch manche andere nennt man die besten Gasthöfe von Petersburg. Dennoch sind alle nur Logirhäuser im eigentlichen Sinne des Wortes, eben so wie wir sie in den Ostseeprovinzen fanden und in Warschau wiederfinden werden. Denn auch die Großstädte des europäischen Ostens kennen das Bedürfniß nach wirklich ausgebildeten Gasthäusern nicht, selbst der vollkommen Fremde benutzt sie nur für Stunden, höchstens für Tage, bis er sich in einer Privatwohnung eingerichtet hat, während die nordische Gastfreundschaft dem nur halbweg Bekannten außerdem überall ihre Gemächer öffnet. —

Wo wir auch eintreten, sei's im Gasthof, beim Gastfreund oder in der Privatwohnung — sowie der Reisemantel abgeworfen ist, mahnt

der Wirth mit ängſtlicher Sorgfalt an die Erfüllung unſerer Pflichten gegen die Polizeivorſchriften. Die erſte Ausfahrt und das erſte Geſchäft des Fremden gilt alſo derjenigen Behörde, welche den offiziellen Namen der „dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majeſtät des Kaiſers“ trägt, vom Publikum kurzweg das „Gensdarmeriekorps“ genannt wird und thatſächlich mit der Leitung der Geheimpolizei betraut iſt.

Eigenthümlich befängt den Ankömmling die öffentliche Anerkenntniß einer Behörde, deren Vorhandenſein jeder andere europäiſche Staat auf das Entſchiedenſte verneint, und welche ſelbſt noch in den Oſtſeeprovinzen ſo viel Achtung vor der öffentlichen Meinung hatte, daß ſie dem Publikum gegenüber ſich nicht als offizielle Autorität geltend machte. Auch in Petersburg liegt das Gebäude des Gensdarmeriekorps, im Gegenſatze zu den Lokalen anderer kaiſerlicher Aemter, nicht in breiter Pracht an einer der vornehmſten Straßen, ſondern in einem ziemlich abgelegenen Stadttheile. Sogar zwei Höfe muß man durchſchreiten, ehe man zu den Expeditionszimmern gelangt. Dem Eingange dieſer Höfe gegenüber ſteht aber eine ruſſiſche Kirche, deren Umzäunung von aufgerichteten Kanonenläufen gebildet wird, welche untereinander durch Arabesken aus Ketten verbunden ſind — wahrlich, ein treffendes Symbol des ehernen Zuſammenwirkens der kirchlichen und weltlichen Herrſchaftselemente in Rußland!

Man hat es natürlich auf dieſem Geheimpolizeibureau durchaus nicht mit uniformirten Gensdarmen zu thun. Dieſe beſetzen nur die Höfe des Gebäudes und die Eingänge der Geſchäftszimmer, in denen uns dagegen äußerſt gewandte Herrn mit den artigſten Geſellſchaftsformen empfangen, gleich als ob ſie unſern Beſuch für einen perſönlichen Höflichkeitserweis nähmen. Flüchtig durchlaufen ſie den ruſſiſchen Paß, mit welchem unſere Originalpapiere bereits beim Eintritt

in das Reich vertauſcht werden mußten, und ſtellen uns gegen deſſen Empfang den Erlaubnißſchein zur Erwerbung einer Aufenthaltskarte im Fremdenbureau aus. Sie begrüßen den Fremden natürlich ſtets in ſeiner Mutterſprache, leiten raſch und lebhaft eine allgemeine Unterhaltung ein, worein ſie die Fragen nach der wahrſcheinlichen Dauer unſeres hieſigen Verweilens, nach Bekanntſchaften, Empfehlungen, nächſten und fernern Reiſeplänen, nach dem Zwecke des Petersburger Aufenthaltes u. ſ. w. ſcheinbar oberflächlich und abſichtslos einfließen laſſen. Endlich ſchließen ſie mit dem höflichen Bedauern, daß man doch wohl genöthigt ſein werde, die Aufenthaltskarte im Fremdenbureau mit demſelben Preis auszulöſen, als ob unſer Hierbleiben auf ein ganzes Jahr berechnet wäre. Dieſe Abgabe ſteigt aber je nach der bürgerlichen Stellung des Fremden von fünf bis zu fünfundzwanzig Silberrubeln, dabei gilt ſie auch wirklich für ein ganzes Jahr, falls wir ſie zufällig am erſten Januar erhielten; ſollte ſie dagegen in den letzten Tagen des Dezember gelöſt worden ſein, ſo muß ſie trotzdem diesmal voll und ebenſo von Neuem in den erſten Tagen des neuen Jahres bezahlt werden. — Während dieſes Geſpräches gehen ſchweigſame Perſonen im Expeditionszimmer ab und zu oder auch nur an den offenſtehenden Thüren der Nebenſtuben vorüber. Sie muſtern den Ankömmling aufmerkſam vom Wirbel bis zur Zehe, lauſchen dem Tonfall ſeiner Stimme, bemerken ſich die Antworten auf die vorgelegten Fragen und machen ſich überhaupt mit der neuen Perſönlichkeit ſo vertraut, als es eben durch eine ſolche Beobachtung geſchehen kann. Aus ihnen werden die Schutzgeiſter erwählt, deren zwar unſichtbarer Obhut, doch beſonderer Wachſamkeit der Fremde während ſeines Verweilens anvertraut iſt.

Wurde endlich die Aufenthaltskarte in dem vom „Gensdarmerie-

korps“ etwa eine Stunde entfernten Fremdenbureau nach mannichfachen Weitſchweifigkeiten, Bemühungen und Geldkoſten erlangt, beim Stadttheilskommiſſär (Priſtav) vorgezeigt und beim Viertelsaufſeher (Quartalnik) eingetragen, ſo iſt ſelbſt der Ausländer fernerhin von allem äußerlichen Polizeiweſen unbehelligt. Wir können unſer Handwerk, unſere Kunſt und jedes beliebige Geſchäft wie ein eingeborner Petersburger treiben; nur darf es nicht wiſſenſchaftlichen Charakters ſein. Da bedarf es erſt noch polizeilich-moraliſcher Beweiſe für unſere ruſſiſche Befähigung und auch ſogenannter gelehrter Prüfungen. Giebt uns vollends der Paß einen gelehrten Titel und ſchlagen wir dennoch weder die Wege zu jenen Prüfungen ein, noch zu ſonſtigem Erwerbe, ſondern ſchlendern beſchauend, abſichtslos und ohne beſtimmte Verkehrsrichtungen umher, kurz, leben wir von unſerm Geld nach unſerer Behaglichkeit als unabhängige Fremde, ſo verfolgt uns allüberall die argwöhniſchſte Aufpaſſerei. Freilich bemerkt man auch davon nichts in der erſten Zeit des Verweilens; erſt ſpäter wird uns hier und da eine Andeutung und ein Zeichen davon. Die uniformirte und noch mehr die nichtuniformirte Polizei findet es nämlich geradezu unbegreiflich, daß ein Menſch einzig und allein Anſchauens halber hierherkommen kann, und die Ausſage des Paſſes: il voyage en but scientifique — erſcheint ihr vollends unglaublich. Wie kann ein Deutſcher, vollends ein deutſcher Gelehrter, ohne geheime Erwerbsquellen und ohne Nebenabſichten mehrere Monate in Petersburg leben? Sind ſie doch ſämmtlich arme Schlucker und das Leben in Petersburg theurer, als ſelbſt in London! So rufen die offiziellen und mit ihnen auch die nichtoffiziellen Petersburger. Mit dem einwandernden Schneider und Schuhmacher, mit dem nach einer Stelle ſuchenden Hauslehrer, mit dem nach Praxis haſtenden Arzte, mit dem Maler, Künſtler, Induſtriellen, Kaufmann

und ſelbſt mit dem Glücksritter iſt die Petersburger Polizei und Welt viel beſſer daran. Dieſe wollen Gold, nichts als uraliſches Gold. Auch haben ſie gewöhnlich die Brücke nach der Heimath hinter ſich abgebrochen; oder ſie wird ungangbar, indem das kleine Anlagekapital des Spekulanten ſich im Mißlingen ſeiner Pläne zerſplittert, oder aber ſie verwittert, weil die gelingenden Erwerbsabſichten jeden Gedanken an eine Heimkehr erſticken. Was kann jedoch ein Fremder wollen außer Gold oder Orden? Daher immer von Neuem unter immer andern Formen und Wendungen die alte Frage, welche uns ſeit dem Eintritt in das Land verfolgte: Was wollen, was ſuchen Sie hier? — Eigentlich lauert aber bei den offiziellen, wie bei den nichtoffiziellen Fragern hinter ſolchem Argwohn meiſtens nur eine kleinliche Scheu, die Scheu vor gedruckten Beurtheilungen der ruſſiſchen Dinge, wie ſie die letzten Jahre in England, Frankreich und Deutſchland auf den Markt gebracht haben. Ja, wer es ehrlich meint, entſchuldigt wohl damit ganz unbefangen die Zurückhaltung im alltäglichſten Geſpräche und ſagt, die ausländiſchen Schriftſteller haben uns „kopfſcheu“ gemacht. Früher fand man ſich freilich mit derartigen Schriften leichter ab; denn früher kamen die Ausländer noch ſeltner als jetzt ohne Abſicht auf ruſſiſche Reichthümer und Ehren herangereiſt. Wer tadelnde Bemerkungen wagte, wurde kurzweg mit der Beſchuldigung beſeitigt, ſeine Pläne ſeien ihm mißglückt und im Aerger darüber habe er entſtellende Schilderungen der ruſſiſchen oder Petersburger Zuſtände niedergeſchrieben. Der Nachweis einiger Irrthümer galt als voller Beweis. Allein ſeitdem hat ſich die ausländiſche hierher bezügliche Literatur immer breiter entfaltet; beſonders hat die engliſche Publiziſtik und die deutſche Wiſſenſchaftlichkeit mit bedrohlicher Sachkenntniß und Rückſichtsloſigkeit die ruſſiſchen und Petersburger Verhältniſſe zergliedert und auseinandergelegt. Der

Kampf verließ das Plänkelgefecht des allgemeinen Raiſonnements und der Anekdotenjägerei, begann aber dagegen die Thatſachen zu wohlgeordneten Batterien zuſammenzuſtellen. Die Organe des Petersburger Kabinettes, welche im nichtruſſiſchen Europa verſtreut ſind, verloren gleichzeitig immer mehr an literariſcher Wirkung im Publikum, an diplomatiſcher Ueberzeugungskraft bei den Staatsmännern; die Petersburger Reſidenzwelt fühlte ſich in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt und vermochte dennoch weder die empfangenen Wunden mit Spott und Verachtung wegzulächeln, noch die platte, baare, bewieſene Wahrheit unbedingt wegzuläugnen. So argwöhnt ſie denn eben in jedem neuen Ankömmling einen neuen heimlichen Feind. —

Unter ſolchen Vorausſetzungen bedarf es natürlich gerad für den vollkommen unabhängigen Fremden langer Wochen und genauer Bekanntſchaften, ehe er nur ein Wenig in die Kuliſſen des hieſigen Lebens zu blicken vermag, um am Ende doch nicht viel Anderes als neue Kuliſſen zu ſehen. Darüber darf man ſich nicht täuſchen. Touriſtenhaft läßt ſich Petersburg nur ganz äußerlich abthun; durch offne Fragen iſt nichts zu erforſchen. Jede Antwort iſt parteiiſch oder abſichtlich, verhehlend oder oſtentirend; nirgends gilt weniger das Sprichwort: in der Mitte liegt die Wahrheit. Selbſt dieſe Parteilichkeit, Abſichtlichkeit, Verhehlung und Oſtentation iſt eine andere als wir ſie anderwärts gewohnt ſind. Sie gilt nicht nur dem eignen Zwecke, ſie gilt auch dem Frager. Sie legt ihm die Verhältniſſe eben ſo gut für ſeine wahrſcheinliche Anſchauungsweiſe behaglich zurecht, als ſie dem eignen Zwecke zu Gefallen deren Schatten und Lichter vertheilt; ſie iſt ſogar keineswegs immer dem klaren Bewußtſein eines ſpeziellen Augenmerks entſprungen, ſondern oft nur eben Petersburger Form, ein Kind des Petersburger Naturells. Darum wird der Franzos ein anders gefärbtes Bild erhal-

ten als von denſelben Leuten der Deutſche, der Vornehme ein anderes als der Mindervornehme, der Geſchäftsmann ein anderes als der Rentier. Eine ungeſchminkte Darſtellung der Dinge und Menſchen giebt es nicht und doch ſcheint über nichts ein ſo allgemeiner Einklang zu herrſchen, als über eben dieſes Petersburg.

Auf jedem Schritte, welcher uns der Nordkapitale zuförderte, ſcholl uns der Wunderruf in's Ohr, überall erklang die Weisſagung unſers eignen Erſtaunens. Auch nun wir da ſind, ertönt dieſe Bewundrung von Neuem, vom wirklich Ausgezeichneten beginnend und bis zum Gewöhnlichſten herabſteigend, Alles in Bezug ſetzend zum Czaren und dem was des Kaiſers iſt, keine naturwüchſige, ſelbſteigne Entwicklung von vorn herein, ſondern Alles erſt dann als vollgültig anerkennend, wenn die Regierung ihr beſtätigendes Siegel darauf gedrückt hat. Dabei trotzdem ein ſo keckes Aburtheilen über das nichtruſſiſche Europa in allen einzelnen Erſcheinungen, wie es kein Ausländer in Bezug auf Rußland wagen wird; und komiſcher Weiſe nicht nur von Seiten Derer, welche im Auslande lebten, oder durch günſtige Umſtände in fortdauernden literariſchen oder perſönlichen Beziehungen dazu ſtehen, ſondern beinah noch in höherm Grade von Jenen, welche die Reichsgrenzen niemals überſchritten und nichtruſſiſche Lebensgeſtaltungen nur durch Mittheilungen kennen lernten, welche die ruſſiſche Cenſur- und Menſchenpolizei erlaubte.

Dieſe ſchonungsloſe Kritik an einer Stelle, wo wir ſie nimmer erwarteten, weil wir eben in allen Geſtaltungen die Nachahmung ausländiſcher Zuſtände und Verhältniſſe wiederfinden, überraſcht den Ankömmling. Er vermag nicht, im erſten Augenblicke zu erkennen, wie ſolche Aburtheilungen faſt ausſchließlich da geübt werden, wo es gilt, auf der Folie tadelnder Bemerkungen über ausländiſches Weſen und Leben neue Verherrlichungen der Petersburger Welt erglänzen zu laſſen.

Ja ſelbſt wenn unſer vergangenes Leben in den Reichesgrenzen uns auf derartige Begegnungen vorbereitete, welche den Vortheil des Angreifers wahren ſollen, vermögen wir nicht immer einen ſolchen Standpunkt für deren Auffaſſung feſtzuhalten. Wir laſſen uns leicht davon befangen und einſchüchtern, es entſteht unvermerkt eine gewiſſe paſſive Bereitwilligkeit zu fragloſem Bewundern, die Anſchauung verliert an ihrer Unbefangenheit, die Auffaſſung an Klarheit, die Beurtheilung an Schwungkraft. Der Hauch der Ruſſifizirung, oder richtiger der Petersburgiſirung berührt uns und es bedarf einer wirklichen Anſtrengung, um ihn jetzt und ſpäter entſchieden von ſich zu weiſen.

Der erſte Eindruck von Petersburg iſt in der That überwältigend, wie von keiner andern Hauptſtadt Europa's. Wer den Waſſerweg wählte, am Newakai landete und die Stadt mit ihren Anſtalten unter der bereitwilligen Leitung eines echten Petersburgers anſchaute, oder gar unter der Führung eines Lohndieners, welche durchſchnittlich in näherer oder fernerer Beziehung zur dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Sr. Majeſtät des Kaiſers ſtehen, und dann auf dem nächſten Dampfboote dem Hafen von Kronſtadt wieder enteilte — er wird dieſe Reſidenz für das Ideal eines Kaiſerſitzes und Berlin, Wien, ja ſelbſt Paris für ſchmuckloſe Mittelſtädte erklären. Er hat auch jenes Bild aufgenommen, welches die Petersburger Welt im Auslande entworfen wiſſen will. Er kann bei halbweg abſolutiſtiſchen Neigungen ſogar gelernt haben, in Verehrung vor der Schöpfermacht des Autokratismus niederzuſinken.

Anders geſtalten ſich dagegen die Eindrücke, wenn wir es wagen, die Benutzung unſerer Bekanntſchaften und Empfehlungsbriefe ſpätern Wochen zu überlaſſen. Der Eindruck der ſteinernen Stadt bleibt auch dann zwar gleichermaßen imponirend; allein was ſich als Leben an-

kündigt, erzeugt eine vollkommen andere Wirkung. Vor Allem bedrückt und befängt uns die unbedingte Alleingeltung Deſſen, was kaiſerlich iſt, die völlige Bedeutungsloſigkeit Deſſen, worüber kein doppeltköpfiger Adler ſchwebt. Wir haben zwar ſchon auf der Schule gelernt und ſpäter in Büchern und Zeitſchriften viel tauſendmal wieder geleſen, wie alles Leben, Streben, Wirken und Schaffen in Rußland überhaupt, in Petersburg insbeſondere, von dieſem einen Punkte ausgeht und in ihn zurückführt. Allein es hat uns immer wie ein halb und halb verborgen gehaltenes Unrecht vorgeſchwebt, wir haben keine wirkliche Veranſchaulichung der vollberechtigten, breiten Offenbarungen eines ſo rein aſiatiſchen Verhältniſſes gewinnen können. Der Begriff war nicht zur runden Geſtalt worden. Nun breitet ſich dagegen vor unſerm Auge mit eins eben dieſes Verhältniß zu Fleiſch, Blut, Häuſerpracht, Kirchenglanz, Sitte, Lebensbewegung und Seelenleben geworden, aus.

Nennt den Winterpalaſt mit den zwingenden Kanonen der Feſtung das Hirn, nennt die Newa das Herz dieſes Körpers, ſo iſt der Neſsky-proſpekt die Pulsader. Dort drängt ſich zuſammen, was als eigentliches Petersburger Leben genannt und anerkannt ſein will. Vom Admiralitätsthurme, deſſen ſäulenumſtellte Gallerie das bekannte nadelförmige Golddach trägt, beginnt die wirbelnde Bewegung der Welt von St. Petersburg; und ſoweit das goldne Schiff, die Windfahne jenes Thurmes, in die Perſpektive hinausblinkt, treibt ſie ihre Wogen. Während in der Mitte der Straße die prächtigſten Viergeſpanne, die Feldjägerwagen, elegante Reiter, doniſche und tſchernomorskiſche Koſaken, die einfache Troika und ameiſenemſige Lohndroſchken in unzählbaren Maſſen durcheinanderdrängend dennoch ſo geräuſchlos auf den Holzbahnen dahingleiten, das man fortwährend das gelle Beregissa und Padji ihrer Führer heraushört — läuft, geht und ſchlendert auf den

breiten Trottoirs der Häuſer die elegante Welt und die Maſſe der Geſchäftigen. Nur funfzig und einige Häuſer bilden die Kuliſſen einer Bühne, welche wir über eine Werſt hinaus mit einem Blick überſchauen, die aber dann in geringer Biegung ſich noch über drei Werſte hinzieht, um an der ſchweigſamen Pracht eines Kloſters zu enden. —

Während nun ſchon aller lebloſe Glanz dem Auge des Herrſchers und der Hofmächtigen entgegenleuchtet, ſcheint ſich auch in der Bevölkerung des Nefskyproſpektes die Verſammlung der Hofſäle zu wiederholen. Denn vor dem blitzenden Schmucke der Uniformen, vor dem Glanze der Waffen und Orden, vor dem Wallen und Wehen der Federbüſche verſchwindet die nichtuniformirte Menge vollkommen oder tritt doch in jene ſelbe Unſcheinbarkeit und Bedeutungsloſigkeit zurück, wie thatſächlich im ganzen ruſſiſchen Leben. Die Uniform bringt hier den Menſchen erſt zur Geltung; das ſchwarze Civil hat im Staatsleben nur die Aufgabe des Gehorchens, im Geſellſchaftsleben keinerlei Anerkennung. Die Uniform iſt überall berechtigt und dem Träger eines Degens ſteht der Zutritt zur niederſten Hütte, wie zu den kaiſerlichen Paläſten ungefragt offen. Die bürgerliche Kleidung ſcheint überall nur geduldet, wird entweder gar nicht zugelaſſen oder muß ihren Eintritt erſt der Fürſprache eines Uniformirten danken. Vor dem Uniformirten müſſen alle Andern weichen, ſogar wenn ſie nach ruſſiſchen Klaſſengeſetzen weit über jenen Rang erhaben ſind, welchen Degenkoppel und Epaulette verkünden. Selbſt das einzige Aequivalent der Uniform, ein Orden, genießt weit weniger Anſehen im Publikum, als der zweifarbige Rock. Uniformirt iſt aber Alles, was nur irgend einer Geſammtheit angehört, welche irgendwie in offiziellem Zuſammenhange mit dem Staate — d. i. mit dem Czaren — ſteht: der kleine Elementarſchüler wie der wirkliche Offizier, der Student wie der Thürſteher einer kaiſerlichen Anſtalt, der Jünger der

freien Künſte wie der Straßenlaternenputzer. Ja ſogar der Briefträger, welcher hier ſein Amt reitend verrichtet, führt Tſchako und Säbel: Ohne Säbel, Epauletten und Tſchako, doch übrigens in eine Halbuniform gezwängt, iſt ferner die Maſſe Derer, welche ſich den Dienern des Staates zuzählt; und unter dieſe muß ſich Jeder aufnehmen laſſen, welcher auf eine gute Verwerthung ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen und Geſchicklichkeiten beim Publikum rechnen will.

Nicht uniformirt ſind nur die Handel- und Gewerbtreibenden; ihnen allein ſteht auch die freie Verfügung über den Bartwuchs ihres Antlitzes zu. Wer dagegen eine volle Militäruniform trägt, muß den Schnurr- und Backenbart nach genau vorgeſchriebenen Maßen und Formen erziehen und beſchneiden, wer eine Halbuniform, darf ſich mit keinerlei Bart ſchmücken. So entſteht ſogar eine Uniformirung der Geſichter, welche tief hineinreicht in alle Klaſſen der Geſellſchaft, da ſelbſt in der Maſſe des grundbeſitzenden Adels nur äußerſt Wenige ihr Leben titellos hinzubringen wagen. Denn welcher Adelige in ſeinem Leben nie einen Tſchin errang, bleibt in jedem Geſchäfte gewiſſermaßen minorenn ſein Leben lang und kann nur unter Beihülfe eines juriſtiſchen Aſſiſtenten rechtskräftige Handlungen ausüben. Ferner verliert die älteſte Adelsfamilie des Reiches die ſehr bedeutenden Vorrechte ihres Standes, wenn durch zwei Generationen keines ihrer Mitglieder die Adelskrone von Neuem durch den Staatsdienſt errang. Die dritte Generation geht ſogar des Adelstitels, der Steuerfreiheit und des Grunderwerbrechtes verluſtig; die vierte endlich ſinkt inſofern auf völlig gleiche Stufe mit dem Leibeignen herab, als ſie rekrutenpflichtig, der Kopfſteuer und den Leibesſtrafen unterworfen wird. — So hat die Staatsform des ruſſiſchen Reiches, welche „nach Herkommen rein monarchiſch“ iſt, wie die unverfänglichen genealogiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Almanache

ſich ausdrücken, jene ſtolze Adelſchaft bezwungen, ohne deren Einwilligung ehmals kein Kaiſerbefehl zur Gültigkeit kommen konnte. Czar ukazall i bojare prigovorili (der Czar hat befohlen und die Bojaren haben entſchieden) hieß das Ukasſchlußwort bis zur Herrſchaft Peter des Erſten, Büt po ssemu (dem ſei alſo) heißt es ſeitdem.

Die Pracht und Stattlichkeit der Uniformen Rußlands ſind genugſam geſchildert. Petersburg, welches außer den Polizeiſoldaten nur Garderegimenter und Luxusmilitär in ſeinen Kaſernen beherbergt, bietet natürlich auch von dieſem Glanze das Glänzendſte. Vom einfachen Graurocke des Budoſchnik (Polizeiwachtpoſten) ſtufenweis aufſteigend bis zur goldſchimmerden und ſeideglänzenden Prachttracht des tſcherkeſſiſchen Leibregimentes, wogt es in allen Farben, Formen und Geſtalten blendend durcheinander. Die verſchiedenen Abänderungen der militäriſchen und halbmilitäriſchen Anzüge ſchildern zu wollen, iſt ein Werk der Unmöglichkeit; dicke Bildwerke, welche niemals ihr Ende erreichen, haben ſich dies zur Aufgabe geſtellt und ſogar das Arbeitskabinet des Kaiſers ſchmückte man mit den Abbildungen, um dem berühmten Gedächtniß ſeines Einwohners für derartige Dinge zu Hülfe kommen. — Allein die Uniform bleibt trotzdem Uniform, behält ſtets den Charakter des Steifen, Gezwungenen, die Perſönlichkeit Verwiſchenden. In Petersburg gehören nun zweimalhunderttauſend unter fünfmalhunderttauſend Menſchen zu den Uniformirten — denn ſo viele umfaßt ein unmittelbares Dienſtverhältniß — und damit nicht genug, erſtreckt ſich das Uniformweſen auch auf die Mehrzahl derer, welche den „freien“ Klaſſen zugezählt werden.

„Frei“ nennt der ruſſiſche Sprachgebrauch nämlich Jeden, welcher die Aufgabe ſeines Lebens nicht durch unmittelbaren Dienſt in der Staatsmaſchine und ſeine Ehre nicht in einen vom Kaiſer gewährten

Range findet. Frei ſind nicht nur Handwerker, Künſtler und Kaufleute, ſondern frei heißen auch die leibeignen Arbeiter, deren alljährlich an vierzigtauſend in die Reſidenz einwandern, um hier nach einem Lebensunterhalt zu ſuchen. Doch eben auch dieſe „freien Klaſſen“ ſcheinen nur in verſchiedne uniformirte Heerhaufen zu zerfallen. Ein langer blauer Ueberrock, aus welchem oben der bärtige Kopf mit dem breitkrämpigen Hut, unten ein Paar plumpe Stiefeln hervorragen, iſt die unabänderliche Uniform des Heerhaufens der freien Nationalen, welche vom Handwerk und Handel leben; ein blauer Kaftan mit rothem Gürtel umhüllt das ſechstauſend Mann ſtarke Regiment der Lohnfuhrleute; das bunte, vom Strick umgürtete Hemd, ein griechiſches Doppelkreuz, ein meſſingner Kamm, ſowie das Beil im Gürtel bezeichnen die Cohorten der eingewanderten Arbeiter. Ihr könnt der Uniform nicht entfliehen.

Umſonſt blickt Ihr über die Menſchen hinaus in die Straßen; auch ſie tragen ihre ewig wiederkehrende Uniform. Keine einzige wagt es, ſich unregelmäßig zu krümmen, kein Haus wagt vor- oder rückwärts zu treten, keines vom allgemeinen Baugeſchmack ſich zu entfernen. Jedes ſteht in Paradehaltung und meldet ſich auf Appell als anweſend durch den Namen ſeines Herrn, welcher auf einem Blechſchild über der Hauptthür nebſt Straßen- und Brandkataſternummer glänzt. An jeder Unterbrechung der Fronte durch einmündende Nebengaſſen erſcheint eine Polizeiwachbude mit drei uniformirten „Budoſchniks,“ während eine Kirchenkuppel oder ein ſonſtiger Hochbau am Ende der Straße emporragt, gleich einem Hauptmann, welcher die Aufſtellung ſeiner Truppenabtheilung richtet.

Lächerlich wäre es, die von ſolcher Regelmäßigkeit bedingte Leichtigkeit der Orientirung, ungerecht die damit verbundene Stadtſchönheit wegleugnen zu wollen. Nur das Menſchliche und Perſönliche hat keine

Geltung, keine Anerkennung, kaum ein Exiſtenzrecht in dieſer Polizeiordnungswelt. Unausweichlich ergreift uns darum im Wandern und Wiederwandern die tödtlichſte Langeweile, wie in einer unbegrenzten Oede, und gleichzeitig überſchleicht uns eine bange Beſorgniß, wir möchten unwillkürlich eines der militäriſchen Geſetze verletzen, welche dieſe lebendigen und ſteinernen Regimenter in regelrechten Gang und Stand hineinzwangen. — Und wie uns beim Anblicke von Paraden und Militärſchauſpielen mitunter der Gedanke kommt: wenn nun plötzlich jeder Einzelne der unbedingt gehorchenden Tauſende ein Bewußtſein ſeines ſelbſtſtändigen Willens bekäme? und wie dieſer Gedanke im längern Hinblick auf die maſſenhafte Kraft der anbefohlenen Bewegungen, trotz des Widerſpruches des Verſtandes, bis zu einer peinigenden, körperlichen Angſt zu ſteigen vermag, die uns die langen Reihen und wohlgeordneten Truppen in wildem Aufruhr durcheinandertobend vorſpiegelt — ſo auch hier. Freilich hat die unmittelbare Nähe der unbegrenzten Staatsgewalten fünfmalhunderttauſend Menſchen in etwa neuntauſend Häuſern an der Newa in jene uniforme Ebenmäßigkeit auf eine Weiſe eingezwungen, daß von ihnen nichts derartiges zu befahren ſteht. Und dies nicht allein durch Befehle, nicht allein dadurch, daß beinah die Hälfte der Bevölkerungsmaſſe ihr täglich Brod unmittelbar aus den Händen des Czaren nimmt, ſondern dadurch noch unmittelbarer, daß dieſe Stadtwelt ſich von dem Bewußtſein geſchmeichelt fühlt, ihr Leben offiziell als Verwirklichung eines Schema's anerkannt zu wiſſen, nach welchem über fünfzig Millionen in drei Erdtheilen durch materielle und moraliſche Zwangsmittel gemodelt werden ſollen. Als ein Elitekorps betrachten ſich die Petersburger und als eine Selecta der großen Erziehungsſchule Rußland ihr Petersburg. Damit ſpekuliren ſie auf ein Stück vom Ruhm jener idealen Zukunft, in welcher Karamſin's Schmei-

chelei „des Volkes Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum“ zur Wahrheit geworden ſein ſoll. Sie hoffen, eine dann erſcheinende offizielle Staatshiſtorie werde dieſen Worten den Zuſatz beizufügen haben: Und Petersburg war Rußlands erhabenes Vorbild. Darum fügen ſie ſich fraglos, darum ſind ſie ſtolz auf dieſe fragloſe Fügſamkeit. Aber weil unter ſolchen Vorausſetzungen Petersburg eine naturgemäße Selbſtentwicklung niemals kennen lernte, weil die Petersburger auf jedes Recht der Geſchichte verzichteten, vergeſſen ſie, daß die großen und wirklichen Weltgänge ſich nimmer den vorgezeichneten Spuren ſchmeichleriſcher Hofhiſtoriographen anpaſſen laſſen. Sie vergeſſen, daß die Geſchichte immer nur eine Naturgeſchichte der Menſchheit bleibt, daß jede Unnatürlichkeit der Verhältniſſe nach Naturgeſetzen ſich ſelbſt vernichtet. Sie vergeſſen die einzige organiſch begründete Thatſache ihrer eignen künſtlichen Geſchichte, wonach Petersburg noch heute, wie vor hundert und dreißig Jahren nur ein ſtrahlender Kaiſerſitz am fernſten Ende des Reiches blieb und keine Landeshauptſtadt wurde. Sie und ihre Lenker vergeſſen, daß kein Hauch deſſen, was ſich Petersburger Leben nennt, zu einem volksthümlichen Element erſtarkte. Sie vergeſſen, daß noch zu allen Zeiten die Reaktion der Volksmacht gegen die rückſichtsloſe Autokratenkraft das Ende der Dinge, daß der Gewaltſamkeit einzig Erzeugniß die Gewaltſamkeit wurde und vom Unrechte des Zwanges nichts geboren werden kann, als das Unrecht des Aufruhrs. — — —

Warum aber, daß gerad ſolche Gedanken und am mächtigſten in den erſten Tagen eines Petersburger Aufenthaltes dem Fremden aus den Uniformen und der Eintönigkeit, aus den ſchnurgeraden Straßenlinien und auf den rechtwinklichen Plätzen, aus der Ordnung und hinter der überall ſichtbaren Straßenpolizei entgegengrinſen? Sind ſie Kinder der uns inwohnenden Zerſtörungsluſt, oder entſtammen ſie denſelben

Seelenquellen, aus denen im ſtürmiſchen Winter dem Poeten die lachendſten Frühlingslieder kommen, aus denen im glänzendſten Stadtleben die Sehnſucht nach ländlicher Einfachheit ſtammet, aus denen im Vollgenuſſe höchſten Liebesglückes ein dämoniſcher Drang nach deſſen gräßlicher Zerſtörnng hervorbricht? Zum Theil mögen ſie ſo unerforſchlichen und unmittelbaren Urſprungs ſein, zum größern Theile aber Erzeugniſſe halb unbewußter Reflexionen und des angelernten Bewußtſeins, daß gerad unter dem ſchimmernden Kettenpanzer dieſer offiziellen Verähnlichung ſo grelle Widerſprüche gegeneinanderſtreiten, wie in keiner zweiten Stadt der Welt. Denn eine Stadt liegt vor uns, welche auf unergründlichem Moraſtboden granitne Paläſte aufthürmte, deren Gleichen an Größe und Maſſen ſich nirgendwo auf gleich kleinem Umkreis zuſammendrängten; und wieder dehnen ſich unendliche häuſer- und menſchenleere, ja völlig wüſte Landesſtrecken vor uns hin, welche dennoch Stadt heißen. Auf einem Archipel iſt dieſe Stadt zerſprengt und dennoch ziehen ſich die Fäden der äußerlichen Gleichheit herüber und hinüber, als ſei nirgends eine Unterbrechung. Dieſe Stadt umklammert die beiden Seiten eines Fluſſes, welcher nur acht Meilen lang, nur der Ausfluß eines Sees iſt und in ein Waſſer mündet, welches kein eigentlich Meer zu nennen und überdies die volle Hälfte des Jahres für alle Schifffahrt unzugänglich iſt. Trotzdem zählt nun dieſer Fluß unter Europa's Hauptſtrömen, wurde trotzdem die einzige Bedingung einer Möglichkeit dieſes Menſchenſammelplatzes. Dieſe größte Stadt des Reiches und des Czaren Reſidenz iſt jedoch nicht des Volkes Hauptſtadt, und wurde trotzdem die Urſache, daß dieſer Staat zur europäiſchen Großmacht heranwuchs. Dabei iſt wieder dieſe ſelbe Stadt, trotz zarter Jugend bereits voll Zeichen entkräfteter Ueberlebung. Bevölkert iſt ſie von einer Menſchenwelt, welche ihre ſeuchenreiche Erdſcholle nach

Außen und Innen ſchmückt, pflegt, verherrlicht, als ſei ſie ein Paradies, während ſie eben daſſelbe Mutterland zu verachten, während ſie der Mutterſprache ſich zu ſchämen ſcheint, darum Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch und Petersburgiſch bunt durcheinandermengt, das Ruſſiſche jedoch nur als Nothbehelf braucht, trotzdem Fremdländiſches mißachtet, haßt, verachtet, dabei wiederum gierig nach deſſen kleinſten Abfällen und Flittern haſcht, und wenn ſie's erhaſchte, doch nicht als Fremdes, Erworbenes zugeſtehen mag, ſondern als Ureignes, Selbſterſchaffnes beanſprucht! — Endlich die einzelnen Menſchen. Menſchen, die eben bloß als Perſönlichkeiten gelten wollen, begegnen uns nur ausnahmsweiſe; untereinander anerkennen ſie ſich nur als Theile der Staatsgewalt, als Rangkläſſler, Ordensträger, Betitelte; Denen aber, welche keinen ſolchen Vorzug beſitzen, gönnen ſie nicht einmal das Recht der Selbſtbeſtimmung und der perſönlichen Selbſtſtändigkeit .... Widerſprüche ohne Ende, Gegenſätze ohne Zahl!

So ſteht Ihr in dieſem Wirrniß und ſteht allein. Kein Bild könnt Ihr faſſen und feſſeln und über allem Leben ſchwebt eine nebelfeuchte Atmoſphäre, dennoch ſtauberfüllt, auf allem laſtet ein drückendes und beängſtigendes Klima, dennoch niemals warm und ſommerlich. Was Euch vollends an Bildern und Skizzen zugebracht wird, iſt grellbunt, mit Lichtern überſäet, ohne alle Uebergänge zu den ſeltnen, tiefſchwarzen Schatten. Das Nackte hat überall ſo wenig Recht, daß es kaum bedeutungslos, abgeſtorben und unerkennbar aus einem Loche hervorzudunkeln wagt, wie Geſicht und Hände der griechiſchen Heiligen aus ihren in Gold und Silber getriebenen Gewandungen. Oder aber es erſcheint wachsartig, marmorglatt, geſchminkt: gerad ſo, wie bei dem Bildniß des herrſchenden Czaren in der Gardegeneralsuniform, mit den unzähligen Groß- und Kleinkreuzen, mit den breiten Ordensbändern,

mit den prachtvollen Epauletten, mit der Goldſtickerei des Rockkragens, mit den Adlern auf den Knöpfen, mit dem Seidenglanz am Halstuch — nur das Geſicht ohne den Charakter ſeiner Züge und ohne Züge für den Charakter des lebendigen Originals. — Auch ein engbefreundeter Berather, falls er ein Petersburger, wird unſern Auffaſſungen unnütz, ſobald wir mit ihm das Zimmer verlaſſen. Zu ſorgſam ſpäht er auf der Straße rechts und links, wohin er eine Verbeugung ſchulde, zu ängſtlich ſchaut er vorwärts und zurück, ob nicht ein lauernder Blick ihn und den Fremden mißliebig finde; und was er auffaßt, iſt ihm von dem Glanze der Krone auf dem Winterpalaſte mehr denn von Gottes Sonne beleuchtet. Was Ihr für ein urſprüngliches Wahrzeichen nehmt, nennt er eine Zufälligkeit; was Euch ein naturwüchſiges Ergebniß des Lebens iſt, dünkt ihm unwichtig und bedeutungslos; was Ihr künſtliche Aufpfropfung nennt, beanſprucht er als Blüthe natürlicher Entwicklungen.

Da gilt es denn ſich ſelbſt die Stadt von Neuem aufzubauen und ſie von Neuem zu ordnen. Selbſteigne Zeichnungsquadrate müßt Ihr über den Grundriß werfen, worein ſich die Konturen Eurer Bilder einfügen ſollen. Sorgſam müßt Ihr die Farben zuſammenſuchen, ordnen und prüfend miſchen zum richtigen Kolorit. Da gilt es vor Allem auch die Staffagen zu Gruppen zuſammenzuſtellen und dieſen ihren wirkſamen Platz im Vorder-, Mittel- oder Hintergrunde anzuweiſen. —

Eine Feſtung ließ Peter der Erſte auf einer äußerſten Inſel eines neueroberten, wüſten Küſtenſtriches von leibeignen Arbeitern empormauern; und die nicht im Moraſt erſtickt, im Winter erfroren, in den Wildniſſen verkommen waren, mußten neben die Häuſer ihrer herangezwungenen Herrn die eigenen Hütten gezwungen im Bereiche der zwingenden Feſtungskanonen empormauern. Einen prächtigen Palaſt ließ ſpäter Eliſabeth von italieniſchen Künſtlern auf dem Feſtlandsende dieſes

Küſtenſtriches aufführen; und aus dem Innerſten Moskoviens, aus Deutſchland, aus den Alpen, aus den Pyrenäen kamen die Vornehmen herangezogen, um ihre Prachtgebäude daran zu hängen. Die Feſtung aber, welche dem Winterpalaſte gegenüberſteht, beherrſcht mit ihren Geſchützen auch dieſen Menſchenſammelplatz. Zwiſchen Feſtung und Kaiſerſchloß rauſcht die Newa. Schnurgerad kommt ſie vom Oſten herangeſtrömt und dicht, bevor ſie den finniſchen Buſen erreicht, bäumt ſie ſich in jäher Wendung nach Norden, verliert ſolchermaßen die volle Wucht ihrer Stromkraft, kann nun bei abermals weſtlicher Richtung das noch vorgeſchobene Landſtück nicht mehr mit eins bis zu den Meereswogen durchſtoßen, zerſpaltet ſich erſt in zwei, dann mehrere Zweige, mit denen ſie endlich zwiſchen Inſeln und Sandbänken in die Seebucht greift. So ſcheidet ſie Petersburg in drei große Abtheilungen.

Dort, wo der noch ungetheilte Strom nach Norden umbeugt, beginnt an ſeinem linken Ufer die eine Stadthälfte. Mit ihren Häuſermengen füllt ſie die nordwärts ragende Landſpitze, welche von der ſüdweſtlichen Wendung des größten Newaarmes bis an das Seeufer eingefaßt wird. Das iſt die Stadt des Winterpalaſtes, „die Große Seite," dasjenige Petersburg, durch welches man den Fremden zuerſt geleitet.

Das rechte, finniſche Flußufer begrenzt dagegen nur ein ſchmaler Häuſerſaum. Doch zieht er ſich ununterbrochen von ſeinem Beginn an der erſten, nördlichen Beugung der Newa bis zum Ende ihres nordweſtwärts zum Meerbuſen ſtrömenden, kleinern Mündungszweiges. Das waren ehmals einzelne Fiſcherhütten, welche dann Dörfer wurden und jetzt das neueſte Zubehör der Stadt, „die Wiborger Seite," bilden.

Gerad an der Stelle, wo die Newa ihre Stromkraft in jene Mün-

dungszweige zerſpaltet, umklammern die Feſtungsmauern eine kleine Sandbank. Keilförmig breitet ſich davor „Waſſili Oſtrow“ nach dem Meer hin und ſchiebt noch einige halbüberfluthete Anſchwemmungen, auch baumreiche Eilande dort hinein. Der Feſtung nordweſtlich wuchs „die Petersburger Seite“ aus einem weiten Inſelmoraſt empor, von deſſen nördlichem Rande die drängenden Waſſer der Newa abermals kleine Inſelſtücken abſchnitten.

Dies iſt der Grundriß des Bodens, auf welchem fußt, was St. Petersburg heißt; und die offizielle Eintheilung faßt Alles in dreizehn Stadttheile zuſammen. Wer Petersburg nur äußerlich kennt, erſieht dafür keinen Grund. Eben ſo gut, könnte er meinen, habe man die Stadt in fünfzehn Bereiche zerfällen können, für jede der vierzehn Rangklaſſen einen und den Reſt für die Rangloſen. So wäre es für Juſtiz und Verwaltung überſichtlicher, für die Polizei vollends von äußerſter Bequemlichkeit.

Auf der Großen Seite.

Wo ſich die Petersburger Welt zunächſt und am maſſenhafteſten um die höchſten Staatsmächte drängte, da hat ſich unwillkührlich etwas von jener idealen Stadtanordnung ausgebildet, welche die Häuſer nach Pracht und Stattlichkeit, die Menſchen nach Rang und Würden zuſammenſtellen will. Die Große Seite iſt in der That ein erweiterter Kaiſerhof, deſſen geſammte Menſchenwelt zur Ariſtokratie ihrer Lebenskreiſe gehört und im Gegenſatze zur mähligen Erhebung des Bodens von der Newa landeinwärts mit den Entfernungen ihrer Wohnungen vom Kaiſerhof hinſichtlich ihrer Vornehmheit abwärtsſteigt.

Eiförmig iſt der Grundriß der Großen Seite und von der Newa wird ihr ſüdweſtlicher Halbumkreis gebildet; das Smolnakloſter an der weſtlichen Wendung des noch ungeſpaltenen Fluſſes bezeichnet ihre öſtliche Spitze und das weſtliche Ende beſpülen die Meereswogen. Die Mitte dieſer ſüdweſtlichen Wölbung nimmt der dreieinige Brenn- und Kern-

punkt ihres Geſammtlebens ein: die Admiralität mit dem Winterpalaſte und Peters Standbild. Dieſen Kernpunkt ſcheiden aber die drei ineinanderfließenden Vorplätze der Iſaaksbrücke, des Admiralitätsgebäudes und des Winterpalaſtes als breiter Halbgürtel zunächſt von der übrigen Stadt. Von dort aus münden dagegen eben auf jene drei unſcheidbaren Plätze, und den Admiralitätsthurm als Augenpunkt, die drei größten Straßen: die Erbſen- oder Admiralitätsſtraße, welche das Häuſeroval in ſeiner Hälfte queer durchſchneidet, der Nefskyproſpekt, welcher aus deſſen öſtlicher Hälfte heranzieht, der Wosnoſeeskyproſpekt, welcher die weſtliche Hälfte durchläuft. Vier hauptſächliche Kanäle legen ſich ferner, je tiefer im Feſtland mit deſto weiteren Halbkreiſen um den Halbgürtel jener drei Plätze und zerfällen, weil von der Newa kommend und in deren Seemündung ausſtrömend, die Grundfläche der geſammten Großen Seite in vier concentriſche Halbgürtel.

I.

Mit einer prachtvollen Rückfronte ſchaut der Winterpalaſt auf die Newa nieder. Daneben dehnt ſich das lange Viereck des Admiralitätsgebäudes in der Richtung gegen den Meerbuſen, und Peter der Große auf dem Granitfelſen verbindet es mit dem Senatspalaſt. Dieſem reiht ſich das „engliſche Kai“ an, hinter welchem in paralleler Richtung die „Galeerenſtraße“ verläuft. Rechtshin wirft dagegen der Winterpalaſt über einen Kanal eine überdeckte Brücke zu den beiden Eremitagen am „Schloßkai“ hinüber, dieſen folgt das Hoftheater, und daran ketten ſich wieder die Paläſte Paskewitſch, Tſchernitſcheff, Feridoff, Juſſupoff u. ſ. w., lauter Wohnſitze der Petersburger Hocharistokraten ruſſi-

ſchen Stammes, bis das Marmorpalais am ſchlachtenſpielenden Marsfeld mit dem Sommergarten ihre Reihe abſchließt. Wer aber in dieſer erſten Reihe am Newaufer keinen Platz mehr fand, baute ſich in den nächſten Parallelgaſſen an. So in der „kleinen“ und „großen Million“, wie ſie das Publikum nennt, weil dort einſt jeder Hausbau im Urſumpfe des Stadtlandes eine ſolche Summe gekoſtet haben ſoll. Die endlich weder an das Newakai, noch an den Admiralitätsplatz, noch an die Oſtſeite des Winterpalaſtes gelangen konnten, doch aber dem Kaiſerhauſe nahe ſein mochten, beſetzten die Anfänge der drei Proſpektſtraßen und ſchoben neue Palaſtreihen zwiſchen deren Anfänge ein. So erſtand hier die „kleine“ und „große Morskoi“, welche ihre Ausläufer hinter dem engliſchen Kai und der Galeerenſtraße hinweg, ſogar bis zur ſogenannten kleinen Admiralität und bis zum Meeresufer ſenden. — Eine wirkliche Hofſtadt baute ſich ſolchermaßen zuſammen, abgeſchieden von den Wogen des minder vornehmen Stadtlebens durch den erſten großen Kanal: die Moika.

In allen dieſen Straßen erkennt man es augenblicklich: hier thront die höchſte Adelſchaft, hier gebieten unbegrenzte Geldſummen. Kein Zeichen eines bürgerlichen Mittelſtandes, noch minder eine Spur von bettelnder Armuth. In den Häuſern herrſcht dieſelbe feierliche Stille, wie in den wappenſtolzen Bauten der Herrengaſſe zu Wien, wie einſt in guter alter Zeit im Faubourg St. Germain oder heute in der Rue Lafitte. Was durch die Straßen von Geſchäftslärmen brauſen darf, geht das Innere dieſer Paläſte nichts an. Nur ſelten erlaubte ſich ein Kaufmann ſeine Waaren in ihrem Erdgeſchoſſe auszulegen und ſchweigend liegen ſelber die Comptoirzimmer der Börſenkönige am engliſchen Kai. Der gemeine Ton des abgezählten Geldes klirrt aus ihnen nicht hervor, ein kleines Papier genügt bei ihrem Verkehr für Goldmaſſen,

welche in Metallen ausgeprägt den Fußboden des Zimmers bedecken würden. Wen Ihr am Vormittag in dieſen Straßen erblickt, gehört ſicherlich urſprünglich nicht hierher. Den Paläſten zum Dienſt kam er vom äußerſten Ende der großen Seite oder vom jenſeitigen Newaufer herangewandert, und wenn die Paläſte erwachen, muß auch das leiſeſte Zeichen ſeines Schaffens verſchwunden ſein.

Erſt gegen Mittag beginnt das eigene Leben dieſer Hofſtadt. Dann rollen die vierſpännigen Karoſſen zahlreich hindurch. Große Wappen in Hermelinmänteln ſchimmern am Kutſchenſchlag oder es umranken goldene Zierrathen die Stelle, welcher dies Wappen fehlt, weil ein einfacher Namenszug beſagt, daß der Inhaber der Equipage nicht mehr ſolcher Zeichen bedarf, um in der Ariſtokratie vollgültiger Berechtigung ſicher zu ſein. — Gallonirte Bedienten fliegen auch dann erſt von einem Thorweg zum andern; leibeigne Menſchen ſchlüpfen zwiſchen den ungeduldig ſtampfenden Roſſen hindurch, auf denen oft ſo zwerghafte Vorreiter ſitzen, daß man ſie auf dem Sattel anbinden mußte; grellbunte Thürſteher brüſten ſich gravitätiſch in den Hausfluren, und ſprechen gewichtige Worte mit ſelbſtbewußter Miene zu den harrenden Kutſchern, während ſie trotzdem mit unterthäniger Scheu nach der Tiefe des Gebäudes lauſchen, ob dort etwa die Gewänder der Herrin auf der Treppe rauſchen oder der ſporenklirrende Schritt des Gebieters erklingt. — Aber wenn auch Herr und Herrin ſich in die Wagen warfen und davon eilten, ſo erwacht in ihrem Wohnſitz dennoch kein Zeichen einer Betheiligung am Leben der übrigen Welt. Geſchloſſen bleiben die Spiegelfenſter und verhüllt gegen den hellſtrahlenden Tag. Nur als beiläufiges Zubehör der ſtandesmäßigen Ausſchmückung ihrer Zimmer erſcheint das Schauſpiel des Drängens, Treibens, Arbeitens und Bewegens auf der Waſſerfläche der Newa; und erſt am Abend, wenn ſich

dort die dunkeln Schiffkoloſſe in undeutlichen Schatten feſtlagerten, wenn nur noch ſelten ein eiliger Funken über die Waſſermaſſen hinwegſchlüpft, wenn drüben auf Waſſili-Oſtrow und hüben in den weitern Umkreiſen der großen Seite allmählig alles Leben ſchweigt — dann ſchlagen jene Häuſer ihre Augen auf, dann brechen breite Lichtgarben durch die Spalten der ſchwerſtoffigen Vorhänge aus den gold- und edelſteinblinkenden Säulen hervor, wie verwundert, daß da draußen auch eine Welt vorhanden iſt und daß dieſe Welt nun ſchlafen mag, da die einzige Zeit gekommen, welche ihrer Welt des Wachens werth erſcheint.

Dagegen mag wohl auch mancher Blick aus dieſer dunkeln Welt zu den ſtolzen Adelsſitzen hinſchweifen und auf den Lichtſtrahlen, welche aus den erwachten Fürſtenſälen hervorglänzen, wiegt ſich wohl manch ein dämoniſcher Reigen bedenklicher Betrachtungen. Denn immerhin iſt es ein ſeltſamer Standpunkt, welchen der Sammelplatz dieſes ruſſiſchen Fürſten- und Herrenlebens einnimmt. Zwar hat es ſich um die Sonne des Czarenthrones geſchaart; aber doch noch näher, als irgend ein Fürſtenpalaſt, ſteht dem Winterpalaſt das Gebäude des Generalſtabs und des allmächtigen Kommandanten der Reſidenz. Dieſes umringen die Geſchäftszimmer des Polizeiminiſteriums, des Inſtitutes rückſichtsloſeſter Gewaltübung, und dicht daneben das Büreau des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, jenes grauen Grafen Neſſelrode, deſſen Macht ſelbſt der vornehmſte Kneſe im fernſten Lande nicht unerreichbar iſt. Oſtwärts aber, in der Richtung gen Sibirien, üben ſich auf dem Marsfelde die Regimenter mit ihren Batterien, dahinter drängen ſich Kaſernen an Kaſernen. Ja, eine derſelben ſchob ihre waffengefüllten Räume mißtrauiſch ſogar zwiſchen die Kaiſerzimmer und jene Paläſte. Unten am Fuße des Winterpalaſtes harren außerdem fortwährend Schaaren von Feldjägern jener Befehle, welche bedingungs-

los über Wohl und Wehe jedes Einzelnen im weiten Ruſſenreich entſcheiden; unſichtbar fliegen an den Drähten des galvaniſchen Telegraphen unter dem Pflaſter und den Brücken, über welche die ſtolzen Karoſſen rollen, die Selbſtherrſcherworte aus des Kaiſers Arbeitsgemach nach der Wohnung des fraglos ausführenden General Kleinmichel. Jenſeits des Kaiſerpalaſtes aber und auch jenſeits des Neſskyproſpektes, wo in den Paläſten der kleinen und großen Morskoi des höchſten Adels nächſte Sippſchaften wohnen, erblickt man ein vorn offnes, hufeiſenförmiges Gebäude: die Behauſung des Kavalleriegenerals Orloff, welcher Benkendorff's Nachfolger in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei Seiner Majeſtät des Kaiſers aller Reußen wurde. —

Worauf ſtößt dann der Fürſtenblick, wenn er über die Newa hinſchweift? Die Peter-Pauls-Citadelle wickelt ſich gerad gegenüber finſterſchweigend in den ſteinernen Mantel ihrer Baſtionen. Zwar ſchwingt ein Engel das Kreuz des Friedens über der vergoldeten Spitze ihres Kirchthurmes, aber in den Grabgewölben dieſer ſelben Kirche ſtehen die Särge vieler Czaren und bei jedem Czarentod zertrümmerte das Glück, erblich das Lebenslicht vieler Häupter der Hofadelſchaft. Neben dem Thurme ſteigt auch tag- und nachtüber eine ſchwarze Rauchſäule auf. Vom Schmelzofen der Münze kommt ſie, deren Metalle in den Schachten des Ural und aus dem Sande des Irtyſch von Sträflingen zu Tage gefördert ſind, welche nicht nur der Hütte entſtammen. Aus den Feſtungsmauern hervor blicken dazu die Mündungen ſchwerer Batterien; unter den Geſchützreihen und über der darunter hinrauſchenden Newa dunkeln kleine Fenſter, paarweis zuſammengeſtellt, aus tiefen Mauerhöhlen, ausgeweinten Augen vergleichbar, niemals von einem Lichtſtrahl erhellt. Das ſind die Kaſematten, in denen nach des Staatsraths Gretſch Verſicherung nur ein Paar gemeine Kriminalverbrecher feſtge-

halten werden, während doch im einzigen Wonnemond des Jahres 1843 neunzehn Kranke vom Lazarethe derſelben Gefangenen verpflegt wurden. — Ruſſiſche Räthſel, ruſſiſche Wahrzeichen!

Wohl mögen ſie in den Gemächern jener Paläſte dieſer Umgebungen ſelten gedenken; und nur wenn einmal plötzlich ein Blitzſtrahl zerſchmetternd herabfährt, kommen die trüben Gedanken. Aber die echte „Stolbovaia", der alte Moskowiterabel, hat doch eben darum dies Petersburg haſſen gelernt bis in das tiefſte Herz hinein. Wohl muß er ſeinen Zorn verſchließen, aber mißachtend blickt er auf ſeine Genoſſen an der Newa, daß ſie dem Hauſe Romanow dienen, demſelben Hauſe Romanow, welches einſt die alten Bojaren nur nach Zögern in ihre Genoſſenſchaft aufnahmen und welches nunmehr den von der Adelskammer ihm verliehenen Kaiſerthron auf vergoldetem Stahl erbaute und mit den Strahlen ſcharfgeſchliffener Bayonette umgab. Sie können es noch immer nicht vergeſſen, daß ſie einſt mitſprachen im oberſten Rathe des Reiches und ſich mitnannten in den höchſten Befehlen der Herrſchermacht. Sie wiſſen auch recht gut, wie neben allen Geſchützen, deren Donner ſo feierlich an kaiſerlichen Geburts- und Jubeltagen über die feſtlich geſchmückte Reſidenz dahinrollen, noch heute große Kugelhaufen vorſorglich aufgeſchichtet liegen. —

Unterdeſſen glänzt das Petersburger Leben weiter; unterdeſſen quillt dort jede Erſcheinung fort und fort nur aus dem Bronnen kaiſerlicher Macht und kaiſerlichen Willens. Die Gottesmacht ſelber ſcheint nur ſoweit anerkannt, als der Kaiſer ihr Vertreter auf Erden iſt, dagegen vollkommen vergeſſen die demokratiſche Elementarkraft, an welcher trotzdem jede Lebensfaſer des Brennpunktes dieſer Kaiſerpracht hängt — die Newa.

Wie bezwungen von Ukaſen und wie gefeſſelt vom czariſchen Willen

wälzt ſie ihre Wogen zum Meerbuſen. Finniſche Granitmaſſen, zu beiden Seiten aufgethürmt, bezeichnen ihren anbefohlnen Weg, und prächtige Fluchttreppen mit dem Schmucke altägyptiſcher und neupetersburger Bildhauerwerke bezeichnen den Menſchen die Straße zu ihr hinab. In leichtſinnigen Barken wiegen ſich dieſe auf ihren Wellen und ihre Waaren führen ſie in weitbäuchigen Laſtſchiffen darüber hin. Im frohen und geſchäftigen Lärmen der Reſidenz verhallt am Tage das gewaltſame Rauſchen ihrer Waſſer; vor dem Blinken und Blitzen der Gondeln, vor dem Räderſchlag und Maſchinenrauche der Dampfboote, vor der wimmelnden Bewegung auf den Brücken vor der Häuſerpracht an ihren Ufern verſchwindet jeder Gedanke an die Urkraft ihres Wellenſchlages. Die Newa ſcheint wirklich gezähmt. Nur in tiefer Nacht, wenn endlich auch die Lichter der Geſellſchaftsſäle erloſchen ſind, das Rollen der Wagen verhallte und zuletzt die ganze weite Stadt ſtillſchweigend ruht, ſelten einmal aufſtöhnend im wehklagenden Anruf der Wachtpoſten — nur dann erklingt das Brauſen ihrer Fluthen alleinherrſchend. Dazwiſchen jauchzen mitunter einzelne Athemzüge ihres Bruders, des Sturmes. Dann rollt es wohl von fernher, wie ein drohender Donner: das Grollen des finniſchen Meeres, ihrer Schweſter. Und in ſolchen unheimlichen Nächten geſchieht es, daß der Sturm mit dem Meere hereindrängt vom Kronſtädter Seebollwerk. Dann ſtürzen die Fluthen der Newa aufjauchzend jenen beiden entgegen. Vorn an den Mündungen ihrer geſpaltenen Ausflüſſe hebt ſich's wie wilder Geiſtertanz leuchtend aus dem Nachtdunkel. Die unbebaut gebliebenen Vorpoſten des Petersburger Archipels überdecken ſich mit weißem Schaum, die Waſſerfluthen innerhalb der Kaiſerſtadt heben und bäumen ſich an ihren granitnen Ufermauern empor, im wilden Taumel losgeketteter Kraft ſteigen ſie die breiten Fluchttreppen heran, auf denen ſonſt die Menſchen zu ihnen

hinab und auf ihren Poſtamenten ſcheinen ſelbſt die ſteinernen Sphinxe, Greife, Löwen, Obelisken dem tollen Wellentanz entgegen zu zittern. Wenn dann die erſten Morgenlichter von Sibirien zu dem ruſſiſchen Landende hergeflogen kommen, erkennt der Wächter auf der Feſtungszinne das Drohniß. Dann donnert ein Kanonenſchuß die Städter aus dem Schlaf empor; noch glauben dieſe den Verkünder eines offiziellen Jubeltags zu hören, da dröhnt ein zweiter Schuß, bis endlich Schuß auf Schuß ſie zu der Wirklichkeit des Schreckens erweckt. — Vor die Häuſer der Ariſtokratie fahren nun die ſtolzen Karoſſen in raſendem Eilen, todtbleiche Menſchen ohne Uniformen und Orden ſtürzen daraus hervor; Schaaren von Dienern rennen aus den treulos verlaſſenen Gebäuden hinter den Herren landeinwärts. Und während ſich die flüchtende Menge durch die prachtvolle Nefskyperſpektive hinwälzt, haben die Wogen bereits die Flußtreppen erſtürmt, im leichten Spiel die Granitquadern der Einfaſſungen umgeſtürzt, um verfolgend hinter den flüchtigen Maſſen herzuſpringen. Aus den Kanälen brechen gleichzeitig die abgeleiteten Newawellen hervor, aus den Abzugsſchleußen ſchießen mannsdicke Springfluthen und bald ſchäumt, toßt, brüllt das raſende Element durch die drei Proſpekte bis an das äußerſte Ende der Stadt. Denn ſelbſt die höchſten Theile der Großen Seite erheben ſich nur fünfzehn Fuß über den Meeresſpiegel.

Dies ſind die furchtbaren Mahnungen, mit denen die Elementargewalt der Erdengröße gegenüber tritt; und dieſe weicht ihr eben ſo unbedingt, als ſie vorher allein herrſchte. Die ununterbrochen dröhnenden Kanonendonner der Feſtung ſind die Jammerrufe, mit denen ſich die Czarenmacht von Gottes Gnaden der Newamacht auf Gottes Gnade ergiebt. — Man könnte glauben, nur um dem kaiſerlichen Auge mit der Dekoration einer Elemente bändigenden Steinmacht zu ſchmeicheln, ſeien

die granitnen Flußeinfaſſungen emporgethürmt worden; denn keine Bruſtwehren ſind ſie, ſondern nur Zierrathen, welche der erſte Fluthenandrang hinwegſpühlt. Man hat auch keinen andern Verſuch eines Schutzwalles erſchaffen, dagegen an den Feſtungsmauern, an den Ecken der Palaſtſtraßen, neben den Pforten der Kathedralen große Tafeln aus ſchwarzem Geſtein eingemauert und darauf die einfachen Worte geſchrieben: „17. November 1824.“

Trotzdem verließ die Ariſtokratie ihre Wohnungen am Newaufer nicht. — Iſt es ein ſtolzer Muth, der ſie hier bleiben läßt? Lößte ſich ihr inneres Weſen vielleicht doch nicht völlig in der czariſchen Alleinmacht auf und kitzelt's ihre Sinne, mit ihrem Leben unmittelbar an jene Macht zu grenzen, vor welcher ſelbſt ihr Kaiſer weichen muß? Will ſie ſich dem Anblicke der unbezwinglichen Elementarkraft gewöhnen, um dereinſt deſto kecker in das Auge des Herrſchers zu blicken? Wen man einmal überwunden ſah, vor dem hat man kein rechtes Fürchten mehr und wäre ſeine Kraft der unſern auch unermeßlich überlegen. Kam es daher, daß die Erwürgung Pauls, die Erdroſſelung Peter des Dritten, der nach Kaiſerblut lüſterne Aufruhr des Jahres 1825 gerad in der Petersburger Hofwelt ihre Urheber fanden? — Wer mag entſcheiden?! Wer mag ſagen, ob die alten Moskauer Bojaren Recht haben, wenn ſie alle Sinne ihrer Petersburger Sippen verweichlicht und ihre Wünſche entnervt im Schranzendienſte nennen? Wer mag ergründen, welche wirkliche Gedankenwelt und welche Zukunftpläne in jenen vornehmſtillen Häuſern wohnen, die ſich ſo nah zum Kaiſerſitze drängen, ſo ſtolz der Feſtung gegenüberſtehen, ſo ruhig auf die Newawogen blicken?

Petersburg iſt die jüngſte europäiſche Großſtadt und ward ſogleich als ſolche aufgebaut, während die übrigen an ihrer Geſchichte allmählig aufwuchſen. Darum ſind wir anderwärts gewohnt, die Erzeugniſſe architektoniſcher, überhaupt bildender Kunſt für Merkſteine der Entwicklungsgeſchichte der Stadt, für Erinnerungszeichen der Staatengeſchichte, ja mitunter — obwohl dies ſelten — für Zeugniſſe des Volkslebens zu erachten. Darum reichen auch ſo häufig die alltäglichen Verhältniſſe ihrer heutigen Umgebungen nicht an ſie heran. Sie ſind eben Erſchaffungen der Geſammtheit einer Jahrhunderte lang fördernden Gemeinkraft, doch heute oftmals nur mehr Denkſteine einer ruhmvollen Vergangenheit, mit welcher ſich die Gegenwart zwar nicht meſſen kann, von welcher ſie aber trotzdem in organiſcher Nothwendigkeit der Geſchichtsgänge abſtammt; denn auch der Rückſchritt der Kräfte iſt ein Lebensgeſetz. Wie der zitternde Alte inmitten prunkender Trophäen ſitzt und den kindiſchgewordenen Greis die ſelbſtgeſchaffenen Werke höchſter Geiſteskraft umſtehen, ſo umgekehrt können wohl die Ueberbleibſel früherer Herrlichkeit in lang vergeſſenen und verlaſſenen Winkeln verkommen, ſie können Rieſen in der Hütte, Könige ohne Hofſtaat erſcheinen; aber es bleibt ihnen die hiſtoriſche Berechtigung, das Recht der Exiſtenz. — Anders in Petersburg. Als Erinnerungszeichen einer fernen Vergangenheit ſind derartige Denkmale ohne Nothwendigkeit, weil die fernſte Vergangenheit der Stadt und des ganzen Kaiſerſtaates kaum über drei Menſchenalter zurückliegt. Die hiſtoriſche Berechtigung entgeht ihnen, weil jene Vergangenheit keinerlei organiſche Beziehungen zur Gegenwart beſitzt. Rußland und Petersburg hat ja überhaupt keine ſelbſtſtändig aus ſeinem Boden hervorgewachſene Entwicklung, es hat nur eine Reihe von Regenten-, von Hofgeſchichten, die nun Stadt- und Staatsgeſchichte genannt werden. Ja, während der einzigen Zeit, in welcher eine Art

von Volksgeſchichte auftaucht — Alexanders Regierungsperiode und die Napoleoniſche Kriegsepoche — iſt gerad Petersburg mit ſeiner innerlichen Ausbildung verhältnißmäßig am wenigſten vorgeſchritten. So erſcheinen denn die überhäufigen Denkmale, Standbilder und hervorragenden Bauten nur als Staffagen, als bunte Steine im Gallageſchmeide der aufgeputzten Reſidenz. Der Boden erzeugte ſie nicht, auf welchem ſie ſtehen, ſondern ein Ukas hat ſie dorthin befohlen. Und eben weil ſie nicht als Naturnothwendigkeiten einer aus ſich ſelbſt erwachſenden Stadt und eines aus ſich ſelbſt geſtaltenden Staatslebens erſtanden, ſondern gleich den Baumgruppen eines Parkes nur dem Geſchmacke des Grundherrn ihren Urſprung verdanken, konnte auch der Gärtner ihre Größe, Geſtalt, wie Aufſtellungsorte theils im Voraus beſtimmen, theils in die urſprünglichen Pläne einpaſſen oder deren noch unvollendete Ausführung nach den neuen Bedingniſſen einer wohlgefälligen Wirkung anbefehlen. So iſt es gekommen, daß alle derartigen Dinge in Petersburg den Augenpunkt irgend eines weiten Zuganges, den Kernpunkt eines abgepaßten Platzes einnehmen. Man erblickt ſie alſo zuerſt aus weiter Ferne, undeutlich und der Perſpektive verkleint. Allerdings wachſen ſie heran, indem wir ihnen nahen; aber bei dieſer Allmähligkeit gewöhnt ſich unterdeſſen das Auge ihrem Maßſtabe, und die rieſenmäßigen Glieder des Körpers, an deſſen Fuße wir ſtehen, verlieren ihre Macht. Ueberhaupt läßt uns Nachdenken und Vergleichung weit mehr, als augenblicklicher Eindruck die Petersburger Rieſenmäßigkeit anſtaunen. Auf ſolche Weiſe iſt es auch begreiflich, wie man eben in Petersburg weniger denn ſonſtwo durch längere Gewohnheit gegen ſolche Stadtſchönheit gleichgültig wird. Ja, es gehört ſogar erſt ein gewiſſes Einleben dazu, um ſie in vollem Maße zu würdigen; es iſt alſo wirklich nicht nur der Glanz des Kaiſerlichen und die Eitelkeit,

was die Petersburger und ganz Rußland zu fortdauernder Ueberſchwenglichkeit im Lobe der Schönheit ihrer Reſidenz begeiſtert; es iſt thatſächlich viel Wahres daran.

Der Fremde, beſonders der Deutſche, vermag jedoch nur für kürzeſte Zeit in dieſer reinen Stadtſchönheit ſein Genüge zu finden. Die hiſtoriſche Neigung iſt in ihm überwiegend, er fragt nach deren Bedingungen, er will Geſchichte. Wir haben ja daheim ſo viel Vergangenheit und ſo viel Geſchichte! Wir haften ja an ihr mit ſolcher Herzinnigkeit, daß wir darüber gar oft die drängende Gegenwart vergeſſen und ſelber unſere Zukunft am liebſten als verſchönte Wiederkehr einer verklärten Vergangenheit erſchaffen möchten. Wir können es nicht faſſen, wie eine ganze Welt eben nur in, mit und von der Gegenwart leben, wie ſie die Zukunft ſich ſelbſt überlaſſen und die Vergangenheit abgethan hinter ſich werfen mag. Wir wollen auch die Petersburger Gegenwart aus ihrer Vergangenheit herausentwickeln und ſuchen darum ſo eifrig nach den Markſteinen ihres Anfanges. — So geſchieht es wohl, daß wir ſtunden- und tagelang achtlos die Petersburger Straßen durchkreuzen, ohne etwas Weiteres als den Eindruck prächtiger Maſſenhaftigkeit davonzutragen; ja, daß wir ſelbſt das Leben von uns weiſen, weil wir zuerſt den Schlüſſel zu ſeinem Verſtändniß im Anblicke der Denkmale ſeiner Schöpfung finden wollen. Man hat uns aber auf der Schule gelehrt, Peter der Erſte habe die Newahauptſtadt geſchaffen; und nachdem der Lehrer ſeine hiſtoriſche Begeiſterung für des Czaren Thaten mit vollem Bruſttone bis zu Ende abgeleſen hatte, fügte er eine Beſchreibung der Reiterſtatue hinzu, welche an der Newa auf einem finniſchen Granitfelſen aufgerichtet ſei. — Endlich erſchauen wir das Standbild.

Mitten auf einem weiten Platze trägt ein trefflich gearbeitetes Roß in kühnem Satze den Erbauer Petersburgs zur Spitze eines aus niede-

rem Buſchwerk ſchroff emporragenden Felſens hinauf; zertreten krümmen ſich über die Kanten des Granitblockes zwei Schlangen herab — des Neides und der Mißgunſt ſagt die offizielle Erklärung des Fremdenführers. Zur Linken des Standbildes prangt der ſäulenreiche Senatspalaſt, zur Rechten dehnt ſich hinter Bäumen ein Seitenflügel des Admiralitätsgebäudes, im Hintergrunde ſteigt die dunkelfarbige Iſaakskirche mit ihren fünf Goldkuppeln empor und im Vordergrund lagert die Iſaaksbrücke mit ihren wimmelnden Menſchenmengen auf der ſeebreiten Newa. Frei und leicht leitet die Linke des ehernen Czaren das Roß am Zügel, während die Rechte hindeutet nach der Feſtung und der Akademie jenſeits des Fluſſes. —

Kunſtkennerſchaft hat an der Ausführung des Bildes, deutelnde Abſichtlichkeit am ganzen Entwurfe gemäkelt. Wer zum erſten Male auf dem Iſaaksplatz im Angeſicht der Statue ſteht, mag ſchwerlich ſolche Eindrücke empfinden. Höchſtens beklagt er den Standpunkt derſelben (denn drüben im Feſtungshofe, zwiſchen den zwingenden Kanonen und den Waffen der Regimenter wäre der richtigere Platz geweſen), und dann vielleicht das herrliche Latein, welches überdies noch eine ruſſiſche Nebenſchrift nöthig machte. Petro primo Catharina secunda gruben ſie in den Felſen, als ob es eines Wortes der Erklärung bedürfe; und ſie ſchrieben es an die Seite des Felſens, als ob die „Philoſophie auf dem Throne“ ſich in Weibereitelkeit geſchämt habe, an der Stirn des Monumentes für Peter, welcher unbedingt der Erſte war, ihren Namen als den zweiten unterzuordnen. — Es iſt einmal das allgemeine Unglück des Großen, von der Lächerlichkeit des Kleinen verfolgt zu werden! Was aber war hier klein? Ein ſchmeichleriſcher Entwurf Falconets, oder ein Wunſch Katharina's? Weder die kleinen Memoiren, noch die große Geſchichte geben Antwort darauf. —

Das Denkmal bliebe auch trotzdem in ſeinem Geſammteindrucke erhaben, bleibt es dann ſelber, wenn man uns erzählt hat, wie der finniſche Granitfelſen um die Hälfte ſeiner Größe geſtutzt worden iſt, beim Aufſtellen der Reiterſtatue zerberſtete und endlich gar zuſammengekittet werden mußte. Der Reiter darauf hat ebenfalls manches Felſenherz zerſpalten und mänche Felſenſtirn zerſchmettert, um in ſeinem Ruſſenreiche die Newahauptſtadt zuſammenzufügen. Wer war nun ſinnbildlicher? Die Natur, da ſie den Felſen zerſprengte, oder die Menſchenkunſt, da ſie ihn dicht vor den Hufen des anſpringenden Roſſes abhackte, als ſei mit Peters letztem Schritte die aufſtrebende Entwicklung Rußlands abgebrochen?

Jenſeits der Newa ſteht noch ein Denkmal, der Gegenſatz zu dieſem, weil unſchön und kunſtlos, doch aber bedeutungsſchwerer als dieſes, weil ein wirkliches Ueberbleibſel der Zeit, von welcher es zeugt. Das erſte Haus Peters ſteht zur Rechten der Feſtung, auf der Petersburger Seite und dicht an der Newa. Es iſt nur aus Holz, nicht einmal in nationalruſſiſchem, ſondern in holländiſchem Geſchmack gezimmert, von Außen angeſtrichen, als beſtände es aus unbetünchten Ziegelſteinen, und einſtockig. Zwei kleine Stuben mit niedern Fenſtern, eine enge Flur und ein einfaches Betzimmer: das iſt ſein ganzer Inhalt. Spätere Geſchlechter ſtellten ein auf Pfeilerbogen ruhendes Dach darüber und umgaben das Ganze mit weiten Fenſtern, damit der Regen den Bau nicht zerweiche und das Wetter ihn nicht zerbröckele. So gleicht dies kleine Kaiſerhaus nunmehr einem Spielzeug im Glasſchrank und doch iſt es die Mutter Petersburgs, der Geburtsort der europäiſchen Großmacht Rußland.

Von dieſem Hauſe ſprechen trotzdem die Petersburger viel weniger, als von der Reiterſtatue. Denn jener Stolz, welcher nach erlangter

Größe ſo gern auf deren kleinen Anfänge hinweiſt, iſt ihnen fremd. Was Petersburg nicht glänzend ſchmückt, iſt ihnen bedeutungslos; ſie haben kein Verſtändniß für ihre eigne Geſchichte, vielleicht weil dieſe, wenn ſie ſich frei entfalten durfte, nothwendig ganz anders geſtaltete Ergebniſſe hätte bringen müſſen, als die vorhandenen. Die majeſtätiſche Reiterſtatue iſt ihnen lieber. Da iſt volles Zugeſtändniß an das Bild eines Kaiſers aller Reußen im offiziellen Reſidenzgeſchmack; denn ſelbſt die urſprüngliche Tracht des Czaren wird vom klaſſiſchen Cäſarenmantel bedeckt, die pelzbeſetzte Mütze iſt vom Haupt geworfen und das ſtarkknochige Geſicht zu einem Imperatorenantlitz umgemodelt.

Trotzdem verſinkt auch dieſes Kaiſerbild, wenn wir von der Iſaaksbrücke zum Iſaaksplatze zurückkehren, in der Maſſenhaftigkeit des neuen Petersburg, von welchem es umgeben wird. Ja, wir gewahren jetzt, wie daſſelbe nicht einmal die Mitte des Platzes einnimmt, als ſolle es eine nicht ferne Zukunft völlig beſeitigen.

Man hat damit nicht Unrecht. Und im Gefühle ſolcher Berechtigung der Gegenwart mag auch der Petersburger Sprachgebrauch die ſtrenge Scheidung erfunden haben, wonach der unmittelbare Umkreis der Peterſtatue als „Petersplatz" aus dem Iſaaksplatze herausgeſchnitten wird. Peters Steinbild ſteht wirklich vollkommen vereinſamt inmitten des umgrenzenden Schmuckes. Die künſtleriſche Ausführung des Denkmals harmonirt eben ſo wenig mit deſſen Charakter, wie Peter ſelber mit dem Petersburg der Gegenwart. Und doch bildet das Steinbild auch keinen erhabenen Gegenſatz zu den Gebäuden des modernen Petersburg, Peter ſelbſt erſcheint dieſem nicht alterthümlich, ſondern altmodiſch. Die Neuzeit kokettirt umſonſt mit dem ſteinernen Bilde; ſie hat kein Gefühl für die Art ſeines Originals, deſſen Name zu einem

banalen Schlagwort herabgeſunken iſt. Petersburg kann auch keine wirkliche Pietät für ſeinen Schöpfer hegen; denn es hat die Aufgabe in keiner Weiſe erfüllt, welche ihm deſſen Wille ſetzte. Er wollte daraus das pulſirende Herz, das ſchöpferiſche Hirn eines im Innerſten europäiſch zu geſtaltenden Reiches machen und Petersburg begnügte ſich mit der Rolle eines Crachat d'ordres impériaux. Aus ſeinem Grabe in der Feſtungskirche aufſteigend würde ſich der titanenhafte Selbſtherrſcher grimmig umſchauen, würde wohl gar den gefürchteten Stab ſchwingen, welchen ſie bei ſeinem Wachsbild in der Kunſtkammer aufbewahren, wenn er erſchaute, auf welche Art ſich die Früchte ſeines gewaltigen Hereinziehens ausländiſcher Formen in ruſſiſches Leben eben in Petersburg und eben durch Petersburg entfaltet haben. Was hat es geholfen, daß er in ſeinem politiſchen Teſtamente den Thronfolgern zurief: Beruft durch alle möglichen Mittel von den gebildeten Völkern Europa's die Feldherrn während des Krieges und Gelehrte während des Friedens, um die ruſſiſche Nation an den Vorzügen fremder Länder zu betheiligen, doch laßt ihr von ihren eignen nichts rauben! Die ausländiſchen Gelehrten ſind allerdings berufen worden, die ausländiſchen Feldherrn haben allerdings Rußlands Schlachten geſchlagen und der ruſſiſche Staat hat die Errungenſchaften durch fremden Geiſt und fremde Kraft als Eigenhöriges betrachtet; aber wo ſich die ruſſiſche Nation ſelbſtthätig an den Vorzügen fremder Länder betheiligte, da hat ſie die Vorzüge ihres nationalen Elementes aufgegeben, um in Petersburgiſcher Nachahmung die Flittern einer ausländiſchen Ueberfeinerung einem roh verbliebenen, dennoch angegangenen Kerne umzuhängen. Dies Gemiſch aufgepfropften und unnatürlichen Weſens betitelt ſich trotzdem nunmehr ruſſiſche Entwicklung, beanſprucht ſeine Alleinherrſchaft im ganzen ruſſiſchen Reiche, wird unter dem Namen der Ruſſifizirung vom Ausland,

von den Nationalen als Fremdländerei gehaßt und wuchert dennoch weiter.

Man darf nicht flüchtig wieder nach dem Innern der Großen Seite eilen, nachdem man den ehernen Czaren auf dem Granitfelsen zum andern Mal erschaute. Denn mittelbar, wie unmittelbar ketten sich noch manche bemerkenswerthe Stücken von Petersburg zwar nicht an das Standbild, doch an den Isaaksplatz. Touristenpflicht wäre darum zunächst, die vereinigten Paläste des dirigirenden Senats und des heiligen Synods zu schildern mit ihren erstaunlich vielen Säulen, Pfeilern, Figuren, Thorfahrten, kaiserlichen Adlern, runden und scharfen Ecken, welche die Hauptfronte am Isaaksplatze, wie die Flügelseite am englischen Kai verzieren. Publizistenpflicht wäre, von Neuem darauf hinzuweisen, wie diese beiden Behörden, von denen geschrieben steht, in weltlichen Streitsachen sei die eine, in Angelegenheiten der rechtgläubigen Staatskirche die andere des Reiches höchste Behörde, eben so von den Sekretären, von persönlichen Beziehungen zu den Parteien, von der Augendienerei gegen die Ministerien und die oberste Staatsgewalt abhängen als alle andern Gerichtsstellen, ja selbst gesetzlich in der Rechtskraft ihrer Entscheidungen der persönlichen Ansicht des Justizministers und des Czaren unterworfen sind. Aber wer möchte die greisen Häupter kampfunfähig gewordener Generale antasten, welche nun ihre letzten Lebenstage damit hinmartern, daß sie rechtsunkundig die schwersten Rechtsfragen erörtern? Wer möchte nacherzählen, wie ganz Petersburg davon spricht, daß die Advokaten mit den Sekretären der Senatsabtheilungen feste Prozente normirt haben, damit diese eine Rechtsstreitigkeit nur nicht aufhalten? Wer könnte das russische Wortspiel mit „Thor“ und

„Beſtechlichkeit“ überſetzen, welches damals erſchaffen wurde, als man den Senats- und Synodpalaſt durch eine prächtige Pforte verband? Der Urheber des Wortſpieles, obſchon durch ſeine Geburt über ruſſiſche Geſetze erhaben, erlitt Arreſtſtrafe dafür und das Thor ſelbſt iſt ſo reich mit bronzenen Engeln beſetzt, als ſollten ſie es vor jeder profanen Bemerkung ſchützen.

Das eigentliche Petersburg ſchreitet nicht einmal hindurch; die Straße, zu welcher ſeine hochgeſchwungene Wölbung den Einblick und Weg öffnet, gehört gar nicht zum eigentlichen Petersburg. Freilich herrſcht in den dortigen Gebäuden dieſelbe Stille, wie in allen Gaſſen des hofſtädtiſchen Theiles der großen Seite, aber die Gebäude tragen nur ſehr einzeln den beliebten Säulenſchmuck, zeigen nur ſehr einzeln reichgallonirte Thürſteher, noch ſeltner eine müßige Schaar leibeigner Diener im ruſſiſchen Kaftan und nirgends den czariſchen Doppeladler. Man möchte die ganze Phyſiognomie dieſer Straße eine vornehme wohl, aber eine demokratiſch-ariſtokratiſche nennen. — Vielleicht iſt jedoch ſolcher Eindruck nicht vollkommen urſprünglich, vielleicht nur ein halb unbewußtes Ergebniß der bekannten Thatſache, daß die „Galeerenſtraße,“ ſowie das „engliſche Kai“ faſt ausſchließlich von den Vornehmen jener Kolonie beſetzt wird, welche Großbritanien in Petersburg vertritt. Und England iſt durch ſie wirklich vertreten, ſo vollſtändig vertreten, daß der britiſche Nationalſtolz auch in der Czarenreſidenz ein abgeſchloſſenes, kompaktes, in ſich gefeſtetes, vom Kaiſerhof und Rußland unabhängiges Häuflein von etwa dritthalbtauſend Menſchen aneinanderſchließt. Während die andern Einwanderer in ungeſtümem Drang nach Gold, im Fieberdurſt nach Orden und nach Rängen mehr oder minder jedes nationale Selbſtbewußtſein rückwärts warfen, um rechte, echte, ganze Petersburger, jedes freie Selbſtbewußtſein verleugnen, um gar rechte,

echte, ganze Ruſſen zu werden, hält ſich die engliſche Einwandererwelt vollſtändig als Fremdengemeinde. Nicht gen Oſten nach dem Winterpalaſte iſt ihr Blick gerichtet, und man findet wenig engliſche Namen in den bunten Hofrangliſten, in den Behördenverzeichniſſen, in den Offizierreihen. Aber an dem Seebuſen mündet ihre Straße aus und die ſtolzen Dampfboote auf der Newa ſchwammen der größten Zahl nach aus den Werften Beird's hervor. Drüben in den kaiſerlichen Eiſenwerken zu Kolpenas und Alexandrowsk gebieten Engländer; dort werden unter ihrer Leitung alle Bedürfniſſe der Marine und vorzüglich die Eiſenarbeiten der Schiffe, die Kanonen, Wurfkugeln und Maſchinen hergerichtet, welche einſt in jenem Kriege dienen ſollen, der Europa's Fluthengürtel im Süden, Norden und Weſten durchtoben wird. Und doch ringen eben auch gegen dieſe Kronsfabriken engliſche Privatwerkſtätten um den Preis. Ja, der engliſche Stolz behauptet, daß ſogar neun Zehntheile dieſer Kriegsbedürfniſſe den Anſtalten engliſcher Anſiedler entſtammen. — So ſteht die Kolonie im vollſten Bewußtſein ihrer induſtriellen Macht den Kraftäußerungen der Krone gegenüber. — Mit der Petersburger Welt verkehrt ſie ebenfalls nur geſchäftlich. Sie hat keine Beziehungen zu deren außergeſchäftlichem Leben, keinerlei Neigung zu deren flitterglänzendem Weſen. Selten verirrt ſich ein Engländer in die Petersburger Geſellſchaftswelt, während ſich dieſe trotzdem zu dem „engliſchen Klubb" drängt, wo gegen hohes Eintrittsgeld jedem Mitglied ohne Anſehen der Nationalität verſtattet iſt, enorme Summen am Whiſttiſch zu vergeuden. Doch deſto ſeltner bringt die Petersburger Welt in das Innere der ſtillen Häuſer des Newakais und der Galeerenſtraße. Nur mit einigen großen Raouts, mit einigen Mittagsmahlen wird ſie dort abgeſpeiſ't, und dann lebt Altengland wieder bis zum nächſten Winter abgeſchloſſen, wie zuvor.

Ein einziger Mann der Petersburger Hofwelt erkaufte in der Galeerenſtraße ſeinen Palaſt, wie einſt der Graf Cancrin den ſeinen am engliſchen Kai. Das iſt der Baron Wilhelm von Lieven. Petersburg hatte ihn früher kaum gekannt, kaum einmal beiläufig unter den Offizieren bemerkt, welche dichtgedrängt die Zimmer des Winterpalaſtes an kaiſerlichen Gallatagen füllen. Das Ausland wußte nichts und ſelbſt die kuriſche Heimath ſprach nur ſelten von ihm; denn er war der jüngere Sohn eines nicht eben reichen Edelmannes und ſchon früh nach einer Petersburger Militärſchule abgegangen. Später war er freilich mitunter zur Mitauer Saiſon herangefahren, und es war aus dem kleinen Jungen ein eleganter Gardedragoneroffizier von hoher Geſtalt, mit edlem, ruhigem Antlitz, tiefſchwarzem Auge und üppigem Schnurrbart, geworden. Aber er erſchien ſo einfach, klar und rückhaltlos, daß man in ihm ſelbſt nicht die aalglatte Geſellſchaftsform eines Petersburger Salonoffiziers anerkennen zu müſſen glaubte, noch viel minder ſich eines tieferen Hindergrundes verſah. Man wunderte ſich ſogar, als man bald nachher erfuhr, der junge Mann ſei bereits Stabsoffizier und vom Kaiſer perſönlich beachtet. Nachher ging ſein Bild der Heimath, wie der Petersburger Welt für lange Zeit verloren; man wußte nur in allgemeinen Ausdrücken davon zu erzählen, wie er ſich in militäriſchen oder auch diplomatiſchen Aufträgen in Perſien befinde. Eben ſo ſpurlos glitten ſpäter Sendungen nach Konſtantinopel an der flüchtig zublickenden Welt vorbei. Noch ſpäter war er noch mehr vergeſſen; denn man wußte nicht, welche bedeutſame Geltung er bereits im Miniſterium Neſſelrode errungen hatte und verwunderte ſich faſt, wenn einer erzählte, der Wilhelm Lieven komme als Generaladjutant ſehr viel in die nächſten Umgebungen des Kaiſers, ja ſei beinah allabendlich der Gegner deſſelben in dem von ihm gern geübten Kriegsſpiel. Unterdeſſen hatte er ſich

in aber Petersburg mit der Tochter des Generals Sablykoff verheirathet, war dann der Begleiter des jungen Thronfolgers auf deſſen Reiſen nach Deutſchland, der Schweiz und Italien geworden, und darüber waren wieder mehrere Jahre verfloſſen.

Urplötzlich erklang nun mitten aus den ſerbiſchen Wirrungen der Name Lieven überraſchend durch Europa. Täglich brachten die Zeitungen neue Kunden von der Bedeutſamkeit, Gewandtheit, Keckheit des neuen ruſſiſchen Bevollmächtigten. In raſchem Zuge ordnete ſich die bisher unentwirrbar erſchienene Verwicklung dortiger Zuſtände unter ſeiner Hand, täglich klagten neue Zeitungsartikel von neuen Siegen im ſlaviſch panarchiſchen Intereſſe Rußlands, täglich verkündeten andere den Ruhm und Preis des Mannes, welcher ſie errang. Und nunmehr verkündeten's auch die Kurländer mit lauter Stimme einander und erzählten es mit ſtolzer Freude dem Ausländer, welch ausgezeichneter Diplomat wiederum aus ihrer Ritterſchaft hervorgegangen. Sie erwähnten jetzt ſelbſt davon nichts, was ſie ſonſt doch ehedem niemals vergaßen, daß dieſe Lieven eigentlich nicht echtdeutſchen Schwertrittergeblütes ſeien, ſondern Nachkömmlinge des lettiſchen Heerführers Kaupe, der ſein Wappen erſt um des angenommenen Chriſtenthumes willen vom Papſte zu Rom erhalten habe. Ja, ſo entzückt waren ſie von dieſer neuen Blüthe des diplomatiſch vortrefflich akkreditirten Namens der Lieven, daß ſich ihnen plötzlich die bis dahin ziemlich unbeachtete ſerbiſche Angelegenheit mehr zu einem kuriſchen, denn zu einem ſerbiſchen und ſlaviſchen Ereigniß geſtaltete. Als habe Kurland einen Sieg errungen, ſo jubelte man über den ruſſiſchen Triumph, welchen der nach Petersburg entführte Neffe Bibesko's als Geiſel ſchmückte; und nunmehr ſprach auch St. Petersburg vom General Waſſil Iwanowitſch Lieven. Seine Zimmer umlagerten ſich mit der Vornehmheit der Hofwelt, und ein kai-

ſerliches Gnadengeſchenk von zehntauſend Silberrubeln klirrte aus der ſtillen Galeerenſtraße heraus in den Bewunderungsruf der Hauptſtadt, hinaus durch die zujauchzenden Oſtſeeprovinzen, durch das ganze mißtrauiſche Europa.

Seitdem lebt Herr von Lieven wieder in Petersburg, ſcheinbar nur vom Hofdienſt beſchäftigt und den diplomatiſchen Angelegenheiten fremd. Aber noch ſteht er in der Blüthe ſeines Mannesalters, und wer die Verhältniſſe genauer kennt, erwartet von ihm über lang oder kurz ein neues Vortreten. Seine Laufbahn iſt noch keineswegs abgeſchloſſen. Das ſtille Haus in der engliſchen Galeerenſtraße birgt vielleicht einen der wichtigſten Lenker des Petersburger Kabinetsrathes der Zukunft. — —

Die ganze Galeerenſtraße mit dem engliſchen Kai mag überhaupt nicht lang mehr in jener Abgeſchloſſenheit verharren können, welche ſie bisher vom allgemeinen Petersburger Leben ſchied. Bereits lärmen zahlreiche Regimenter ruſſiſcher Arbeiter gerad in der Hälfte ihrer Ausdehnung, wo bisher nur eine ſchmale Verbindungsſtraße aus dem Innern der großen Seite heranlief. Zuſammengebrochen ſind dort bereits lange Häuſerreihen, aufgewühlt bis in die tiefſten Schlammtiefen iſt das Erdreich, wie eine klaffende Wunde öffnet ſich die Zerſtörung tief landeinwärts: denn dort ſoll eine breite Straße aufwachſen und auf die erſtehende erſte, einzige, ſteinerne Brücke ausmünden, welche das Petersburger Feſtland mit den Inſeln verbinden wird. Vorausſichtlich muß ſich binnen Kurzem die Hauptſtrömung des Petersburger Geſchäftslebens durch dieſe Stadtabtheilung wälzen, weil ihr von Waſſili Oſtrow herüber die Börſe und der Hafen winken. Vorausſichtlich werden binnen Kurzem die Erdgeſchoſſe dieſer ſtillen Häuſer von Waarenlagern, Kaufbuden, Magazinen (große Kaufgewölbe) erfüllt ſein, und Lafken (Viktualienkleinhandlungen), Kabaks (Branntweinſchenken) und Wein-

handlungen ſich in dichten Schaaren dazudrängen. Der Faſhion engliſcher Hauseinrichtungen wird von dem Maſchinengeklapper der Fabriken, die nüchterne Stille der heutigen Bevölkerung von der rauſchſüchtigen Lärmigkeit ruſſiſcher Leibeignen verdrängt werden. Auch Altengland muß vor dem Heranfluthen des Petersburger Alltagslebens flüchten. —

Ob dann die engliſche Kolonie noch immer ſo eng verwachſen bleiben kann, wie jetzt? Ob ſie ſich dann, wie heute, vor allen ausländiſchen Geſammtheiten geachtet und mächtig erhält im Petersburger Publikum? Ob ſich mit dem Verluſte des materiellen Sammelpunktes ihrer Häupter nicht die ſelbſtbewußte Eigenthümlichkeit des engliſchen Charakters an der zähen Charakterloſigkeit des Petersburger Durcheinander abſtumpft? — Wer mag die Antwort darauf geben? Jetzt freilich ſcheint es, dieſe drei ſteinernen Pfeiler der Brücke, welche man in die Grundtiefen der Newa einrammt, könnten auch die Grundpfeiler einer neuen Wendung des Petersburger Lebens werden, ja vielleicht einer wirklichen Entwicklung. Aber Petersburg hat ja noch niemals Entwicklungen gemacht, nur Ueberraſchungen erlitten, und auch die Newa wurde noch niemals bezwungen.

Noch iſt jedoch die Galeerenſtraße ein Beſitz des unvermiſchten Britenthums. Noch hat ſich Petersburg dieſes Eilands nicht bemächtigt, noch wohnt ſelbſt Baron Lieven nur wie ein Fremdling darin. Aber das engliſche Kai iſt dafür bereits getheilt zwiſchen engliſcher und Petersburger Herrſchaft, oder vielmehr, es war niemals in gleicher Ausſchließlichkeit britiſches Eigenthum wie die Galeerenſtraße. Ja, man darf daſſelbe ſogar in eine ruſſiſche und eine engliſche Hälfte zerfällen;

und die Straße, welche auf die entstehende Newabrücke einmündet, bildet die Grenze. Von der Ecke des Isaaksplatzes, vom Senatspalast an bis zu jener Straße läuft die russische Strecke; jenseits ist englischer Bankiersbezirk. An das Senatsgebäude schließen sich die Fronten eleganter Häuser, über deren Pforten sogar meistens echtrussische Namen prangen, seltener Namen, über denen Grafen- und Fürstenkronen schweben, als vielmehr solche, deren Goldklang im Publikum noch größere Achtung genießt. Und weiter hin drängt sich ein säulenreiches Gebäude vor, welches für den Militärstaat Rußland wohl nicht von minderer Bedeutung ist, als die aufgehäuften Goldmassen dieser Stadtgegend. Das ist die sogenannte Militärakademie. —

In Deutschland würden wir unter so einfachem Namen wahrscheinlich nur eine Offiziersschule erwarten; aber für diesen Zweck sind hier die Cadettenhäuser auf Wassili-Ostrow vorhanden. Die Militärakademie ward dagegen vor etwa zwölf Jahren geschaffen, um dem Mangel einer wissenschaftlichen Durchbildung der Offiziere des Generalstabs zu begegnen, welcher sich in allen Kriegsangelegenheiten empfindlich bemerkbar machte. Und ein dreijähriger Cursus soll nunmehr die früher nur halbreif gewordenen Früchte zur Vollkommenheit zeitigen. Ob dies gelingt — wer mag es sagen? Der äußerliche Apparat dazu ist so prächtigen Styles eingerichtet, wie eben alles derartige in St. Petersburg. Auch spricht man mit viel Emphase von der Schwierigkeit der Prüfungen, welche den jungen Offizier den Eintritt in die Anstalt eröffnen, ihn aus der theoretischen in die praktische Abtheilung begleiten und endlich seinen Austritt aus der Anstalt bezeichnen, um ihn in die gesicherte Stellung beim Generalstab einzuführen. Ein Gardeoberst schwedischen Herkommens ist der überall mit großer Achtung genannte Vorsteher der Anstalt; und wenn prächtige Befestigungsmodelle in wei-

ten, lichten Sälen, große Sammlungen mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente, vortreffliche militäriſche Pläne, Karten und Zeichnungen irgend Zeugniß für die Tüchtigkeit eines derartigen Inſtitutes ablegen können, ſo muß man die Petersburger Militärakademie allerdings den beſteingerichteten Pflanzſchulen zukünftiger Generale beizählen. —

Noch ſind aber die hieſigen Erziehungsreſultate kaum irgendwo durch die ſchwere Schule praktiſcher Prüfungen gegangen; denn ſelbſt am Kaukaſus befehligen lauter Generale, welche einer frühern Epoche der ruſſiſchen Kriegsbildung angehören. Sollten wir in Deutſchland, ſollte Oeſterreich an den Donaumündungen oder Abdul Meſchid in Stambul zuerſt ſich mit der hier erwachſenen Kriegskunſt meſſen? — Solche Fragen ſchleichen dem Fremden unwillkührlich bei Beſichtigung der hieſigen Kriegsanſtalten nach. Sie überraſchen ihn bei den Paraden des Marsfeldes, ſie winken ihm vor den vierfachen Kanonenreihen um die Artilleriearſenale auf der Wiborger Seite, ſie wirbeln mit dem Rauche empor, welcher der Stückgießerei im fernſten Kreiſe der Großen Seite entquillt, ſie klirren ihm aus den Kaſernen entgegen. Aber all' dieſe Glieder wären ja doch machtlos ohne Hirn — und die Militärakademie ſoll eben das Hirn erſchaffen, welches jene Gliedmaßen und Gliedermaſſen gegen Europa in Bewegung ſetzt.

Seltſamer Kontraſt zu der Stille des Hauſes, ſeltſamer Gegenſatz zu den bunt friedlichen Treiben um und auf den Dampfbooten, welche zwiſchen der Militärakademie und dem Senatspalaſt ihre Brücken auf das Newakai herüberwerfen, um die Petersburger Welt nach Kronſtadt, Peterhof, Oranienbaum und andern Ausflugzielen am finniſchen Meerbuſen zu fördern. Da iſt kein Gedanke an blutigen Krieg und Waffen. Da herrſcht allein der Gedanke an Petersburger Eleganz und an die

kaiſerlichen Luſtſchlöſſer und an die Geſellſchaft. Der Krieg und dieſe Waffen, welche hier gelten, brauchen keine Akademie zu lehren, und keiner Prüfung bedarf es, um die Schüler im Intriguenkampfe und Geſellſchaftskriege zu Generälen zu fördern. Schöne Augen, ſüße Worte, glatte Manieren und gefällige Formen — das ſind die Waffen und Wiſſenſchaften, mit denen hier der kluge Feind den ungeſchulten Barbaren raſch zu Boden wirft oder mit denen er den Halbverbündeten beherrſcht, dem Schützling eine Macht erobert und ſich ſelber die Herrſchaft über den Mächtigſten erſiegt.

Und endlich wohl auch über die Mächtigſten des Staates. Giebt es doch kein Ereigniß des ruſſiſchen Staatslebens, erſcheint doch keine Abdankung und keine Erhebung auf dem Schauplatze der Begebenheiten, deren Urgrund das Publikum nicht eben wieder im Publikum ſucht, nur niemals in der Macht der öffentlichen Meinung, niemals im Wunſche des Volks, niemals endlich in der Sorge für das Staatswohl — immer nur im Parteiwirken. In Ermangelung jedes öffentlichen und organiſch begründeten Lebens iſt man unendlich geſchickt im Zuſammenſtellen einzelner kleiner Vorfälle geworden, welche den offenbaren Thatſachen vorangegangen ſind oder ſein ſollen, ſo daß oftmals das ganze abſolute Czarenthum in Frage geſtellt und ſeine ſouveraine Allmacht an wettkämpfende ariſtokratiſche Oligarchien abgetreten zu haben ſcheint. Dieſe Auffaſſung der Dinge, welche ſich unſern Blicken offenbarte, ſowie wir die weſtlichen Reichesgrenzen überſchritten hatten, bleibt gleichmäßig geltſam in den verſchiedenſten Kreiſen der Geſellſchaft, wie die Fläche und die nordiſche Eintönigkeit in den verſchiedenſten Landeskreiſen. Ein traurig Staatsleben, voll unwahren Scheines nach Außen, voll Lüge nach Innen. Was hilft die Petersburger Hyperloyalität, welche des Kaiſers Namen fortwährend wie eines Gottes im Munde führt, welche

ſich badet im Glanze der Majeſtät und nichts vollgültig anerkennt, was nicht Kaiſers Wappen und Namenszug ziert, da ſie die Aeußerungen des kaiſerlichen Willens doch eben da fortwährend von parteiiſchen Beſtrebungen abhängig macht, wo es die wichtigſten Lebensfragen des Staatslebens gilt? — Oder liegt eben auch darin ein Beweis, wie die neuruſſiſche Welt, deren Prototyp St. Petersburg, durchaus kein Organ für eine innerliche, naturgemäße Entwicklung der Zeit beſitzt, weil ihr ſelber für ihr Leben die organiſchen Bedingungen abgehen? Offenbart ſich auch hierin ein Symptom jener zernichtenden Krankheit des Petersburger Lebens, welche ein Erſtarken der Newareſidenz zur Reichshauptſtadt unmöglich werden ließ? Oder liegt in dieſer Auffaſſung der Dinge eine wirkliche, volle Wahrheit?

Unentſchieden irren wir zwiſchen ſolchen Zweifeln umher, indem wir weiter hinabſchreiten, und unter den Paläſten der engliſchen Bankfürſten ein ziemlich einfaches Haus gewahren, deſſen Vorhänge herabgelaſſen, deſſen Pforten feſt verſchloſſen ſind. Denn über dieſer feſtgeſchloſſenen Pforte ſteht mit ruſſiſchen Lettern „Graf Kankrin", und der Träger dieſes Namens iſt fern von der Hauptſtadt, ſein Miniſterportefeuille ließ er in der Hand des Kaiſers zurück.

Nur bei dieſem Namen und beim Rücktritt dieſes Mannes ſprach kein Menſch in Petersburg vom Wirken einer Partei. Man wußte nicht, war er geſtürzt, oder war er arbeitsmüde von ſeinem Poſten herabgeſtiegen und noch ferner vom Glanze kaiſerlicher Huld umſtrahlt. Aber wo der Name genannt wurde, begleiteten ihn verwünſchende Worte. Nirgends erſcholl auch nur das leiſeſte Zeichen einer Sympathie für ihn, ja ſelbſt nirgends auch nur die leiſeſte Anerkennung ſeines Staatswirkens. Wohin wir hören, ſchwere Klagen: in den baltiſchen und ruſſiſchen Provinzen, unter dem Adel des Flachlandes und der ſtädtiſchen

Bevölkerung, unter den Freien und Leibeignen, im Militär und Civil, in den handeltreibenden und gewerbsthätigen Kreiſen, ſelbſt unter den Schaaren der Büreaukraten. Und vom Kaiſer erzählt man ebenfalls aller Orten, wie er niemals perſönliche Bezüge zu dem düſtern Manne gewann. Was alſo war es, das ihn trotzdem vom Jahre 1823 bis 1844 allmächtiger Miniſter der Finanzen bleiben ließ? Hatte man doch ſchon den Beginn ſeiner ſtaatsmächtigen Laufbahn, als er noch Generalintendant der Armee war, mit allerlei Fanggruben umgeben. Hatte man doch noch vor dem Tode des Finanzminiſters Gurieff, welcher ihn fürchtete und mit Recht als Nachfolger fürchtete, eine Schlinge um ſeinen Hals geworfen, in welcher man ihn zu erdroſſeln glaubte. Trotzdem war er jenen Fanggruben klüglich ausgewichen und hatte die Halsſchlinge nicht abgeſtreift, ſondern mit der Macht der Redlichkeit deren Zuſchnürung unmöglich gemacht. Doch ſelbſt die makelloſe Reinheit, mit welcher er aus dieſer Unterſuchung hervorging, ſo daß er direkt aus den Zimmern der Unterſuchungskommiſſion in das Finanzminiſterium einziehen durfte, hat man niemals anerkannt. Und als Kankrin das Wirrniß der Gurieff'ſchen Finanzverwaltung entwirrt hatte, ward ihm dafür Haß und Erbitterung zu Theil — denn er hatte die Einfuhrverbote erlaſſen. Die Art wie und die Strenge womit er ſie erſchuf, war allerdings ein Staatsſtreich gewaltſamſter Art; aber dieſer Staatsſtreich war das letzte-Mittel der Rettung vor einem Staatsbankerott. — Bis hierher war Kankrin wenigſtens nicht zu verdammen. —

Warum nun dieſe eiſerne Conſequenz in der Feſthaltung, warum dieſer erſtarrende Ausbau des Syſtems nach allen Seiten? — Man muß allerdings eine rechtfertigende, ja ſelbſt eine erläuternde Antwort der anklagenden Frage ſchuldig bleiben. Aber dennoch darf man ſelbſt dieſe verderbliche Conſequenz nicht einzig und allein auf Kankrin's

Schultern bürden. Mochte ſie auch von einer durchaus falſchen Vorausſetzung anbefohlen ſein, eben ſo bedingend als dieſe Vorausſetzung ſind der Mangel eines geſchloſſenen Organismus der ganzen ruſſiſchen Staatsverwaltung, die unmittelbaren Gegenſätze der einzelnen Richtungen in Rußlands äußerer und innerer Politik. Nirgends greifen die ſpeziellen Pläne und Beſtrebungen der oberſten Leiter des Staatsſchiffes minder ineinander, nirgends ſtützen und bedingen ſie ſich gegenſeitig in minderem Grade, als eben in Rußland. Ja, man darf es kurz behaupten: dieſes unnatürliche Sperrſyſtem iſt eine Frucht des ewig nagenden und unheilbaren Krebsſchadens des ruſſiſchen Staates: ſeiner unorganiſchen Fortbildung. Immer neue Geldbedürfniſſe wuchſen empor, während der Kredit am Ende der Gurieff'ſchen Finanzverwaltung ſo völlig erſchöpft war, daß man die Bons auf den Staatsſchatz im Handel und Wandel nur mit 20 Prozent Diskonto, und ſelbſt dann nur ungern annahm, weil jeder Einzelne noch unſicher blieb, ob ihm nicht bei dem Vorweis der Papiere mit der gewöhnlichen Formel: Il n'y a pas d'argent à present, mais ..... noch mehr Prozente abgemäkelt würden vom Vollgehalte der Summe. Immer neue Geldforderungen ſtellten die türkiſchen, perſiſchen, kaukaſiſchen, polniſchen Kriege an den Finanzminiſter; keine Reduction des Heeres, keine Verminderung im Repräſentationsaufwand trat ein; ſogar Vermehrungen des Beamtenheeres beſtürmten den Verwalter des Staatsſchatzes — und dieſer mußte trotzdem gleichzeitig gehoben werden, mußte ſeinem erſchütterten Kredite Achtung verſchaffen, oder es drohte von Neuem die Vernichtung. Kankrin wußte es freilich zu ermöglichen, daß der kaiſerliche Schatz ſich endlich auf eine gleiche Geltungsſtufe in der kaufmänniſchen Welt erhob, wie ſie die Banque royale in Paris und die Bank of England ein-

nehmen; aber den Nationalwohlſtand vergaß er in ſeiner Berechnung, er vergaß über dem Augenblicke die Zukunft.

Die Zukunft kam, die kam mit den alten und mit neuen Forderungen, die Vermehrung der Gehalte des vergrößerten Beamtenheeres ward zur abſoluten Nothwendigkeit und die Reiſen der kaiſerlichen Familie, die Ausſtattungen der heranwachſenden kaiſerlichen Kinder verſchlangen alljährlich unermeßliche Summen. Dies Alles forderte die Erſchaffung neuer Geldquellen, dies Alles laſtete immer drückender auf den Vermögensverhältniſſen der Unterthanen. Man mußte das Aeußerſte wagen, um etwas zu gewinnen; man mußte direkte Steuern auf direkte Steuern häufen und die indirekten Abgaben auf eine ſchwindelnde Höhe treiben. Jede Staatshandlung ward endlich zur blanken Finanzoperation. So wurde Kankrin in der einmal eingeſchlagenen Bahn immer unaufhaltſamer fortgeriſſen, ſo hat ſein Verwaltungsſyſtem erſchreckende Bedrängniſſe über Rußlands Bevölkerung heraufbeſchworen.

Sie ſtarren uns hoffnungslos entgegen, wohin wir auch blicken. Zuerſt ließ die Regierung das Syſtem der Unterſtützung einer Ackerbauentwicklung im Flachlande fallen, welche Rußland allmählig zur Kornkammer der Welt entwickeln ſollte; damit gleichzeitig gab man die Heranbildung eines Fabrikſtaates für die gröbern, aus der Viehzucht hervorgehenden Landesprodukte auf. Denn dies Alles ſchien die Geldmaſſen nicht raſch genug zu erzeugen. Dagegen verſchleuderte man unermeßliche Summen in der Förderung einer höhern Induſtrie, um damit eiligſt zu gewinnen. Aber auch dieſe Hoffnung betrog ſich, betrog ſich durch die naturgemäßen Folgen der rein künſtlichen Emporpflegung eines Induſtriebetriebs, welcher nirgends im Bedürfniſſe der Maſſe wurzelte und nirgends aus dem natürlich gegebenen Material,

gleichſam aus den Händen des Volkes hervorwuchs. Es rächte ſich damit wieder jenes Syſtem auf die grauſamſte Weiſe, an welchem Rußland ſeit Peter dem Erſten zu ſeinem Verderb gehaftet hat, und deſſen Verderblichkeit es dennoch nicht anerkennen mag: das Syſtem, dem Finanzminiſter vor dem Miniſter der Aufklärung und des Kultus den Vortritt zu geſtatten. Es rächte ſich damit die Mißkenntniß des Zahlenverhältniſſes der Unterthanenmaſſen zu den von ihnen bewohnten Länderbreiten. Man wollte Zuſtände emporzaubern, welche eben nur in reichbevölkerten und durchweg angebauten Reichen mit einer durchweg freien und mindeſtens bis zu einer gewiſſen Gleichmäßigkeit kultivirten Bevölkerungsgeſammtheit möglich ſind. Man hatte zu concentriren begonnen, ehe noch unermeßliche Wüſteneien überhaupt jemals Menſchen erblickt, ehe noch auf länderweiten Strecken überhaupt nur Leben, geſchweige denn ſtädtiſche Menſchenſammelplätze aufgewachſen waren. So kam der Ackerbau und die Viehzucht in Verfall, während keine andere Induſtrie gekräftigt war. So vertheuerten ſich die erſten Lebensnothwendigkeiten, während man dem Publikum Luxusartikel in Lebensbedürfniſſe verwandelte. So entzog man indirekt den im Plattland verſtreuten Grundherrn die Arbeiter, während man ſie mit immer höhern Abgaben drückte, ſowie ſie irgend einen Erwerbszweig einſchlugen, der nicht Ackerbau oder Viehzucht war. So häufte man Proletariermaſſen auf einige Städte zuſammen. So ward Kankrin der Schöpfer eines unter den jetzigen Staatsverhältniſſen und unter den heutigen Kulturzuſtänden nothwendig in quadratiſchen Progreſſionen aufſchwellenden Pauperismus — eines der wenigen Uebel unſerer Neuzeit, welches dem ruſſiſchen Reiche bis zu ſeinem Finanzminiſterium noch fremd geblieben war.

Gebieteriſch forderte jetzt die Nothwendigkeit eine Aenderung des

angenommenen national-ökonomiſchen Syſtems. Aber wo irgend der Finanzminiſter eine der gewohnten Ausgaben beſchränken wollte, ſcholl ihm das Geſchrei entgegen: ſelbſt die vorhandenen Mittel genügen nur zum kleinſten Theil; und die Staatsmächtigen beruhigten die bangen Beſorgniſſe des Finanzminiſters immer von Neuem mit der Verſicherung: wenn das bisher befolgte Syſtem bis zu einem höhern Grade der Ausbildung gediehen ſei, werde es ſich als das einzig richtige herausſtellen. Der Miniſter wußte aber genau, wie keine „höhere Ausbildung“ deſſelben mehr zu erzwingen ſei, er wußte wie er keine der neuen Anforderungen mehr befriedigen könne: Kankrin ſtand bereits 1841 vollkommen rathlos.

Damals verlangte er ſeine Entlaſſung. Der Kaiſer aber fragte ihn um die Bedingungen ſeines Bleibens, und Kankrin nannte deren drei, welche ſämmtlich den kaiſerlichen Neigungen, wie den Lieblingsplanen des Staates ſchroff entgegenſtanden. Denn der Kaiſer möge ſich verpflichten, lautete die erſte, zehn Jahre lang das Reich nicht zu verlaſſen und eben ſo lang keinem Gliede der kaiſerlichen Familie eine Reiſe in das Ausland zu geſtatten. Die Verminderung der Armee für immer um 60,000 Mann war die zweite. Aufgebung des kaukaſiſchen Krieges hieß die dritte. Auf keinen dieſer drei Vorſchläge wurde eingegangen und Graf Kankrin begann bereits ſeinen Auszug aus dem Palaſt des Finanzminiſteriums, um ſich nach dem ſtillen Hauſe am engliſchen Kai zurückzuziehen. Der Kaiſer aber, von ſolchem ſtarren Widerſtand erzürnt, fährt mitten im Winter nach Peterhoff und ſchließt ſich dort gegen jede Annäherung ab. Petersburg harrt erſchreckt der Folgen dieſes Zerwürfniſſes; die Hofpartei ſchürt eifrig an der Ungnade gegen den „miniſteriellen Juden“, weil ſie im Departementschef des Miniſteriums Wrontſchenko, ein fügſames Inſtrument ihrer Wünſche zu ge-

winnen hofft. Da kommt plötzlich der Kaiſer wieder von Peterhoff zurückgefahren, läßt den Grafen bereits vom engliſchen Kai zu ſich rufen und tritt ihm mit den Worten entgegen: Enfin, vous avez raison, et — n'est ce pas? — Vous resterez? —

Kankrin blieb wirklich. Die folgenden Jahre ſahen den Kaiſer nicht im Ausland, bei der Armee traten Reduktionen ein, ſelbſt der kaukaſiſche Krieg beſchränkte ſich in den Jahren 1842 und 1843 auf einem Defenſivkampf und ein Abſchließungsſyſtem. Außerdem begannen genaue Unterſuchungen der Kaſſen, Beſtrafungen wegen Unterſchleifen kamen an die Tagesordnung, kurz ein ganz neues Finanzleben ſchien ſich zu entfalten. Jetzt erkannten jene Fraktionen der Bevölkerungen, denen dieſe Maßnahmen und Erſparungen am unwillkommenſten waren — das Beamtenheer und ein großer Theil der höhern Militärperſonen — wie gegen das Syſtem nichts auszurichten ſei; ſo richteten ſich nunmehr plötzlich eine Menge von Anklagen und Verdächtigungen gegen die Perſon des Miniſters. Man rief es aller Orten mit ſcheinbarer Entrüſtung aus, die von Kankrin geſtellten Bedingungen ſeien ein unerhörter Eingriff in die Machtvollkommenheit des Czaren; man erinnerte ſich plötzlich des Romans „Dagobert" aus dem Jahre 1797, welchen Kankrin als vierundzwanzigjähriger heſſiſcher Regierungsbeamter geſchrieben, um die dort ausgeſprochenen Ideen gegen die Loyalität des nun ſiebzigjährigen ruſſiſchen Miniſters aufmarſchiren zu laſſen. Und gelang dies nicht, doch wenigſtens die Charakterloſigkeit eines Mannes zu beweiſen, deſſen folgendes Buch „die Militärökonomie im Frieden und im Kriege (1822—24) ein Manifeſt des kraſſeſten Abſolutismus geweſen ſei. Gleichzeitig ermatteten die Kräfte des überangeſtrengten Mannes, Wrontſchenko mußte immer öfter für ihn eintreten; und die letzte Reiſe nannte nunmehr das Heer der Ankläger eine feige Flucht.

Er hat den Staat in ſeinen Entwickelungen gehemmt — flüſterte dann leiſe die Intrigue, aber doch laut genug, daß es die rechten Ohren hörten. Er iſt geflohen, da er kein Mittel mehr fand, die Nothdurft des Staates zu befriedigen und ſich nebenher zu bereichern — ſpricht die mediſirende Geſellſchaft. Er iſt entwichen, nachdem er uns zu Bettlern gemacht hat durch die Verführung des Volkes zur Induſtrie — grollen die Grundbeſitzer. Er hat den Handel ertödtet und alle ausländiſchen Geſchäfte ruinirt — klagt die Kaufmannſchaft. Und der Pauperismus mit dem Proletariate eines erdtheilgroßen Reiches heftet ſeinen Fluch ſeiner Geburt an den Namen Kankrin.

Dies war das politiſche Ende eines Miniſters, welchem trotzdem kaum die erbittertſten Feinde eine achtenswerthe prinzipielle Konſequenz abzuſprechen wagen. Ein einziger Irrthum, durch ein Vierteljahrhundert mit Hartnäckigkeit fortgeſetzt, hat ihn vernichtet. Und dieſer Irrthum war doch am Ende nur ein Erbe des Irrthums Peter des Erſten, wonach Rußland mit den Niederlanden verwechſelt ward, während die Unfreiheit des Volkes und die Verſchiedenheit aller natürlichen Vorbedingungen unberückſichtigt blieben.

Im April 1845 ward Herr v. Wrontſchenko Finanzminiſter. Im Finanzſyſteme offenbart ſich bis heute keine Aenderung. Keine Steuererleichterung iſt eingetreten. Dagegen wird die Erlangung des ſteuerfreien Adels erſchwert; die Vereinfachung und Zuſammenlegung vieler Behörden ſoll Erſparniſſe erſchaffen. Neue Erſchwerungen der Paß- und Zollgeſetze ſollen neue Geldquellen werden. Die Manufakturinduſtrie bleibt plötzlich ununterſtützt und man zwingt Tauſende mit einem Schlage zum Ackerbau. Die ganzen Judengeſetze reduziren ſich auf grobe Finanzoperationen. Und ſelbſt die neueſten Baardarlehen an Frankreich und England vermögen Europa nicht zu täuſchen. Die

Staatsſchuld hat ſich trotz derſelben um nichts vermindert, die Maſſe des umlaufenden Papiergeldes iſt nicht verringert und ſein reduzirter Werth hat kein Erhöhung erfahren.

Graf Kankrin aber iſt ſeitdem geſtorben. Die Schroffheit der Urtheile wider ihn hat ſich darum in einer Weiſe gemildert, daß die Petersburger Kaufmannſchaft ihn ſogar ein Denkmal errichten will. Oder wird auch dieſes Denkmal eine der ſteinernen Lügen in der Czarenreſidenz werden?

Sollte dereinſt die neue Steinbrücke wirklich den Newaſtrom ſo machtvoll beherrſchen, daß ihr Uebergang zu allen Jahreszeiten und auch während des Eisganges vollkommen geſichert bliebe, ſo müßte der Iſaaksplatz vollſtändig veröden. Nicht nur zu ſchmalen Bächlein würden die Menſchenſtröme einſchrumpfen, welche jetzt das Geiſtes- und Handelsleben von Waſſili-Oſtrow darüber hinleitet, ſondern vollkommen verſiegen müßten ſie, wenn dann zur Ausführung käme, daß die Iſaaksbrücke gänzlich weggenommen würde. Denn außer dieſer Brücke exiſtirt im ganzen Umkreiſe des Platzes keine Nöthigung zu maſſenhaftem Menſchenverkehr. Nur die Karoſſen der Senatoren und Synodmitglieder würden dann noch am Kaiſerbilde vorbeirollen; die ganze Petersburger Straßenbewegung würde ſich überhaupt von dem Neſskyproſpekte hinüber nach der Erbſen- und Wosnoſeeskyproſpektive werfen. Selbſt der Winterpalaſt würde es nicht vermögen, dem Bedürfniß der Bevölkerung zuwider, die Maſſen in ſeine Umkreiſe zu bannen. Und geſetzt auch, dort ſchwände nichts an der Verkehrslebhaftigkeit: der Iſaaksplatz würde deren doch nicht theilhaft bleiben. Seine Nachbarſchaft iſt ja eben nur im künſtlich geweiteten Petersburg eine ſolche zu nennen. Das beinah

werſtlange Admiralitätsgebäude mit ſeinem ungeheuern Vorplatze breitet ſich ja zwiſchen dem ſteinernen Czaren vor der Iſaakskathedrale und der Alexanderſäule am Winterpalaſt. Auch die Vollendung der Iſaakskirche vermag den Platz dann nicht lebendig zu machen; ſie wendet ihm nur ihre Rückſeite zu. Nichts bleibt Peter dem Großen an lebendiger Nachbarſchaft, als einige Garde-Regimenter, welche von Zeit zu Zeit in der Reitbahn aus und ein reiten die man nahe bei der Iſaakskirche aufgebaut hat.

Dieſe Reitbahn deutet natürlich nach Petersburger Weiſe mit keinem Stein auf ihre Beſtimmung. Mit ihren Säulenhallen, Götterbildern und dem Alexanderzug im Frontiſpiz gleicht ſie dagegen einem altgriechiſchen Tempel oder neumodiſchen Muſeum auf das Haar. Selbſt die marmornen Roſſe und ihre Bändiger zu beiden Seiten der breiten Freitreppe tragen nicht das leiſeſte Kriegszeichen.

Petersburg würde wahrſcheinlich auch nur ſelten von dieſer „Manège“ ſprechen, wenn eben die Räume derſelben ausſchließlich den Waffenübungen der Gardereiterei gewidmet wäre. Allein der Zufall oder die Hofſitte hat eine Gewohnheit großwachſen laſſen, welche dieſe Manège für ganz Petersburg wichtig erſcheinen läßt. Der Kaiſer ertheilt hier nämlich bei Gelegenheit der Parade ſeiner Truppen mitunter eine flüchtige Audienz. Wer nun noch nicht hoffähig iſt und hier zu dieſer Ehre zugelaſſen ward, iſt als ein benedeieter Mann zu betrachten. Es wird nicht lang dauern, und die Säle des Winterpalaſtes ſtehen ihm offen; die hoffähige Geſellſchaftswelt anerkennt ſeine Ebenbürtigkeit ſogar ſogleich nach ſtattgehabter Audienz, und der vorher Unbeachtete findet nunmehr ſeine Tiſche von Einladungs- und Viſitenkarten überdeckt. Das gefährlichſte Zeichen iſt dagegen eine nur in der Manège gewährte Audienz für denjenigen, welcher den Empfang in den kaiſerlichen Gemä-

chern ſeinen Rang zufolge zu gewarten hatte. Es kommt bloß noch auf die von den Adjutanten erlauſchten Worte und Mienen des Kaiſers bei der Unterredung an, ob die Hofwelt den bedenklichen Mann ſogleich völlig von ihren Einladungsliſten ſtreichen, oder ob ſie ihn vorläufig höflich kalt empfangen ſoll, bis deutlichere Zeichen am Horizonte aufgeſtiegen ſind.

Eine ſolche Audienz erfüllte aber im Jahre 1844 das Geſpräch der Petersburger Vornehmen nachhaltiger und ausſchließlicher, als ſonſt wohl derartige Vorfälle pflegen. Denn General von Saß war es geweſen, den der Kaiſer hier kurz und flüchtig geſprochen hatte. Wir in Deutſchland haben freilich über der Romantik ſeiner Kaukaſusſiege auch längſt ſchon nicht mehr an die Verdienſte gedacht, welche ſich General Saß im Türkenkriege um die ruſſiſchen Waffen erworben hatte. Das Petersburger Kriegsminiſterum ſchien dagegen um jene Zeit noch mehr, es ſchien ſogar die Heldenkämpfe am Kuban vergeſſen zu haben und die erſchreckende Geltung des Namens Saß für nichts mehr zu erachten. Man hatte ihn ihm Jahre 1842 urplötzlich von ſeiner Feſte Procznoi-Okop nach der Reſidenz beordert. Dort ſah man ihn beinah gemieden von Jenen, welche früher ſo eifrig um ein Wort und ein Blick buhlten, ſein Name ſchien im Winterpalaſte verhallt, und war daher natürlich in den Sälen der Hofgrößen augenblicklich ſtreng verpönt worden. Das Publikum kümmerte ſich dagegen noch eifrig um den Tſcherkeſſenſieger und erfuhr dann bald, daß Baron Saß auf unbeſtimmte Urlaubszeit nach ſeiner Heimath entlaſſen worden ſei. Nunmehr wußte es nicht nur mehr die Palaſtwelt, ſondern auf Gaſſen und Straßen erzählte man es einander, wie damit eine milde Form ungnädiger Beſeitigung in Ausführung gekommen war. Bald wußten auch Viele von Anklagen und Beſchuldigungen zu ſprechen, welche das allerhöchſte Mißfallen herauf-

geſchworen hatten; und nach gewohnter Petersburger Weiſe fragte niemand nach Schuld oder Unſchuld, ja kaum nach dem Warum. Man iſt ſolcher verſchleierten Geheimniſſe zu gewohnt, um ſich ernſtlich mit den bedenklichen Verſuchen zu ihrer Enthüllung zu beſchäftigen; man iſt auch zu gewohnt, überhaupt nur dasjenige zu bemerken, was vom Lichte der Czarengnade angeſtrahlt wird. So ward ſelbſt General Saß, obgleich einer der populärſten Namen, ſehr bald ein abgethaner Mann.

Allein das Jahr 1843 rief die ganze Angelegenheit in das Gedächtniß der Menſchen zurück. Trotz aller Cenſurvorſicht und trotz aller Fanfaren offizieller Berichte hatte ſich die Kunde vom dauernden Mißgeſchick der ruſſiſchen Waffen am Kaukaſus in die Reſidenz eingeſchlichen. Man war aber ſeit beinah zehn Jahren gewohnt geweſen, die Worte Saß und Sieg als engverbündet zu betrachten, man hatte ſich auch ſo gern an den Schilderungen ſeiner Kriegsthaten ergötzt, kurz man wagte im Publikum wieder an den beſeitigten Heerführer zu denken, ja ſogar hier und da offen oder verſteckt den Wunſch nach ſeiner Wiederberufung auszuſprechen. Da lief auch eines Tages wirklich die Nachricht von Mund zu Mund: Saß iſt wieder aus ſeiner kuriſchen Einſamkeit hereingekommen, hat ſich um Gehör bei dem Kaiſer beworben, wird wieder kämpfen und ſiegen. Aber nachher erfuhr man, er habe wochenlang auf die Gnade der Audienz harren müſſen, und der Kaiſer habe nur wenige Worte faſt nur beiläufig bei einer Parade in der Reitbahn der Chevaliergarde mit ihm geſprochen. Darauf war der General wieder aus Petersburg, und zwar nicht auf der Moskauer Straße, ſondern zurück nach Kurland gefahren. Ja man erfuhr, daß ſein Urlaub ſogar bis zum September des Jahres 1844 verlängert ſei — kurz, lauter Ueberraſchungen, lauter Räthſel, lauter Stoff zu den geheimnißvollſten Vermuthungen. — Wie es in Rußland Gewohnheit iſt, ſo blieb man

auch diesmal auf dem Schauplatze der Ereigniſſe von deren innern Zuſammenhange, wie vom eigentlichen Thatbeſtand am längſten ununterrichtet. Nur ſehr einzeln tauchte hier und da ein Wort von ſtattgehabten Unterſuchungen auf; in ſtillſter Heimlichkeit zeigte Einer dem Andern ein ruſſiſches Pamphlet, worin Saaß mit den gröbſten Beſchuldigungen überhäuft war, und ſelbſt ſpäter ſchlich ſich die Darſtellung der Veranlaſſung zu jener Abberufung und Beſeitigung des Kaukaſusſiegers nur verſtohlen hier und da in eine vertraute Mittheilung ein.

Bekanntlich waren die Jahre 1840 und 1841 im öſtlichen Theile des Kaukaſus von einer Reihe von Vorfällen bezeichnet geweſen, welche die ruſſiſchen Unterwerfungspläne immer tiefer im Preiſe ſinken ließen. Außerdem ewige Meinungsverſchiedenheiten, Mißhelligkeiten, Rang- und Befugnißſtreite unter den oberſten Führern. General Grabbe, welchem die Oberleitung der Nordarmee und die Führung ihrer öſtlichen Flanke ſpeziell anvertraut war, hatte überdies im Jahre 1842 noch die berüchtigte Niederlage im Lande der Gumbeten erlitten, welche über 100 Offiziere und an 1000 Soldaten koſtete. Dadurch war der Beſitz des nördlichen Dagheſtan, der Ufer des Koiſuh und ſelbſt der weſtlichen Hälfte des Terek mehr als jemals in Zweifel geſtellt worden. Die Abberufung dieſes Generals nach Petersburg, wo er ſich darüber verantworten ſollte, war die nächſte Folge geweſen. Herr von Golowin, welchem neben der oberſten Leitung aller kaukaſiſchen Angelegenheiten auch das Oberkommando über die transkaukaſiſche (Süd-) Armee oblag, ſowie General von Saß, der Kommandant der weſtlichen Flanke der Nordarmee (Kubanlinie), blieben jedoch noch ungeſtört an ihren Poſten. Allein im fernern Verlaufe der Grabbe'ſchen Unterſuchungen ſchien ein Theil der Schuld am Unglück der letzten Jahre auch auf Herrn von Golowin zu fallen und ſo ward er ebenfalls nach Peters-

burg beordert. Da hieß es plötzlich, weder Golowin noch Grabbe, nur General von Saß hat die Verluſte (beſonders im Lande der Tſchetſchenzen) zu verantworten; er hat trotz rechtzeitig erhaltenen Befehles keine Hülfstruppen zur beſtimmten Zeit und an die beſtimmten Orte geſendet. So forderte man auch ihn zur Verantwortung. Allein damit verwickelten ſich die Widerſprüche nur immer mehr; die Anklagen ſpielten ſich auf das Feld der Subordinationsverletzung hinüber, Beſchuldigungen, Entſchuldigungen, Einwände und Entgegnungen kreuzten hin und wieder, die Unzulänglichkeit der ganzen bisherigen Einrichtung in den militäriſchen Kommando's am Kaukaſus mochte ſich dabei unwiderleglich erweiſen — kurz, man durfte vielleicht ſelbſt in Petersburg den Dingen nicht näher nachfragen, ohne dem Kriegsminiſterium zu nah zu treten; und ſo blieben die Erörterungen ohne Erfolge, die drei Generale vor der Hand ohne Beſchäftigung. Dies ging der erſten Abreiſe des General von Saß nach Kurland vorher. Doch tauchten bald darauf neue Verdächtigungen, neue und ſpeziellere Anklagen gegen ihn empor. Beſonders erzählte jenes ruſſiſche Pamphlet, welches trotz Cenſur und Polizei erſchienen und in vielen hundert Exemplaren ausgeſtreut worden war, ſo grauſenerregende Einzelheiten ſeines militäriſchen Schreckenregimentes, daß ihnen, wenn ſie bewahrheitet werden konnten, nothwendig eine ſchimpfliche Abſetzung hätte folgen müſſen. Trotzdem wurde nicht einmal eine offizielle Anfrage an den General geſtellt und ſeine zweite Ankunft in der Reſidenz war eine ſelbſtwillige, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, wie hier jedes Schweigen von den Neidern und Gegnern als Eingeſtändniß verkündet werde. Eine glanzvolle Vertheidigung, bei dem Generalſtab eingereicht, nannte die öffentliche Stimme deſſen größten europäiſchen Sieg. Dennoch mochte nicht gelungen ſein, in den höchſten Regionen eine Mißſtimmung vollkommen

zu beſeitigen, deren eifrige Unterhaltung in Petersburg eben ſo, wie in den Oſtſeeprovinzen der am Hofe immer kräftiger erwachſenden und auch im Heere ſeit dem Tode Diebitſch's einflußreichen Partei des deutſchfeindlichen Moskowiterabels zugeſprochen wird. Und allerdings zeugen die verſchiedenen Schickſale jener drei kaukaſiſchen Generale laut für eine ſolche Annahme. Der einzige altruſſiſche Ariſtokrat, obſchon ein hochbetagter, arbeitsmüder Mann, Herr von Golowin, wurde wieder im Staatsdienſt beſchäftigt, indem man ihn bereits im Frühling 1845 als Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen einſetzte, obgleich man damit ſeit deren Einverleibung zum dritten Male die beſchworenen Verträge des Nyſtädter Friedens brach, wonach „fernerhin und für ewige Zeiten“ nur einem Edelmanne der baltiſchen Ritterſchaften auf dieſe Stellung ein Anſpruch zuſtehen ſoll. General Grabbe wurde zwar mit dem erblichen Beſitze der im Gouvernement Auguſtowo gelegenen Güter von Krakopol belehnt, jedoch des aktiven Dienſtes enthoben. Die Laufbahn des noch in voller Manneskraft ſtehenden General von Saß endete mit der flüchtigen Audienz im Tempelgebäude der Reitſchule der Chevaliergarde ſogar vollkommen. Unbelohnt entließ man den von ſeinen Siegen keineswegs bereicherten Helden nach ſeiner Heimath, und dort lebt er, aus dem Kaiſerdienſte geſchieden, ein penſionirter Offizier, ein Beiſpiel ruſſiſcher Erkenntlichkeit. —

Niemand gedenkt jetzt mehr in Petersburg und in den ſtaatsmächtigen Kreiſen jener zurückgeſetzten Männer. Die folgenden Geſtaltungen des kaukaſiſchen Krieges haben es dagegen übernehmen müſſen, ihnen die rechtfertigende Genugthuung zu gewähren. Denn ob man auch den Fürſten Woronzoff mit unbeſchränkter Diktatur bekleidete, ob man auch mit immer neuen Siegesberichten in den ruſſiſchen Zeitungen die Wahrheit übertäubte, ob man auch unerhörte Menſchenopfer darbrachte und

unerhörte Mittel aufbot: — am Ende des Jahres 1846 iſt nicht nur die öſtliche Hälfte des kaukaſiſchen Kriegsſchauplatzes noch minder im ſicheren Beſitze Rußlands, als am Beginn der vierziger Jahre, ſondern ſelbſt die vom General Saß bereits gegen das Ende der dreißiger Jahre vollkommen bezwungene Steppe des Kuban, ſowie die Berggebiete der Laba ſtehen von Neuem in Waffen gegen die ruſſiſchen Gebietiger. —

Aus der ungnädigen Audienz im Reitſtalle, welche der Petersburger Welt ein Stücklein Unterhaltungsſtoff bot, iſt unverſehens ein Stück ruſſiſche Staatsgeſchichte worden.

Undurchdringliche Wolken eines feinen, die Lungen ſchwer beläſtigenden Staubes verhüllen bei Sonnenſchein die Ausſicht von dem Iſaaksplatze längs der Admiralität nach dem Winterpalaſt und der Alexanderſäule. Eine faſt unbefahrbare Kothfläche bietet dagegen die langgeſtreckte Ebene, wenn Regen und Nebel dieſe Staubwolken niedergeſchlagen haben. Allerdings bleibt auch dann noch der Anblick ſeines Gebäudekranzes großartig und prachtvoll genug: man erſieht ja von Außen die Verwitterung nicht, welche aus dem auch hier nur überdeckten, nicht bewältigten Sumpfboden in den Quadern unabläſſig vom Fundamente zum Giebel aufſteigt, und der Hausſchwamm, welcher die Holzlagen zerfrißt, wird von der immer erneuten Uebertünchung verhüllt.

Der Vorraum des Winterpalaſtes ſelbſt beſteht ausſchließlich aus kaiſerlichem Zubehör. Kein Menſch der „freien“ Stände kann ſich rühmen, aus ſeinen Fenſtern auf den Schloßplatz zu blicken, deſſen Mitte die vielbeſchriebene und vielbeſprochene Alexanderſäule bezeichnet.

Man richtete ſie bekanntlich kaum acht Jahre nach dem Tode des Kaiſers auf, als ſei da bereits nöthig geweſen, ſein Gedächtniß aufzufriſchen. Und ſolche Verherrlichungseile mag allerdings wie eine Ironie auf die lebendige Kraft der Erſchaffungen und Errungenſchaften Deſſen erſcheinen, den ſie ehren ſoll. Aber dürfen wir uns darob verwundern? Wurde denn im nichtruſſiſchen Europa die Monumentomanie nicht eben auch epidemiſch, nachdem die wirkliche Pietät für geſchichtliches Verdienſt rokoko geworden war? Petersburg iſt nun aber durch und durch modern, ja Modernität um jeden Preis und in jeder Lebensäußerung iſt ſogar ſein einziger konſequenter Charakterzug: da hatte man alſo auch ein volles Recht, jenem Alexander eiligſt ein Monument zu errichten, welcher dieſe Modeſucht in ſeiner Reſidenz eben erſt recht vollgültig gemacht hatte. Hier auch nur iſt ſein Name wirklich populär; im eigentlichen Rußland nicht. Man hat mit dieſer Säule nicht einmal ein Andenken an den Kaiſer im Herzen des Petersburger Ruſſen aufgerichtet. Dieſer hält ſie für ein Ehrendenkmal des Alexander Newſki, an deſſen Kalendertage ſie aufgerichtet ward; gerad ſo, wie er die Triumphpforte am Narwa'ſchen Schlage für die alexandriniſchen Siege nur als „dreiwinkliches Thor" bezeichnet, da ſeine Begriffswelt eben nur in deren Formen den Anhalt für einen Namen auffand. Dem fremden Wandrer endlich mag die Alexanderſäule mehr eine Allegorie Petersburgs, als ein Kaiſerdenkmal erſcheinen. Einen ungeheuern finniſchen Granitmonolithen hat man zur Säule à la Grecque verarbeitet und auf die ſchlanke griechiſche Schönheit ein Stückchen chriſtliches Dogma in Geſtalt eines kreuztragenden Engels gepfropft. Man hat die Gegenſätze zuſammengezwungen. Dazu iſt das rauhe Material der Säule ſo ſorgfältig geglättet und polirt, daß kein Beſchauer den Urſtoff erkennen mag; und der vom Heidenthum balancirte chriſtliche

Glaube erhebt ſich über einem Fundament, welches nur mit kriegeriſchen und kaiſerlichen Inſignien geſchmückt iſt, welches ferner von einem auf Kanonenläufe geſtützten und wieder von doppelköpfigen Adlern überragten Gegitter umhegt wird, um welches zuletzt eine elegant uniformirte Schildwache aus der „goldnen Kompagnie“ kreiſt, um jede Möglichkeit unerlaubter Annäherungen abzuwehren. Ja, ſelbſt daß die zierlich geſtaltete Granitmaſſe von Anfang an riſſig war, der Verwitterung eilig entgegenſchreitet und von der Kunſt des Verkittens, Verklebens und Ueberpolirens dennoch mit ſolchem Geſchick bearbeitet ward, daß man nur im hellſten Sonnenſchein und nur unter einem gewiſſen Geſichtswinkel die Spuren dieſes innerlichen Siechthums zu erkennen vermag — wie übereinſtimmend iſt es mit der Newahauptſtadt. Auch endlich der Ausblick vom Standpunkte der Säule. Links und rechts hin geht er über eine weite Fläche, deren Grenzen die Wohnſitze kaiſerlicher Macht bezeichnen; rückwärts bleibt zwar der Einblick auf nichtkaiſerliche Menſchenwohnungen, aber vom Rahmen eines kaiſerlichen Gebäudes eingefaßt; vorwärts iſt alle Ausſicht vom Kaiſerpalaſte verdeckt. Wahrlich, der Name Alexanderſäule iſt falſch und Petersburgſäule wäre die richtige Bezeichnung.

Was nun vom Winterpalaſt? —

Bei ſeinem erſten Anblick mag es oft geſchehen, wie bei der erſten Begegnung mit geſchichtemachenden Perſönlichkeiten, auf deren glattem Geſicht weder die feinen diplomatiſchen Noten, mit denen ſie Staaten umformten, noch die welterſchütternden Kriege, aus denen ſie ſiegreich zurückkamen, eine Spur zurückgelaſſen haben. Der Winterpalaſt iſt ein Fürſtenſchloß in jenem abgebrauchten Styl des moderniſirten Louvregeſchmackes, nur in ſehr vergrößertem Maßſtab und mit überreichlicher Verſchwendung aller jener Zierrathen, welche dieſem Style eigenthüm-

lich ſind. Drei Stockwerke bilden die Höhe des Baues, deſſen jede Fenſterreihe anders geſtaltet iſt, deſſen ſämmtliche Frontebreiten von einer ſolchen Unmenge von ioniſchen und korinthiſchen Säulen, Pfeilern, Geſimſen, Aufſätzen, Statuen und Büſten, Arabesken und Gehängen unterbrochen werden, daß das Auge nirgends einen Ruhepunkt zu finden vermag. Nur aus der Ferne erlangt die Auffaſſung ein ganzes Ergebniß, in der Nähe iſt vor lauter Hin- und Herirren des Blickes kein Geſammtbild zu ermöglichen. Dabei fehlt dem Gebäude trotzdem jene angenehme Wärme der Bauten gleichen Geſchmackes in Deutſchland und Frankreich. Es iſt für deſſen auf Einzelheiten berechnete Wirkung zu weitgedehnt, während die Ueberfülle der Verzierungen den urſprünglichen Verhältnißfehler noch greller hervortreten ließ. Dadurch gewinnt alles Lächelnde und Gefällige ſeiner Architektur etwas Gezwungenes; man könnte das ganze Gebäude unwahr nennen. —

Ueberdies liegt der Bau, obgleich inmitten der Stadt und inmitten der zu ihm gehörigen Häuſer, doch ſeltſam abgeſondert und abgeſchnitten vom umgebenden Leben. Die Wege führen weit abſeits vorüber und das Newakai des Palaſtes hat nur die Beſtimmung eines Spazierweges, wird jedoch verhältnißmäßig ſelbſt dazu wenig benutzt. Man mag dieſen Palaſt viel eher für eine kaiſerliche Einſamkeit erachten, als die ſogenannten Eremitagen, an deren Vor- und Rückfronten ſich die Lebensbewegungen viel näher anſchmiegten. Man erblickt auch gar kein Zeichen einer unmittelbaren Verbindung mit der umliegenden Welt, nur Zeichen der Abwehr, Wachen an allen Ecken, Zeichen abſchließender Vornehmheit, die goldne Kaiſerkrone über dem Hauptportal und die Flagge auf der Zinne, Zeichen geheimnißvoller Herrſchaftsübung, die unenträthſelbaren Schwingungen und Stellungen des ſchwarzen Telegraphenzeigers auf weißer Platte am Vorſprung des weſtlichen Flügels.

Dies Alles giebt dem Schloß zwar etwas Beängſtigendes, aber nichts Erhabenes und man würde auch ohne alle andern Erfahrungen ſchon bei dieſem Anblick erſtaunlich mißtrauiſch gegen das patriarchaliſche Verhältniß zwiſchen Volk und Herrſcher werden, von welchem die offiziellen Lobredner ſo rührende Dinge zu erzählen wiſſen.

Petersburg glaubt daran freilich eben ſo wenig, hat aber ſehr wahrſcheinlich für die Erwartung des Fremdlings, der Kaiſerpalaſt ſolle ein charakteriſtiſches, ein hiſtoriſches Gepräge tragen, ebenfalls nur Spottworte bereit. Und warum nicht? Iſt doch ſolche Forderung wirklich nur ein Erzeugniß eines gewiſſen Romantizismus, der uns Deutſchen wunderlich genug anſteht. Die Petersburger haben ſogar vollkommen Recht, wenn ſie nur dem Augenblicke eine Berechtigung zugeſtehen. Hängt doch ihr ganzes Leben nur am Augenblick und der Lebensgang des ganzen Reiches endlich nur am gerad herrſchenden Prinzipe des Alleinherrſchers. Darum gilt vor Allem, jede Erinnerung an eine Vergangenheit zu verwiſchen, die nicht genau in die Gegenwart paßt, darum vor Allem jede Spur einer Kraft zu tilgen, welche irgendwo und irgendwie ſelbſtwirkend auftrat — nenne ſie ſich Menſchen-, Volks- oder Elementarmacht. Die ſchwarzen Tafeln mit dem Ueberſchwemmungsdatum ſind in dieſer Hinſicht die einzige Ausnahme in St. Petersburg. Dagegen mahnt am Winterpalaſte nichts mehr an die Feuersbrunſt vom Jahre 1837. Die Petersburger wiſſen auch nicht Lobes genug davon zu machen, wie raſch die neue Pracht emporgeſtiegen ſei und von den Todten, welche die Uebereile koſtete, ſpricht natürlich Niemand. Das ſind abgethane Sachen. Ueberdies hat ja der Staatsrath von Gretſch Cüſtine's Behauptung, es ſeien Tauſende darüber zu Grunde gegangen, in einigen Brochüren der Unwahrheit bezüchtigt. Wo ſteht denn in den Todtenliſten des folgenden Jahres zu leſen:

„geſtorben an den Folgen des Baues?“ Was beweiſt denn für die Wahrheit der Menſchenopferung die gleichzeitige Notiz der Petersburger Zeitung: „zwar erkranken und ſterben die bei dem ſchnellen Wiederaufbau des Winterpalaſtes angeſtellten Arbeiter zu Hunderten in Folge ungeſunder Ausdünſtungen, welche der Schnellbau mit ſich bringt; allein es geht derſelbe dennoch raſch vorwärts, denn die Abgehenden werden immer ſogleich wieder durch andere erſetzt?“ Es iſt eben nur eine Zeitungsnachricht. Und ſicherlich wurde es auch von ganz andern Zufälligkeiten bedingt, daß im Jahr 1839 — wo bekanntlich der zu Ende gehende Bau mit der höchſten Eile betrieben wurde — 18459 Menſchen und zwar 12341 Männer auf den Petersburger Todtenliſten ſtehen, während kein anderes Jahr ſeit 1800 (das Cholerajahr 1831 ausgenommen) einen gleichen Leichenreichthum aufzuweiſen hat.

Die Petersburger gute Geſellſchaft, d. h. die hofangehörige Welt und jene Kreiſe, welche jeden Menſchen ebenfalls nur nach der Antwort auf die Frage: Est-ce-que vous êtes présenté (à l'empereur)? zu klaſſifiziren wiſſen, endlich auch alle daran hängenden und ſie nachäffenden Klaſſen — zuſammen alſo zwei Drittel der Geltung beanſprechenden Bevölkerung St. Petersburgs ſind überhaupt bereits dahin gediehen, die Erinnerung an Cüſtine „de mauvais genre“ zu finden.

Wer möchte auch eingeſtehen, daß man von ſeinem Buche nicht nur betroffen, ſondern auf das Empfindlichſte getroffen war? Und doch iſt es ſo geſchehen, iſt geſchehen trotz aller Uebertreibungen und hohlen Redensarten, welche Niemand von Cüſtine's Werk hinwegzuläugnen vermag. Denn neben dieſen Uebertreibungen und Redensarten brachte das Buch unzählig viel Richtiges: es öffnete Rußland in der That die Augen über Rußland. Petersburg ward inne, daß außer der Reſidenz auch noch ein Rußland vorhanden ſei, welches bei Staatsfragen, bei

den Fragen um Wohl und Wehe des Reiches in Betracht komme. Das Buch war eine Ueberraſchung, deren Gleichen man ſeit Jahren nicht erlebt hatte, ſelbſt beim Erſcheinen der Memoiren Maſſons nicht in gleichem Grade.

Man muß jene Zeit, in welcher das Buch erſchien, in Rußland durchlebt haben, um deſſen weitgreifende Wirkungen beſonders in den baltiſchen Provinzen und in den Hauptſtädten vollſtändig zu würdigen. Zwar waren ſeit Jahren aus England und Deutſchland hundertfältige Beurtheilungen Rußlands von den Buchhändlern als lockende Waare eingeſchwärzt und zu enormen Preiſen verkauft worden; aber gerad in den kultivirteſten Provinzen und Kreiſen — ſelbſt in den deutſchen — wird Deutſches und Engliſches verhältnißmäßig wenig geleſen. Auch hatte die Regierung bisher niemals eine offizielle Vertheidigung gegen die unmittelbarſten Angriffe, ja kaum eine mittelbare Zurückweiſung oder Berichtigung der ausländiſchen Anklagen und Darſtellungen für nöthig erachtet. Sie hatte ſich damit begnügt, durch dritte Hand und anſcheinend ohne ihr Vorwiſſen, von ergebenen Organen wieder und wieder die Behauptung ausſprechen zu laſſen, alle Schilderungen, Nachrichten und Beurtheilungen von ruſſiſchen Begebenheiten und Zuſtänden trügen mehr oder minder den Stempel der Nichtkenntniß natürlicher Verhältniſſe und nationaler Geſtaltungen, ſeien nur Offenbarungen eines perſönlichen Mißwillens, verfehlter Spekulationen, oder auch jenes wühleriſchen Sinnes, welcher ſich allüberall gegen die beſtehende Ordnung der Dinge, wie aller geſetzlichen Form auflehnen. Dem Auslande gegenüber geſchah alſo in der That nichts zur Vernichtung des dort Ausgeſprochenen, für das Inland ſchien die vertilgende Cenſurſchwärze oder ein Einfuhrverbot der betreffenden Werke vollſtändig zu genügen. Kam ja eine ſolche Schrift in die Hände ruſſiſcher

Unterthanen, ſo doch nur ausnahmsweiſe und nicht in viele; im übrigen Publikum aber waren jene allgemeinen Abweiſungen wirklich von großer Wirkſamkeit geweſen. Man hatte ſelten verſäumt, beiſpielsweiſe irgend eine ſolche Behauptung als falſch hervorzuheben, von welcher eine der vielen ruſſiſchen Nationaleitelkeiten gleichzeitig verletzt werden mußte. Selbſt die Beſonnenern wendeten ſich daher mitleidig lächelnd von den ausländiſchen Beſprechungen ruſſiſcher Angelegenheiten, und im weitern Publikum, deſſen Wiſſenſchaft ja überhaupt größtentheils traditionell blieb, ward eine völlige Verachtung ausländiſcher Schriftwelt, ſoweit ſie Ruſſiſches betraf, zur bequemen Mode. Ein Theilchen dieſes Mißtrauens ging auch in die großen Kreiſe der winterſchlafenden Seelen des nichtruſſiſchen Leſepublikums über. Aus Rußland ſelber kamen gleichzeitig niemals andere Nachrichten, als die bekannten, von ruhmrediger Eitelkeit triefenden und in ſklaviſchen Lobhudeleien ſich umherwälzenden Redensarten.

In einer größern Geſammtheit der nationalruſſiſchen Welt war überdies eine laufende Theilnahme an den Begebniſſen des eigenen Reiches noch niemals vorhanden geweſen; wenn ſie einmal erwachte, geſchah es planlos und ſtürmiſch in einzelnen ſtürmiſchen Tagen, ſelbſt während dieſer immer nur als Ergebniß des perſönlichſten Egoismus enggeſchloſſener Kreiſe. Eine ſelbſtſtändige politiſche Meinung, eine objektive Anſchauung der Dinge hatte ſich nur bei äußerſt Wenigen ausgebildet und mußte natürlich, weil vereinſamt und machtlos, in tiefſter Seele verborgen bleiben. Selbſt die laue Theilnahme an den Weltgeſchäften, welche im Beginn der dreißiger Jahre längs der baltiſchen Küſten aufzudämmern ſchien, war mehr ein Kind ausländiſcher Mode, denn ein Erzeugniß ſelbſtbewußten Bedürfniſſes und Dranges geweſen. Mit Polens Vernichtung hatten aber vollends alle inländiſchen An-

regungen aufgehört und im Auslande bauten die folgenden Jahre an den begonnenen Aenderungen des Staats- und Völkerlebens ruhig weiter, ſo daß auch ſie dem politiſch ungeübten Blicke völlig bedeutungslos erſchienen. Hatte man doch ſelbſt von dem Jahre 1840 kaum eine weitere Notiz genommen, als daß man nach dem nunmehrigen perſönlichen Verhältniß zwiſchen dem neuen König von Preußen und dem Czaren fragte, und beiläufig von einer Entfremdung zwiſchen den Schwägern flüſterte.

Unter ſolchen Vorausſetzungen und Verhältniſſen mußte alle politiſche Theilnahme in immer tieferen Schlummer verſinken; die Cenſoren durften ihre Druckerſchwärze ungefragt und unabläſſig über alles Ruſſiſche rollen, was trotz Geheimpolizei und Cabinet noir den Weg zum Auslande gefunden hatte und nach dem Oſtreiche zurückkehren ſollte. Klang aber trotzdem ein Tadel, einen Erſtaunensruf, ein Zornſchrei oder ſonſt ein unbequemes Wort von draußen herein, ſo ſprach die ruſſiſche Indifferenz: ich glaub's nicht. Damit war es abgethan. Das abſolute Schweigen der Herrſchenden blieb das wirkſamſte Opiat der Beherrſchten.

Da ſchmetterte auf einmal der Poſaunenſtoß vom Cüſtine'ſchen Buch durch die Grabesſtille. Und eben dieſem Manne, dem Sohne des wohlbekannten und mit Katharina's Gunſt geſchmückten Geſandten, hatten die Hofleute in Petersburg alle möglichen Artigkeiten erwieſen: car il avait été présenté. Und ſie hatten es mit eignen Augen geſehen, wie Kaiſer, Kaiſerin, Thronfolger, Großfürſten und Großfürſtinnen ihn wiederholten Geſpräches und wiederholter Aufmerkſamkeit gewürdigt hatten. Und dieſer ſelbe Mann, dieſer Ariſtokrat in Abkommen, Manieren und Aeußerungen, hatte dennoch geſchrieben, hatte ſogar ein indiskretes Buch voll bitterſten Tadels gewagt. Ja, diesmal begnüg-

ten ſich die Cenſoren nicht einmal mit Ueberſchwärzung der Auszüge und Beurtheilungen, welche die ausländiſchen Zeitungen brachten, ſondern man hatte ſie ausgeſchnitten und ſogar einige Nummern der betreffenden Blätter an der Grenze zurückgehalten. Selbſt denen, welchen beſondere Gunſt bisher die ausländiſchen Schriften uncenſirt hatte zukommen laſſen, entſtanden weſentliche Lücken im aufgeſammelten Jahrgang und die Buchhändler — ſonſt kühne Schmuggler im literariſchen Artikel — verweigerten die Beſchaffung des Buches*).

Solches und Aehnliches war ſeit Menſchengedenken unerhört; ſelbſt die diplomatiſchen Indiskretionen des Portfolio hatten keine ſolchen Maaßregeln hervorgerufen. Welche Geheimniſſe mochte alſo die Russie en 1839 enthüllen? Welche Schleier der Vergangenheit mochte ſie lüften, welche Zukunftsplane offenbaren? Man erkannte plötzlich, wie völlig fremd man der eignen Heimath geworden ſei, und es tauchten eben ſo plötzlich alte verſchollene Geſchichten wieder auf, und es ſchwirrten neue Gerüchte dazwiſchen, und Einer flüſterte ganz leis dem Andern zu, was er aus vierter Hand vom Inhalt des Buches erlauſcht haben wollte. Man fragte plötzlich — ein unerhörtes Ereigniß in Petersburg — man ſprach ſogar trotz Geheimpolizeifurcht. Nur wer das Buch ſelbſt geſehen hatte, verläugnete es; wer es geleſen, wollte nichts davon wiſſen; wer es beſaß, verbarg es gleich einer Todſünde. So furchtbar erſchien es. Der Staat ſchwieg noch conſequent; aber man

*) Seit dem Erſcheinen des Cüſtine'ſchen Werkes datirt in Rußland dies neue Verfahren bei der Vernichtung der von der Nachcenſur in ausländiſchen Schriftwerken geſtrichenen Stellen. Man hat entdeckt, daß die kaiſerliche Druckſchwärze ſich ohne Schaden der überdruckten Schrift entfernen läßt; darum wird jetzt vorzüglich in den Zeitungen die betreffende Stelle mit Bimsſtein ausradirt, oder wenn dies zu mühſelig, ſogleich ausgeſchnitten, wobei natürlich die unſchuldige Rückſeite des Blattes auch verloren geht.

wußte bereits, daß der nordiſche Bienenvater, General von Gretſch, nach Paris abgegangen war, um das entſetzliche Werk an Ort und Stelle zu zermalmen. Damit wachte der lang verhaltene Argwohn gegen die Unfehlbarkeit der herrſchenden Mächte in Kreiſen wieder auf, welche beinah verſchollen waren. Mit einem Schlage verſchwand der Nimbus der ruſſiſchen Unberührbarkeit durch die ausländiſche Preſſe. Dieſe ſeltſame Inkonſequenz des Petersburger Kabinets erzeugte eine lange Kette von Konſequenzen, welche diesmal keineswegs die ausländiſche Welt, ſondern eben die wichtigſten Theile des inländiſchen Publikums daran knüpften.

Eingeſtehen muß man jedoch, dieſe Konſequenzen waren bereits gezogen, ehe das Buch ſelber in zahlreicheren Exemplaren unter dem Publikum verbreitet war. Die vom Auslande mit dem Herbſt des Jahres 1843 Rückkehrenden hatten vervollſtändigt, was bisher Bruchſtück des Wiſſens geblieben war; man hatte außerdem trotz aller Wachſamkeit nicht jede Zeitungsnachricht von den Reichesgrenzen abhalten können, und mit dem Beginn des neuen Jahres waren auch die Widerlegungen Gretſch's, Jakobleff's und Anderer — obſchon verpönt, wie die Russie — maſſenweis eingeführt worden. Kurz die Schlagworte, Spitzen und Pointen waren bereits ein Gemeingut, als endlich die drei Bände ſelber in ihrer ganzen Breite einrückten. Nunmehr glaubte ſich jedoch die Mehrzahl jener Welt, auf welche ſich der nächſte Einfluß des Buches erſtreckte, bereits zu wohl unterrichtet, um die Lektüre nochmals in ihrer ganzen Ausdehnung durchzumachen. Die Wirkung der ungekannten Russie war weit mächtiger, als die Nachwirkung der gekannten; am wirkſamſten waren aber die Widerlegungen geweſen. Denn man ſah den vom Zorn geſchärften Scharfſinn hier wieder nur die abgebrauchten Waffen gemeiner Perſönlichkeit und ſchmutziger Verdächti-

gungen ſchwingen, man begegnete wieder den alten Beſchuldigungen von Undankbarkeit und Indiskretion, man erkannte das Zauſen und Zerren am flatterhaften Beiwerke des Buches, vermißte dagegen dort überall eine kernhafte Widerlegung, wo es ſich um einen Kern handelte, und mußte emphatiſche Berufungen auf die öffentliche Stimme und auf das allgemeine Bewußtſein Rußlands leſen, alſo auf Dinge, von deren Exiſtenz ſelbſt der eifrigſte Ruſſe keine Ahnung hat.

Dieſe Wirkung zu paralyſiren, hängten ſich nun die offiziellen Gegner — nicht die ſchriftſtelleriſchen, ſondern die in der Geſellſchaft verkehrenden — an zwei Unklugheiten des Marquis. Den Tadel des Kaiſers als Privatperſon und mancherlei Spott auf die Hofverhältniſſe warf man dem reſidenzſtolzen Petersburg zur Lockſpeiſe vor; mit dem Hinweis auf die Verfechtung der Volksrechte gegenüber den Rechten der Betitelten und Adeligen erregte man die Mißſtimmung der Vornehmen. So wußte man das Buch zunächſt geſellſchaftlich unmöglich zu machen, ſo ſeine Erwähnung de mauvais genre. Und ſobald dieſer Sieg wahrſcheinlich war, begann man nach alter Gewohnheit die Verkleinerung des letzten ausländiſchen Verdienſtes, des Verdienſtes, die ruſſiſche Welt aus ihrer Lethargie erweckt zu haben. Man hatte gar nicht geſchlummert, man hatte wohl gewacht, Alles beobachtet, Alles gewußt und nur der Maquis hatte ſich getäuſcht, wenn er geglaubt, was er da ſage, ſei in Rußland kein Gemeingut des Wiſſens aller gebildeten Klaſſen. Mit dieſer künſtlichen Genugthuung ſuchte man das Leben wieder in Schlaf zu lullen.

Es iſt nicht gelungen, wenigſtens nur unvollſtändig gelungen. Der Hof- und Adelswelt iſt der ſouvränen Sicherheit ihrer ſelbſt unſicher worden, hat die Macht der Preſſe anerkennen müſſen, kann die ausländiſche Beurtheilung nicht mehr mit ein Paar verächtlichen Phra-

ſen beſeitigen, iſt zur Furcht vor der Beobachtung des Fremden gekommen. Und dies Alles hüllt ſich in ein ſcheinbar berechtigtes Mißtrauen, nicht etwa gegen die wirkliche Beurtheilung — wie hätte Petersburg und Rußland dieſe zu fürchten? ſagen die Petersburger — ſondern gegen die ausländiſche „ſchmähſüchtige Oberflächlichkeit.“ Vorzüglich beſchuldigt man nun im Augenblicke die Landsleute Cüſtine's eines ſolchen Vergehens. Alexander Dumas hat dies am herbſten empfinden müſſen, obſchon oder obgleich er ſich als Marquis de la Pailleterie und Cüſtine's Gegner vorſtellte. Die Wunde war zu ſchmerzhaft; ſelbſt von einem wahrſcheinlichen Arzte mochte man ſie nicht berühren laſſen. Und ein volles Jahr hat nicht ausgereicht, ſie zu übernarben. Die haſtige Eile, mit welcher man in Petersburg, wie in der ganzen vornehmen ruſſiſchen Welt den Ankömmling mit der Phraſe entgegentritt: kein Ausländer vermag unſere Zuſtände richtig zu würdigen — ſie verräth das Bewußtſein von der Haltloſigkeit hieſiger Dinge, das Bangen vor der Offenbarung ihrer unabweislichen Zukunft.

Dieſe Zukunft naht aber bereits, trieb bereits einzelne Keime. Ein Golowin, der Sohn eines der vornehmſten Moskowitergeſchlechter, ſchleuderte ſeine „Russie sous Nicolas I.“ gegen Rußland, und ſein Haß gegen deſſen heutige Ordnung der Dinge iſt nicht kleiner als ſein Grimm gegen die Ausländer, welche er beſchuldigt, jene erſchaffen zu haben. Ein ruſſiſcher Staatsmann ſchrieb die „Russie en 1844,“ welche nicht etwa einzelne Vor-, Zu- und Einfälle geltend macht, um die innere Zerrüttung der ſtaatlichen Zuſtände zu offenbaren, ſondern, ſogar die Berechtigung des Autokratismus anerkennend, an der geſetzlichen Organiſation der Geſetzgebung, Verwaltung und innern Politik die Nothwendigkeit eines bevorſtehenden Krieges Aller gegen Alle erweiſt. Ein Dolgoruki endlich griff mit kecker Hand an die Krone des

autokratiſchen Abſolutismus, hielt die Tafeln des hiſtoriſchen Volksrechtes der uſurpirten Kaiſerallmacht entgegen und rief es ſeinem Volke zu: Deines Czaren Recht iſt ohne Recht! *).

Ausnahmen ſind ſolche Einzelheiten freilich noch, und die großen Maſſen haben keinen Theil daran. Aber auch ſolche Ausnahmen waren in den bevorrechteten Klaſſen bis zu Cüſtine unerhört. Bücher ſchaffen auch weder ſtaatliche, noch geſellſchaftliche Umgeſtaltungen; aber ſie bringen deren vorhandene Keime zum Bewußtſein ihrer ſelbſt. Solche Keime ſind jedoch vorhanden, ſind trotz Kaiſermacht und Geheimpolizei, trotz Sibirien und Tſchinowniks, trotz ſtumpfer Unkultur des Volkes und verweichlichender Ueberfeinerung der Vornehmen ſchon ſeit zwanzig Jahren zu mannichfachen Offenbarungen gekommen.

Wohl werden ſie geleugnet und ſelbſt das Ausland glaubt nicht daran, weil eben das Ausland Rußland meiſtens aus der Petersburger Perſpektive anſchaut und veranſchaulicht erhält. Der Admiralitätsthurm iſt das Obſervatorium ſolcher Beſprechungen, zur Rechten den todten Czaren bei der modernruſſiſchen Iſaakskathedrale, zur Linken den Winterpalaſt mit ſeinen Pracht- und Machtzeichen, im Rücken die Kanonenreihen der Feſtung. Durch den Neſskiproſpekt und ſein ſchweigſames, von Uniformen beherrſchtes Gewimmel ſpäht ihr Blick nach dem aſiatiſchen Rußland, durch den Admiralitätsproſpekt nach dem nationalen Rußland, durch den Wosnoſenskiproſpekt nach Polen und beiläufig auch nach den Oſtſeeprovinzen. Ueberall erſchaut er die größte Regelmäßigkeit in anbefohlenen Formen und nirgends eine ſelbſtſtändige Bewegung. Aber die halbnackten Arbeiterſchaaren ſind nicht nur auf Obrok von ihren

*) Bekanntlich iſt hierzu neueſtens noch I. Turgeneff mit dem Werke „La Russie et les Russes“ getreten.

Herrn entlaſſene Leibeigne, ſondern es ſind Menſchen, welche damit gleichzeitig aus dem patriarchaliſchen Verhältniſſen ihres heimathlichen Lebens ſchieden; die vornehmen Ariſtokraten in der reichgeſchmückten Kaleſche ſind nicht mehr nur Grundbeſitzer, deren Machtbeſtand ſich einzig auf des Volkes beſitzloſe Leibeigenſchaft ſtützt, ſondern Fabrikherrn, Induſtrielle, welche eines verbrauchenden Publikums und freien Verkehrs mit dem materiellen und geiſtigen Leben des Auslandes bedürfen, um nicht ſichern Elend entgegenzuſchreiten; die hämmernden Handwerker ausländiſchen Stammes bilden ferner keinen bürgerlichen Kern der Bevölkerung, ſondern ſtreben nur Goldmaſſen zu erraffen, um zu den vorhandenen Gegenſätzen des ruſſiſchen Lebens neue zu fügen; die flimmernden Soldatenhaufen, welche jetzt ſo peinlich ſtreng mit jeder Faſer ihres Leben an den Befehl des Kaiſers gekettet ſind, gingen aus der Leibeigenſchaft in die Sklaverei des Dienſtes, um als perſönlich Freie bei Seite geworfen zu werden, wenn ſie dem Kaiſerdienſte nutzlos wurden — als freie Männer, denen jede bürgerliche Arbeit fremd geworden und welche nun bei jeglicher Umgeſtaltung nichts in die Schanze zu ſchlagen haben, als ein abgenutztes Leben. Wo aber im innern Rußland der Grund und Boden mit ſeinen Menſchen noch in des Adels Beſitz und Gewalt iſt, da murrt der Zorn, das Moskau's Flammen kein Morgenroth der Freiheit wurden, welche dieſer nationale Adel mit ſolchem Opfer zu verdienen meinte, ſondern erſt das volle rechte Siegesfeuer bureaukratiſcher Alleinherrſchaft. —

Mit leichten Worten läßt es ſich nicht ermeſſen, wie ſeit jener Zeit der Widerſpruch der äußern Formen mit dem innern Weſen Rußlands immer klaffender auseinanderriß. Allein ſelbſt das Blut der ſtrengſten Uebung einer autokratiſchen Strafmacht kann dieſe Zerklüftung nicht mehr verkitten, ſelbſt die Purpurpracht des Kaiſermantels dieſe Riſſe

nicht mehr verdecken. Aus dem Innerſten frißt der Hausſchwamm im Gebälke des Staatsgebäudes nach außen und aus dem Fundamente des Volkes ſteigt die Verwitterung zur höchſten Zinne empor. Gleich wie die Newa jetzt gebändigt an den Grundmauern des Winterpalaſtes vorüberwogt und dann urplötzlich ſteigt, daß er in ſeinen Grundfeſten zittert und zitternd, machtlos, preisgegeben ſteht, bis daß die Waſſer von ſich ſelbſt zum alten Bett zurückkehren — ſo wogt ein unſichtbar Meer um den Selbſtherrſcherthron und all ſein Zubehör. Wehe, wenn es im Sturme ſeine Wellen ſchleudert! Cüſtine hat das Zauberwort geſprochen, welches dieſes Meer mit ſeinen blutrothgeſäumten Wetterwolken urplötzlich enthüllte vor den Blicken der leichtſinnig eitlen Newahauptſtadt, vor den Blicken der ganzen Tſchinownikſchaar, vor den Blicken der ſiegesſichern Herrſcher im Heer und Kabinet. Das war die Wirkung ſeiner Schrift, und darum iſt ſie „in der Geſellſchaft“ de mauvais genre worden.

Le pouvoir absolu devient pas trop redoutable quand il a peur — dies Wort vergiebt ihm das offizielle Rußland nie, wenn es ihm auch mit dem Tode des herrſchenden Kaiſers jedes andere Wort vergeſſen mag.

Ein ſchroffer Uebergang von ſolchen Anſchauungen zu dem Innern des Winterpalaſtes! Es koſtet wirklich auch noch lange Verhandlungen und manche klingende Verführung, ehe man die Hofweite des Schloſſes durchſchreitet, um in die prächtige Unabſehbarkeit der kaiſerlichen Zimmerreihen eintreten zu dürfen. — Man kann viel Fürſtenſchlöſſer durchmuſtert haben, ja vielleicht darin im Einzelnen noch mehr Pracht, noch auffallendere Ausſchmückung mit den Erzeugniſſen der

Kunſt erſchaut zu haben glauben; aber nirgends wiederholt uns jeder Blick und Schritt ſo unabläſſig das eine Wort: Du biſt im Hauſe des Herrſchers. Dort hat der Schmuck ſein eignes Recht, dort hat die Kunſt ihre eigne Geltung — in dieſen Zimmern aber weiſ't uns alles nur auf eine Strahlenſonne hin, auf die von der Tiara umſchlungene Selbſtherrſcherkrone. — In dem Schloßflügel, mit deſſen vielbeſprochenen Wiederbau Graf Kleinmichel die Grundmauern ſeiner heutigen Macht aufthürmte, erreicht dieſe Pracht den höchſten Gipfel. Beiläufig flüſtert wohl eine verwegene Zunge, eigentlich ſei jener Brand ein Glück für die Hofetiquette geweſen, weil danach die Gemächer, worin ein Mitglied der Czarenfamilie den Geiſt aushauchte, niemals wieder betreten werden dürfen, während doch bereits durch ſolche Menſchlichkeiten lange Zimmerreihen dem Hofgebrauche entzogen geweſen ſein und man ſich binnen Kurzem würde auf die engſten Räume haben beſchränken müſſen. Ein Anderer fragt uns wohl gar danach, ob wir denn auch jenen Leichenduft bemerkt, der nach des Volkes Sage wie ein Fluch in dieſen Zimmern herrſchen ſoll. Cüſtine behauptet gar, die übel duftenden Inſekten, von denen er in Petersburg viel ſchlimmer litt als Nicolai ſelbſt von deren Bundesgenoſſen in Italien, hätten auch bereits wieder aus einigen der neuerbauten Zimmer alles Kaiſerliche ausgetrieben. Aber wer gedenkt ſolcher „Kleinigkeiten,“ wenn er von Zimmer zu Zimmer ſchreitend immer nur auf neue Herrlichkeiten ſtößt?

Man könnte ein dickes Buch mit Schilderungen davon füllen und hätte am Ende trotzdem kein anſchauliches Bild zu Stande gebracht. Eine bewundernde Verherrlichung der Selbherrſchermacht wäre vielleicht das einzige volle Ergebniß. Und darum muß man die Staatsklugheit bewundern, welche mitten im Winter dem ganzen Volke einmal geſtattet, dieſe Prachtſäle zu durchwandern, als Gäſte zu durchwandern, wirthlich

bewillkommnet von demſelben Czaren, deſſen Hauch über Glück, Leben, Habe und das Heiligſte jedes Einzelnen fraglos verfügt, als ſei es ſein eigenſtes, unmittelbarſtes Beſitzthum. Die kalte Winternacht mit ihrem ſtöbernden Schnee und dem bleichdämmernden Einerlei iſt dann überdies ein vortrefflicher Gegenſatz zu des Kaiſers ſtrahlendem Maskenfeſt. Denn ſelbſt am lichten Sommertage erſcheint die ganze Pracht von Petersburg nach einer Wanderung durch den Winterpalaſt kaum als etwas Außerordentliches, ſondern eben nur wie deſſen nothwendig und halbweg übereinſtimmende Umgebung. Der Winterpalaſt und das Volksfeſt in demſelben iſt für den echten Ruſſen ſicherlich ein eben ſo wirkſam Zwangsmittel, als das Bewußtſein, daß der Czar der Kirche Oberhaupt und aller Menſchen eingeborner Herr. — —

Der Petersburger, deſſen Reſidenzeitelkeit des Fremden bewundernden Erſtaunen auf's tiefſte ſchmeichelt, will dieſe Stimmung unterhalten und lenkt unſern Schritt zur nahen Eremitage, dem penſionirten Lieblingsſitze der geheimen und lauten, geiſtigen und ſinnlichen Freuden einer für den Geſchichtsſchreiber und Pſychologen gleichermaßen räthſelvollen Kaiſerin und Frau. Nichts mahnt mehr in dem Haus an jene Zeit, da hier im fernſten Norden von Europa jener ſelbe Uebergenuß des Lebens ſein volles Genüge fand, welcher in Paris nur wenige Jahrzehnte früher den letzten Kern der alten ſtolzen Seigneurie entnervt und in ſeinem Uebermuthe endlich die Rache des Volkes aufgerüttelt hatte. Es iſt ſo eigenthümlich ſtill, wie oftmals in den Gemächern jener Frauen, deren Jugendkraft ſich in einem wild verſchwendeten Leben raſch verbrauchte und denen nun noch eine lange Zukunft mit immer blaſſern Jahren, immer farbloſerem Einerlei droht. Sie können nicht abſchließen mit der Welt, während dieſe doch mit ihnen abgeſchloſſen hat. So beſchwören ſie nun alle geiſtigen Elemente herauf, um dieſe undank-

bare Welt auch ferner zu beherrſchen. Die Koketterie in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, die Koketterie der Bildung folgt, da die Koketterie des Auges und der Jugendſchöne entſchwand. So kokettirt auch die Eremitage mit dem Allen, und ſie kokettirt, wie es nur eine Kaiſerin des achten Theils des Erdenrundes vermag. —

Dennoch umſonſt! Fragt umher im kaiſerſtolzen Petersburg ſelbſt unter Denen, die ſich ſeiner Bildung rühmen — ſie lernten die unermeßlichen Kunſtſchätze dieſer Eremitage nur im flüchtigen Vorübergehen kennen, ja oft nur von einem einzigen Beſuch. Fragt vollends in den Mittelklaſſen, bei dem Kaufmann, bei der Schaar der Titelträger, fragt ſelbſt die Lehrer an den Bildungsanſtalten: ein überſchwänglich Lob wird Euch überall entgegentönen, aber ein vollkommen urtheilloſes Lob, keinerlei Kenntniß, keine wirkliche Theilnahme an den Erſchaffungen Europa's, welche in dem ſteinernen Palaſte eingekerkert ſind. Seit Jahrzehnten unberührt ſtehen die Prachtbände der Bibliotheken und ſorgfältig geſchützt vor Staub, doch unbenutzt und unbenutzbar für die Freude des Anſchauens, wie den Ernſt der Wiſſenſchaft bergen ſich hier Mengen von Münzen und Gemmen, deren Gleichen keine zweite Sammlung aufzuweiſen hat. Es ſchämen ſich die Götterbilder auf den hohen Poſtamenten ihrer Verlaſſenheit und von den niedergelaſſenen Vorhängen der Fenſterbogen dämmert über ihre Marmorglieder ein leichenfahles Grau. Erſchreckend dröhnt der Tritt des Beſchauers durch die grabesſtillen Säle, an deren feſtgeſchloßnen Fenſtern ſelbſt der Lärmen der Newa verſtummend abprallt. Es ſpottet draußen düſterer Nebel des lachenden Farbentones der niederländiſchen Schule, der Mangel des Volkes der Bilder vom Volksleben. Es ſchauert das lebensluſtige Fleiſch der flandriſchen Schönheiten in der traurigen Verbannung, die lächelnde Koketterie der altfranzöſiſchen Zierlichkeit erſtarrt zu kalten Ver-

zerrungen und die Loge Raphaels dient als Durchgang zu dem Hoftheater . . . . .

Da ſtehen wir am Ende jener weltberühmten Gallerie der Eremitage. Eine unermeßliche Fluth von Eindrücken überſtürzt uns, wir möchten ſchwindelnd nur ein Bild, eine Geſtalt, ein Gepräge feſthalten — umſonſt! Die Stunde des Schluſſes ſchlägt und erſt nach mehrern Tagen, erſt nach erneuten Gängen um die Erlaubniß, erſt nach neuen Plackereien iſt Dir vielleicht vergönnt, die Räume wieder zu betreten. Wieder findeſt Du ſie leer, höchſtens von ein Paar touriſtiſchen Engländern durchrannt; und in jedem Augenblick biſt Du geſtört von einem uniformirten Diener, welcher genau die Linie bezeichnet, bis wohin Du vorſchreiten, genau den Punkt befiehlt, von wo aus Du beſchauen darfſt.

Gleichermaßen mit anbefohlenen Linien durchzogen und mit anbefohlenen Punkten abgeſteckt iſt hier das ganze Leben. Darum kann die freie Kunſt ſich nicht entwickeln. Gold iſt der Boden nicht, aus dem ſie keimt: die friſche Luft iſt es, der freie Athemzug, das Bewußtſein der göttlichen Berechtigung in uns. Doch wo Luft und Athemzug vom ſoldatiſchen Maaßen beherrſcht werden, heißt das Bewußtſein innerer Berechtigung zum höchſten Streben Hochverrath.

Mit der Eremitage beginnen die heute vergeſſenen und gern vergeſſenen Wohnſitze ehmaliger Palaſtgeſchichten, in denen ſich Liebe und Haß, Kaiſerdienſt und Kaiſermord ſo eng verweben, daß weder der plauderhafte Eifer leichtſinniger Memoiren, noch der wiſſenſchaftliche Ernſt ſtrenger Forſchung bis heute deren Fäden genau zu ſondern vermochte. Man behilft ſich mit Traditionen, Konjekturen und kritiſchen Expoſitio-

nen, und jeder Folgende ſtellt die Dinge wiederum anders zuſammen. Nur ein Charakter bleibt beſtändig: die Würdeloſigkeit hieſiger Geſchichtsgänge. Dieſe Würdeloſigkeit iſt die Achillesferſe des ruſſiſchen Kaiſerthums. Mit ſeinen offiziellen Umſchleierungen überdeckt daſſelbe die nackte Häßlichkeit, mit großen Worten umſtrahlt es kleine Thaten, in gottgeheißene Regierungsmaßregeln verwandelt es das Werk der wilden Leidenſchaft. Abwenden möchte es den Blick des heutigen Geſchlechtes von den Zeugen einer Zeit, die es trotzdem als würdigen Mutterboden einer erhabenen Gegenwart bezeichnet wiſſen will, und ſo verfilzen ſich die Fäden des Gewebes immer wirrer, ſo wächſt das Grauen vor dem Treiben dieſer Vergangenheit nur immer höher. Denn wo iſt die Sicherheit, daß es nicht wiederkehre? Auch läßt ja die Petersburger Luſt an Heimlichkeiten nicht nach, den unbefangenen Fremdling immer von Neuem darauf hinzuweiſen — wenn ſie auch nichts Rechtes weiß und was ſie weiß, nicht recht erzählen mag. —

Da ſteht am Ende des Schloßkais neben dem eilenden Gewimmel der Troitzkoibrücke ein tiefdunkles Haus mit dichtverhüllten Fenſtern, ſo ſchwer von Quadern und ſo arm an Luft: es iſt als wär's ein Wohnſitz der Dämonen bitterſter Gewiſſensqualen oder der Schwermuth ſibiriſcher Hoffnungsloſigkeit. Dennoch erſtand dies Haus vormals als Geſchenk der höchſten Huld. Zwar ſchrieb man über ſeine Pforte: „Aus dankbarer Freundſchaft", als es Katharina dem älteſten der fünf Brüder Orlow ſchenkte, deren Grafentitel genau zwei Monate jünger iſt als der Mord Peter des Dritten; doch wer mag ſagen, ob jene Inſchrift mit Kaiſerblut geſchrieben war oder ob mit den Gluthen jener Liebe, durch welche Graf Gregor zwölf volle Jahre Rußlands Herrſcher war? Die Bücher und die Menſchen ſchweigen, das Geſtein iſt ſtumm. Sie wiſſen nur noch wenig vom glänzenden und lauten Glück zu ſagen, welches

einſt den Marmorpalaſt umſtrahlte; ſie brachten kaum eine dunkle Erinnerung an den Wahnſinn auf unſere Tage, welcher des Hauſes vergeſſenen erſten Herrn zu Tode marterte. Nur Einer mag mehr gewußt haben und dieſer Eine war der Großfürſt Paul. Keinen der Günſtlinge Katharina's hat er ſo tief gehaßt als dieſen Gregor Orlow; und ſo furchtbar ungeſchwächt beſtand der alte Grimm ſelbſt noch lange nach dem Tode dieſes Einen, daß eine ſeiner erſten Regierungshandlungen die Zerſtörung des Marmorpalaſtes wurde. So ſtanden die traurigen Trümmer in der Reihe der ſtolzen Fürſtenſitze am Schloßkai, bis Alexander über ſeines Vaters Leiche zum Thron geführt ward und mit anderen Erinnerungszeichen an deſſen haßreiches Leben auch dieſes vertilgte, indem er die Mauern nach dem urſprünglichen Plane wieder aufführen ließ. Dann lockte den finſterbrütenden Großfürſten Konſtantin das dunkle Gemäuer. Allein er fand dort ebenfalls kein Glück. Nach Polen zog er endlich fort, um menſchlich ſchön zu lieben, um dann für das Prinzip des ruſſiſchen Zwangſyſtemes vom Vicekönigsthron geſtoßen zu werden und endlich vom Kaiſerhof verbannt rechtzeitig an einer ſogenannten Cholera zu ſterben, die außer ihm kein zweites Opfer in Witepsk forderte. Hierauf ſtand der Marmorpalaſt wieder herrenlos durch mehrere Jahrzehnte, wieder vergeſſen, verödet, geflohen von allem Leben, wie mit einem Fluch belaſtet. Und heute pocht und hämmert, ſäubert und ſchmückt man trotzdem von Neuem daran, um dem ſchön erblühten, jugendfriſchen Großfürſten Konſtantin darin eine Wohnung zu bereiten. — Was wird des düſtern Hauſes künftige Geſchichte ſein?.....

Da dröhnt, wie eine ſibylliniſche Antwort auf ſolche Frage der Taktſchritt marſchirender Truppen von der Dreifaltigkeitsbrücke. Reiterregimenter folgen hinter raſſelnden Geſchützen. Daran vorüber rollen die Equipagen ordenreicher Generale, neben ihnen flattern weiße Schleier;

hinter dem Marmorpalaſte klingt Trompetengeſchmetter und dazwiſchen jauchzen abgebrochene Töne eines rauſchenden Marſches. Gleichzeitig zieht von allen Seiten die Petersburger Bevölkerung eiligen Schrittes, mit erwartungsvollen Geſichtern, in unabſehbaren Strömen heran, denen wir nur wenige Schritte zu folgen brauchen, um das glänzendſte Leben der Newareſidenz über einem werſtlangen Platze ausgebreitet zu ſehen, über dem Marsfeld, wie es die Deutſchen, über die Czarenwieſe (Czarinskoi-lug), wie es der Ruſſe nennt. Denn hierher mündet die Dreifaltigkeitsbrücke und von jenſeits der Newa, wie aus allen heranlaufenden Straßen der großen Seite ſtrömen die Maſſen ruſſiſcher Heeresmacht auf der Czarenwieſe zuſammen.

Wahrlich, ein prachtvoll erhabenes Schauſpiel, ſolch eine große Parade auf dem Marsfeld! Dreißigtauſend Krieger im höchſten Schmucke der Waffen, die Roſſe der Garderegimenter für jedes einzelne durchaus gleichfarbig, die Batterien feſtlich geſchmückt, die Mengen der Offiziere hier dicht geſchaart, um die Parole zu empfangen, dort ordnend und richtend an ihren Bataillonen auf und ab jagend, die Fahnen und Standarten weit entfaltet, ſcheinbar ohne Bemeſſung des Raumes Alles in breiten Fronten aufgeſtellt — und dennoch eine weite Mitte des Platzes vollkommen frei, dennoch hinter den Regimentern noch Raum für die halbe Bevölkerung von Petersburg und über der ganzen Herrlichkeit hellſtrahlendes Sonnenlicht, abwechſelnd mit dunklen Schatten vorüberjagender Wolken. —

Trotzdem Alles ſo ſchweigend — kein Reich der Welt außer Rußland kennt die beängſtigende Stummheit unzählbarer Menſchenmaſſen. Da wenden ſich plötzlich alle Blicke nach dem Ende des Platzes. Dichte Staubwolken wirbeln empor, draus hervor blitzt es von tauſend Geſchmeiden, einzelne ſcheinbar verſprengte Reiter fliegen voraus und zu

den verſchiedenen Regimentern, kurze Kommandoworte, Trommel-, Horn- und Trompeterſignale gellen. Durch die ganze Maſſe geht es wie ein Blitzſchlag und wenn endlich der Staub etwas verflogen iſt, ſteht eine prachtvolle Reiterſchaar inmitten des leeren Raumes hingezaubert. Goldne Helme mit rothen Büſchen, goldne Kettenpanzer auf rothem Grund, Gold am Gezäum der Roſſe edelſter Zucht, Gold und Glanz und Geflimmer wohin das Auge blickt — ſo ſtehen die tſcherkeſſiſchen und lesghiſchen Heerhaufen aufmarſchirt. Doch nur wenige Sekunden währt es, da ſteigen wieder neue Staubwolken am Ende des Platzes auf, draus glänzt es von Neuem, draus klingt ein jauchzender Zuruf, draus ein kurzer Fahnenmarſch hervor; die Fahnen neigen ſich, die Kommandoworte laufen immer näher heran, die einzelnen Muſikſtücken ſcheiden ſich immer deutlicher ab, ein ſcheinbar ungeordneter Reiterhaufe wird erkennbar, Gossudar, Gossudar murmelt's durch die Reihen erſt einzelner, dann haſtiger, dann lauter, dann rufend, dann aufjubelnd wie ein Seeſturm — das iſt der Kaiſer mit den Prinzen und dem ganzen Stabe.

Ernſt und kalt reitet der wunderſchöne Mann, in regelmäßigen Zwiſchenräumen einen kurzen Soldatengruß ausſtoßend an den entgegengrüßenden Regimentern auf und ab. Jetzt hält er und mit ihm der Stab; jetzt fliegt wieder Alles mit Sturmeseile davon, und endlich ſammelt ſich das ganze Heer der Epauletten, der Ordensbänder und der Sterne um die Alles überragende Kaiſergeſtalt mitten auf dem Platze, von wo unterdeſſen die ſchimmernden Tſcherkeſſen verſchwanden.

Für den nichtuniformirten Zuſchauer verſinkt nun die ganze maſſenhafte Pracht in den ſtets höher anſchwellenden, dichter zuſammengeballten Staubfluthen, welche ſelbſt die Sonne verdüſtern. An den Klängen der Trommeln, Pfeifen, Hörner und Trompeten aber vernehmen wir's,

daß in des Platzes Mitte die Regimenter nochmals vor dem Kaiſer und ſeinem Stab vorüberziehen. Mitunter taucht wohl auch, gleich einem Geſicht der Wüſte, aus den graugelben Wolken ein vorbeiſchwenkender Zug empor. Noch aber harren die Zuſchauermaſſen, noch bleiben ſelbſt die ſtolzen Karoſſen mit ihren bleichen Frauen und ihrem friſchen Modeglanz, während die militäriſchen Klänge in immer fernerer Weite verklingen. Ja, jetzt ſcheint Alles geendet, denn die Staubwolken beginnen zu verfliegen, das Gedröhn der Truppenmärſche ſchweigt — und dennoch harrt noch Alles? Da bricht es plötzlich hervor von allen Seiten in raſendem Roſſelauf, da kreiſcht es auf von allen Seiten in wildem Kriegsgeſchrei, da flattert es ringsum von rothen Federbüſchen, da klirrt es überall von goldigen Kettenpanzern, da blitzt es durch die Luft von funkelnden Klingen, da wirrt und wogt es durcheinander. Selbſt die langen blauen Kaftane und das ſchmutzigbunte Hemd, wie der perſiſche Shawl, der Brüſſeler Spitzenſchleier und die Lyoner Seidenſtoffe hinter den lebendigen Polizeibarrièren, welche den Platz umziehen, regen ſich in beweglichem Leben und zujauchzender Theilnahme. Das Kriegsſpiel der Tſcherkeſſen iſt die erwartete Girandole, mit welcher das Luſtfeuerwerk der Marsfeldparade ſein ſtrahlendes Ende findet. Doch bald verſinkt auch dieſes im neuaufgewühlten Staub, man hört nur Männergeſchrei und Roſſeſchnauben, Waffengeklirr und Hufgetrappel. Dann iſt's plötzlich ſtill und es dröhnen noch kurze Trommelgrüße aus dem Wolkennebel und dann fluthet die ganze bisher feſtgebannte Menſchenmenge, die Soldaten in langen Zügen, die Zuſchauer in wilden Haufen über den Platz, über die Brücke, in die Straßen hinein. — —

Ausgeſtorben, einer künſtlichen Wüſte gleich, liegt das Blachfeld kaiſerlicher Paradeluſt. Nur der Staub verkündet's noch mit ſeinen verſchwebenden Wolken, daß hier ſoeben unzählbare Menſchenmengen

ſich umherbewegten. Ein aufgewühltes Erdreich und vielleicht ein verlorner Flitterſchmuck im Sande ſind die ganzen Ueberbleibſel der unermeßlichen Pracht, welche ſich hier zuſammendrängte. Einſam ſchaut der eherne Kriegsgott Suwarow Rymnikski von ſeinem Poſtamente, das ſo ungeſchickt den Weg von der Dreifaltigkeitsbrücke vertritt, nach der entſchwundenen Pracht; ein leiſes Rauſchen geht durch die ehrwürdigen Bäume des kaiſerlichen Sommergartens, unter deren Schatten das Sommerhaus Peter des Erſten ſeine Zurückſetzung verbirgt, indem ſie dem Platze den Staub zurückgeben, womit ſein Leben ihr Blättergrün verhäßlichte. Am Himmel aber ziehen dicke, graue Wetterwolken ſüdwärts, wie ſchwer beladen von den zornvollen Sehnſuchtsgedanken an den ſchimmernden Elbruz und Kasbek, an die wilden Fluthen des Terek und Kuban, an die weißen Auls im grünen Bergthal und an die kühlen Eichenwälder in glühheißer Steppe — zornvolle Sehnſuchtsgedanken, wie ſie mitten im Gejauchz der rauſchenden Janitſcharenklänge, mitten im herriſchen Geraſſel der Trommeln aus der Bruſt des ſtolzen Usdenen und fürſtlichen Edeln der Tſcherkeſſenſchaar emporſtiegen, welche hier, gefeſſelten Löwen vergleichbar, dem Volke der Reſidenz ein luſtig Stücklein vorgaukeln mußten. Oft geſchieht es auch, daß den Gedanken und den Wolken der Mann auf ſeinem Steppenroſſe nachjagt, ſüdwärts nachjagt durch die ganzen Tauſende von Werſten bis hinab zu den Lagern der heimiſchen Brüder. Und dann bringt er ihnen alle feinen Kriegskünſte der Petersburger Generalität, bringt ihnen Karten und Pläne und ſchleudert den Ruſſen das eigne Verderben mordend entgegen.

Wer aber mag in Petersburg beim Glanz der Marsfeldparade an ſolche Nachzügler denken? Der Gegenwart allein gehört jeder Gedanken und jeder Gedanke iſt Staunen und Bewunderung ob der entfalteten

Kaiſerpracht und Herrſchermacht. — Niemand gedenkt darum auch des Hauſes, das jetzt in der fernſten Ecke der Czarenwieſe aus den verfliegenden Wolkenſchatten hervortritt, wie verwundert über ſeinen weiten Ausblick, wie erwachend aus tiefen, ſchweren Träumen, worin verworrenes Getös von jauchzender Luſt und drohendem Waffengeklirr klang. Niemand gedenkt des alten Michailow'ſchen Palaſtes. Was ſoll das ungeſchickt maſſenhafte Gebäu mit ſeinen vielfach gebrochenen Wänden, daraus kleine unregelmäßig geſtellte Fenſter hervorlugen, deſſen Zinne von einem plumpen Thurme überragt, deſſen Umkreis von Mauern umſchloſſen wird, die wieder ein tiefer Graben umzieht — was ſoll der burgartige Bau in der höfiſch lächelnden Eleganz des heutigen Petersburg? Es iſt ja eine abgethane Geſchichte, daß dort der Sohn eines ermordeten Kaiſers erwürgt ward, nachdem er ſieben Jahre lang auf einem Thron geſeſſen, deſſen rechtmäßigen Beſitz ihm die eigne Mutter vier und dreißig Jahre vorenthalten hatte. Es iſt auch eine abgethane Geſchichte, daß bei der vom Erzengel Michael höchſtſelbſt anbefohlenen Aufführung des Palaſtes eben ſolche Menſchenhekatomben dem kaiſerlichen Wunſche äußerſter Beſchleunigung des Baues geopfert worden ſind, wie ſie der Staatsrath Ritter von Gretſch beim Neubau des Winterpalaſtes geläugnet hat. Man hat in Petersburg von jener ganzen Zeit nichts weiter bewahrt, als eine prickelnde Luſt zum Erzählen von dem barbariſchen Mord und aus deſſen Verworrenheiten für den Grafen Peter Ludwig Alexejewitſch von der Pahlen die halbſpöttiſche Benennung: „Schnupftuch-Pahlen.“ Gewiß iſt es auch nur eine Zufälligkeit, daß in der von den Herrſchermächten halb verpönten und halb freigegebenen Mordgeſchichte die ruſſiſchen Namen der Betheiligten mehr und mehr in Vergeſſenheit verſanken, während die deutſchen Namen und beſonders jener Pahlen's um ſo eifriger in den Vordergrund gedrängt

wurden. Hatte man nicht beinah ein Recht dazu? Mögt Ihr beweiſen, daß der baltiſche Graf die blutige Entwicklung nicht, ſondern nur die Entſagung gewollt habe, da er ſo eiſenfeſt bis zu dem Ausbruch der Verſchwörung, ſo eiſigkalten Sinnes nach der That gehandelt hat? Seine eignen Aufzeichnungen aber, die er mit hinausgenommen in die kuriſche Zurückgezogenheit ſeines Lebensendes, warf er mit ſchon todkalter Hand in's Feuer. „Die Welt darf Denen nicht in's Innere blicken, von denen ſie einſt beherrſcht wurde" — dies waren ſeine letzten Worte für die Welt. So ſtarb der „letzte echte Ritter", wie ihn der deutſche Adel in den ruſſiſchen Provinzen nennt; aus einem Meuchelmorde wuchs der Glanzpunkt deutſchen Ruhmes im Kaiſerreiche auf, murmelt man dazu in Moskau.

Das Haus des Kaiſermordes iſt verſchollen. Die Zimmer, in denen ſich das Entſetzliche begab, blieben mit Riegeln und Siegeln verſchloſſen, ſo lang Alexander auf dem Throne ſaß; erſt Kaiſer Nikolaus hat ſie einſtmals betreten und dann ſind ſie wieder von Neuem verſchloſſen worden. Durch die übrigen Räume ſchreitet jetzt die militäriſche Ordnung einer Ingenieurkadettenſchule und von aller urſprünglichen Pracht des nur vierzig Tage vom Erbauer bewohnten Schloſſes blieb gar nichts übrig, als auf dem Vorplatz eine zweckloſe, unſchöne und unkenntliche Reiterſtatue Peter des Erſten, welche „dem Großvater der Enkel" errichtete.

2.

Drei hauptſächliche Brücken ſchwingen ſich über den Moikakanal, um die übrigen Theile der Großen Seite mit der Hofſtadt zu verbinden. Die „blaue Brücke" heißt jene, die vom Iſaaksplatze in den Wosno-

ſenskyproſpekt führt, jetzt aber bereits verſchwunden iſt, da man hinter dem Iſaaksplatze den Iſaakskanal in weiter Breite vollkommen übermauerte, überpflaſterte und in gleicher Breite die ihn begrenzenden Häuſer niederriß, um ſolchermaßen einen neuen hofſtädtiſchen Platz zu erobern, deſſen Tiefe der prachtvoll erſtehende Palaſt des Herzogs von Leuchtenberg einnimmt, während die Iſaakskathedrale ſeine gegenüberliegende Fronte bildet. Die „ſteinerne Brücke“ bildet ferner die Verbindung zwiſchen dem eigentlichen Admiralitätsplatz und der Erbſenſtraße. Vom Winterpalaſt und ſeiner nächſten Umgebung gelangt man dagegen zum Neſskyproſpekt über die „Polizeibrücke“. Dieſer Name hat unter hieſigen Verhältniſſen etwas Ominöſes. Er klingt wie ein offnes Geſtändniß davon, daß hier die Polizei das natürlichſte und nächſte Beziehungsmittel zwiſchen den Herrſchenden und den Beherrſchten, ja, wer boshaft deuten möchte, zwiſchen den Staatsmächtigen und der ganzen übrigen Welt bildet. Denn dieſer Neſskyproſpekt mit ſeiner koketten Toleranz, auf deren Symptome in der Aneinanderreihung der lutheriſchen, katholiſchen, reformirten, armeniſchen und griechiſchen Prachttempel hinzuweiſen, die Petersburger Reſidenzeitelkeit nicht aufhört, iſt in der That ein Stückchen Weltall. Dort wirren die Nationen, Sprachen und Religionen, dort die Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, dort Herrſcherglanz und Bettelarmuth, freie Selbſtſtändigkeit und ſklaviſche Erniedrigung im bunteſten Knäuel durcheinander. Nothwendig müßte ſich auch daraus ein Leben entwickeln, wie in keiner andern Stadt der Welt auf gleich geſchloſſenem Raume, wenn eben nicht das Leben des Rechtsſtaates ſich in ein Treiben unter polizeilicher Willkühr verwandeln müßte. So aber vermag nur der Schimmer und das Rauſchen, nicht die Stimme und die Seele dieſes Lebens aufzutauchen. Das ganze eigentliche Gaſſenleben iſt ein Gleiten, ein Schlü-

pfen, ein Huſchen — man kann es nicht anders bezeichnen —. Dahinein poltert dann herriſch das Raſſeln der Räder, das Stampfen der Roſſe, das Geſchrei der Kutſcher, welche die mitherrſchende Welt aus ihren Gemächern zum Kaufladen, zur Viſite oder ſonſt wohin führt. Aber ſelbſt dieſe vornehme Welt, wenn ſie den Wagen verläßt, um an heitern Tagen die Trottoirs der Sonnenſeite des Nefskyproſpektes auf und ab zu luſtwandeln — ſelbſt dieſe vornehme Welt beugt ſich dem allgemeinen Flüſterweſen; oder vielmehr, ſie hat es begonnen und ſo iſt es in abſteigender Linie zur allgemeinen Gewohnheit worden. Wer hier laut redet, laut lacht, oder gar ein Lied zu trällern wagt, wird zwar nicht von den Budoſchniks, wohl aber von der allgemeinen Verwunderung ob ſeines „unanſtändigen" Betragens zur Ruhe verwieſen. Und weil der Ruſſe im bunten Hemd ſich daran kaum kehren würde, hält nur bei ihm die Polizei auf Beobachtung ſolcher Formenſtrenge. Wer aber heimlich mit ſeinen Begleitern ſpricht, oder verſtohlen lachend oder gar finſtern Blickes mit ſtummem Schweigen umherwandelt, wird von ſtillen zwar, doch keineswegs unbefangenen Spaziergängern in's Auge gefaßt. Er iſt verdächtig, weil auch er von der Norm abweicht.

Sollte wirklich der ruſſiſche Staat kein anderes Verſtändniß mit dem Weltleben kennen, als durch Hülfe der Polizei?

Beinahe möchte uns ſolcher Glaube zur Ueberzeugung werden, ſobald wir nur all die offenbaren Anſtalten dieſer Staatsgewalt durchmuſtern, wie ſie Petersburg mit ihren Netzen überſtricken. Der unkenntlichen Doppelnetze, welche die geheimen Agenten bis in das innerſte Familienleben auswerfen, ſei hierbei noch gar nicht gedacht.

Dieſes geſammte Polizeiweſen ſteht nun unmittelbar unter dem Miniſterium des Krieges. Ein Oberpolizeimeiſter im Range eines Generallieutenants nebſt einem Platzmajor mit vier Räthen bilden das

eigentliche Polizeidirektorium. Seinen täglich abgehaltenen Sitzungen legen täglich dreizehn Stadttheilsmajors (Pristav) ihre Berichte vor. Ein eignes Polizeibureau (Siège) exiſtirt in jedem Stadttheil und über dreihundert Wachthäuſer (Buda) mit je drei Polizeiwächtern (Budoschnik) ſind durch Petersburg vertheilt. Außerdem ſteht noch ein großes bewegliches Armeekorps in polizeilichem Dienſt: 264 Dragoner, 240 Fußſoldaten, 110 Unteroffiziers und 22 Offiziers. Ueber anderthalbtauſend ſoldatiſch eingekleidete Polizeidiener wachen alſo über die Stadt.

Wer wagt es unter ſolchem Schutze an polizeiwidrig Weſen, oder gar an Vergehen und Verbrechen zu denken? Dennoch hat Beides hier ſein volles Recht, dennoch liefert ſelbſt nur das niedere polizeiliche Vergehen für die Gefängniſſe der Reſidenz in jedem Jahre über dreißigtauſend Einwohner. Wer löſt dieſe Räthſel?

Gerad der Häuſergürtel, welchen von der Hofſtadt die Moika und gegen den Reſt der Großen Seite der Katharinenkanal abſcheidet, umfaßt die Mehrzahl der Anſtalten, worin ſich die Folgen der Entſittlichung und des Zerwürfniſſes mit den Geſetzen verbergen. Uebrigens ſind auch die Menſchen, Häuſer und Straßen bereits weit gemiſchteren Ausſehens und Standes, als jenſeits der Moika. Das Großſtadtleben hat hier wirklich den Verſuch gemacht, die vom Thron aus beſtimmten Ordnungen ſelbſtſtändig umzugeſtalten und ſeine Bahnen in naturgemäßen, nicht nur in vorgezeichneten Richtungen zu ziehen.

Vielleicht daß darum auch das einzige unmittelbare Zubehör des Hofhalts, der Marſtall und die beiden Stallhofſtraßen, welche vom Nordoſten her in den Neſskyproſpekt einmünden, ſich weſentlich von den übrigen Partien dieſes Landgürtels unterſcheiden. Da iſt's ſo ſtill, ſo feierlich; da hat das Alltagsleben gar kein Recht, und wer gern als

vornehm gilt, doch aber nicht gerad der Hofſtadt angehört, wählt auch hier hüben ſeinen Wohnſitz. Und hier ſtehen denn auch die Kirchen, Schulen und ſonſtigen öffentlichen Gebäude, welche der holländiſchen reformirten und ſchwediſchen lutheriſchen Fremdengemeinde aus jener Glanzzeit ihrer hieſigen Geltung übrig geblieben ſind, da Peter des Erſten Dankbarkeit gegen holländiſche Kultur und Rußlands höfliche Rückſichtnahme gegen Schwedens wetteifernde Nordmacht noch nicht erloſchen waren. Jetzt freilich ſind die Kirchen, wie ihre Gemeinden bedeutungslos. Heute würden ihnen derlei Zeichen einer abgeſonderten Selbſtſtändigkeit nicht mehr gewährt. Solche Gewähr ſtände überhaupt beiſpiellos im 19. Jahrhundert; was davon vorhanden iſt, blieb nur als Erbe früherer und anderer Czarenpolitik.

Dieſen ſtillen Kreiſen gerad gegenüber und davon getrennt durch das Getümmel des Neſskyproſpekts lockt den Touriſten die Kirche der heiligen Mutter Gottes zu Kaſan, wenn ſie gleich vom Spott engliſcher Bitterkeit „einer Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln“ verglichen ward. Allerdings iſt ihr Körper kurzgeſtutzt genug zwiſchen eine halbrunde Halle von mehr denn funfzig Säulen eingezwängt, vor welcher Rußlands Fabius Cunctator Kutuſow, vereint mit dem Feldmarſchall Barklay de Tolly Wache halten. Man fragt auch allerdings umſonſt, was dieſe Generale vor der Kirchenpforte ſollen? Genug, daß ſie mit dem Gebäude zuſammenpaſſen und der flüchtig hinblickenden Welt ein imponirend Zeugniß von Petersburger Straßenpracht ablegen. Warum auch fragen? Drängt Euch durch die Schaaren bettelnder Ruſſinnen, durchſchreitet die Eingangspforte, an deren erzener Thür die halbe Bibel ſich in halberhabenen Gruppen darſtellt und tretet dann in den von oben her beleuchteten Raum. Von allen Seiten ſtrahlt Euch mährchenhafter Reichthum entgegen, Eure Sinne umfängt ein leichter Wohlgeruch,

Euer Ohr umrauſchen Töne, deren Melodie ſich ſchmeichelnd in das Herz ſtiehlt und vom Himmel ſelbſt zu kommen ſcheint. Wohin der Blick auch ſtreift, überall Säulen von geglättetem Marmor, das Fußſtück und der Knauf von goldiger Bronze gefaßt, darüber, wie ein Himmel, die weitgeſprengte Kuppel. Maſſives Silber ſind die Stangen des Altargegitters, Jaspisſäulen tragen den mit Gold und Silber und Edelgeſtein überſchütteten Altar, hundert und aberhundert Kerzen brennen im Halbdunkel des Raumes; und aus dem reichen Faltenwurfe der purpurrothen Hülle des Allerheiligſten tritt ein zauberhaft geſchmückter Prieſter, halblaute Worte murmelnd, denen unſichtbare Chöre aus der Höhe Antwort geben. — Auch hier fragt Ihr nach dem Warum? Die Kirche giebt Euch mit ihrer Pracht die Antwort auf dieſe Frage. Dieſe Pracht iſt ihre Macht. Der Glaube nicht, die Ueberlieferung nicht, die Lehre nicht hält des Reiches Unterthanen feſtgebannt in den engbegrenzten Kreiſen eines ſklaviſchen Dienſtes für die Erdengötter: die Betäubung ihrer Sinne iſt's, die Ueberſtrahlung aller andern Pracht und aller andern Herrlichkeit mit Kirchenpracht und Kirchenherrlichkeit. Und eben nur ein Einziges iſt noch vorhanden auf der ganzen weiten Welt, dem auch dieſe Pracht und Macht ſich beugt: das iſt der Czar. Wäre er nicht Kirchenfürſt, ſo wäre Rußland längſt zerſpalten und zerſplittert. So aber darf ſein Arm herüber in die Länder der Bulgaren und Wallachen, der Illyrier und Serben greifen; aus Hellas tönen ſeinem Namen Willkommengrüße und an drei Millionen von Oeſterreichs Unterthanen beugen das Knie anbetend vor ihm als Kirchenoberhaupt.

Hat davon jene zerlumpte Maſſe eine Ahnung, wenn ſie mit ſtumpfem Blicke in das Leere ſtarrt, ſich niederwirft, den Marmorboden mit der Stirne ſchlägt, Gebete ſinnlos plappert und dann mechaniſch ihre dreimal drei Kreuze zeichnet, ſowie der Zauberer am Hochaltar das

Zeichen giebt? Wenn ſie die Ahnung hätte, und mit dieſer Ahnung die Möglichkeit der Selbſtbeſtimmung — was wäre dann die Zukunft von Europa? — —

Der ſtille Mann, welcher im Gegenſatze zu dieſer ſinneblendenden Pracht dem Altar gegenüber unter einem einfach ſchwarzen Sarkophage ruht, hat dieſe Macht gekannt und jene unverſtandene Ahnung oft benutzt. Sie hatten Recht den Spötter Kutuſow hier einzuſargen, den Spötter der ſo ernſthaft von dem rechten Glauben, vom heiligen ruſſiſchen Vaterland und von dem gottgeſandten Czaren ſprechen konnte, wenn es galt, dem Schlachtentode neue Opfer zuzuſchleudern, neue Opfer mit denen doch am Ende nur der Dinge alte Ordnung, die alte Autokratenherrſchaft zu neuer Kraft und neuem Leben kam. So iſt er ſelbſt beinahe ein Soldatenheiliger geworden, und nächſt Suwarow bei den Ruſſen ſogar der erſte. Er war geliebt, wie jener kaum, da er noch lebte; nur Einer haßte in ihm ſeinen Todfeind: Barklay de Tolly. Seltſam, daß die beiden Männer jetzt da draußen vor der Kirche in ihrer Zweckloſigkeit ſo nah benachbart hingeſtellt ſind! Auch hat der Witz der Reſidenz die Seltſamkeit zur Sage von einem Zwiegeſpräche der Statuen benutzt. Rückwärts deutend ſoll Kutuſow höhnen: „Denk' an Smolensk"; und mit dem vorgeſtreckten Arme weiſt Barklay auf die Niederlage von Borodino hin.

Gern gedenkt man aber in der Kathedrale der heiligen Gottesmutter zu Kaſan an dieſe ruſſiſchen Zerwürfniſſe: denn für Deutſchland hängen an den Pfeilern kleine zwar, doch ſchmerzlich demüthigende Gedenktafeln. Die Namen faſt aller Haupt- und Großſtädte der Heimath ſind darauf geſchrieben, darunter ein Monatstag und eine Jahreszahl und an jede iſt mit einer Kette ein Schlüſſel befeſtigt. Das ſind die Schlüſſel unſerer Thore in ruſſiſcher Hand. Ueber allen Schlüſſeln

liegt auch noch in einem Glaskaſten, wie in einem Sarge, ein mit ſchwarzem, goldbeſtickten Sammet überzogener Stab, Davouſt's Marſchallſtab, welcher gleichzeitig mit dem goldnen Schlüſſel Hamburgs den ruſſiſchen „Befreiern“ in die Hände fiel.

Zwei weite Straßen ſtrecken ſich zu beiden Seiten der Kaſan'ſchen Kirche in das Innere der Stadt. Die große und die kleine „Metſchanskoi“ iſt deren offizieller Name. Der Kirche nächſte Nachbarſchaft iſt aber der Beginn des Findelhauſes, deſſen Räume ununterbrochen von hier bis zu der Erbſenſtraße laufen, dort wieder eine breite Südfronte bilden und an der Moika ſich in gleicher Weite heraufziehen. An zehntauſend Menſchen wohnen in dem ungeheuern Viereck und davon ſind dreitauſend wirkliche Findelkinder. Ueber ſechszehntauſend werden außerdem fern von der Stadt in den Nebenanſtalten des Inſtitutes verpflegt und eine Geſammtſumme von neunzehntauſend Findlingen iſt das Ergebniß der Sittlichkeitszuſtände einer Reſidenz von etwa fünfthalbhunderttauſend Einwohnern. Vorbei! vorbei!

Weiter hinab am Katharinenkanal, oder beſſer durch die Metſchanskoi! — Ihr tretet auf einen Platz mit unermeßlichen Entfernungen nach allen Seiten und mitten auf dem Platze ſteht ein prachtvoller Bau. Breite Wagenauffahrten dehnen ſich unter dem von ioniſchen Säulen geſchmückten Periſtyl; halberhabene Bildhauerarbeit glänzt aus dem Fronton hervor: Apollo von den Muſen umgaukelt. Es iſt das „große“ oder „ſteinerne“ Theater, welches Katharina einſt der Oper errichtete, ohne die menſchlichen Kräfte der menſchlichen Stimme zu berechnen und wo nun recht eigentlich das Spektakelſtück mit dem ſinne-

verwirrenden Ballet, Petersburg's Ebenbild, ſeine gedankenloſe Pracht vor den Augen der zujauchzenden Ruſſenwelt entfaltet.

Wir haben dieſen Platz bereits ſehr kurze Zeit nach unſerer Ankunft betreten: denn nahe dem Theater erkauft der Ankömmling die Aufenthaltskarte. Schon damals bemerkte er am Ende des Platzes, wo dieſer ſich zur Straße ausdehnt, ein zweites Haus von rieſenhaften Verhältniſſen, im Fünfeck erbaut, mit eiſenbedeckten Kuppeln auf ſeinen vorgeſchobenen Eckbauten. Raum mag dort, wie in dem Theater, wohl für dreitauſend Menſchen ſein; aber welcher Raum? Gerad an jener ſtumpfen Ecke, welche ſich dem Schauſpielhaus zuwendet, erkennt Ihr den hohen zwar, doch einzigen Thorweg aller Fronten und im Mißverhältniß zu den Mauerbreiten blicken kleine Fenſter wohlvergittert zu uns herab. Feſtgeſchloſſen, mit Eiſenplatten überkleidet iſt das Thor und Doppelwachen kreuzen davor ihre Schritte. Wenn es ſich öffnet, treten Gewaffnete hervor und eben ſo ſchreiten auch nur dieſe in das Innere des Raumes. Oder es kommt von Wachen umgeben ein ringsum feſtverſchloſſener Kaſten auf vier Rädern angefahren und hinter ihm fallen die Thorflügel raſſelnd in's Schloß. Wohl knien auf dem Dachfirſt zwei Engel, das Kreuz des Erlöſers aufpflanzend und aus den Bogenfenſtern darunter klingt es wie frommer Kirchenſang; aber wir meinen trotzdem die ſchrillenden Mißtöne dumpfen Kettengeklirr's zu vernehmen und der Geſang klagt herzzerreißend durch die trüben Lüfte: Lasciate ogni speranza voi ch'entrate! —

Ihr habt Euch nicht getäuſcht. Petersburgs größtes Unterſuchungsgefängniß liegt vor Euch. Jede Hoffnung iſt dem verſchwunden, hinter welchem das eiſerne Thor des grauenhaften Hauſes in's Schloß fiel. Sein erſter Blick beim Eintritt fällt auf die Henker, welche ſich mit Uebernahme der Verpflichtung funfzehn Jahre lang die mörde-

riſche Knute zu ſchwingen, von der ſibiriſche Bergwerksſtrafe loskauften. Ihre Geſichter grinzen ihm aus dem nächſten Fenſter entgegen. Und durch enge Palliſadengänge ſtoßen ihn die Wachen in einen dunkeln Raum. Dort faſſen ihn die Hände neuer Wächter. In behender Gewohnheit ſind die Taſchen ſeiner Kleider umgewendet, beinah eben ſo raſch ſind ihm die Hüllen vom Leib geriſſen; plötzlich fühlt er eine eiſige Kälte auf ſeinem Haupte, denn ſein Haar iſt ihm geſchoren und dann ſtößt man den Nackten hinunter in ein Waſſerbecken. Heraufgeſtiegen wird ihm die Gefängnißtracht angelegt und wieder durch die Palliſadengänge führen ihn Bewaffnete in einen engen Raum, dem Licht und Luft und alle Lebensnothdurft nur ſpärlich zugemeſſen iſt. — So geſchieht aber nicht am geſtändigen Verbrecher, nein, an jedem auf welchen das Unglück einer peinlichen Anklage fiel. — Dann vergehen Monate, ehe das Verhör beginnt, oft Jahre ehe drüben im Senat, im Angeſicht der Kirche, wie der Bildungsſtätten hoher Wiſſenſchaft und ſchöner Kunſt der Urtheilſpruch gefällt wird. Vielleicht ſpricht er den Angeklagten frei — und ein an Leib und Seele zerrütteter Menſch tritt eines Tages aus dem eiſernen Thor, hinter welchem ihn die ruſſiſche Ordnung der Dinge mit Haufen des verworfenſten Abſchaumes der Menſchheit in gemeinſame Räume warf, ſo lang der Urtheilsſpruch ſchwebte. Sprach aber das Gericht ſein Schuldig aus, ſo muß er harren und harren bis die Zahl der Schuldig erfüllt iſt, als deren maſſenhaftes Ergebniß ein langer Zug paarweis aneinander geſchloſſener Menſchen, in jammervolle Lumpen gehüllt und einer rohen Soldateska preisgegeben, hinauszieht aus dem eiſernen Thore, durch die Prachtſtraßen der Stadt, den Nefsky-proſpekt hinab und hinein in die Oede ſibiriſcher Verbannung oder in die Kaſematten der Feſtungen. Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!

Das Volk nennt dieſen Ort des Grauſens mild und wohlklingend

„Litofski's Schloß"! Die Ruſſen wiſſen überhaupt das Unglück mit ſanften Worten zu umhüllen. Das „Brod des Kaiſers" nennen ſie Gefangnenkoſt, den „Rock des Kaiſers" die Soldatentracht, und wenn deren Träger zur Strafe für ein Vergehen der Vertheidigung des Vaterlandes dienen muß, ſo heißt er ein „Unglücklicher". Ein „Verſchickter" iſt der ſibiriſche Sträfling und wen des Wahnſinns Banden umklammern, der kommt in das „Pflegehaus gramvoller Seelen".

Verlaſſen wir aber die gerade Richtung der Straße, welche uns von dem Litofski'ſchen Schloſſe weiter leitet und beugen rechtsab nach dem Newaufer, ſo ſteht uns bald auch dort ein rundes Gebäude düſteren Ausſehens gegenüber, wieder ein Gefängniß, das der Matroſen. Oder aber wir verfolgen die gerade Richtung an der von Engeln und Säulen gezierten Seite des Litofskiſchloſſes vorüber, ſo bildet das Ende der Offizierſtraße ein prächtiges lichtes Haus mit offenem Hof und freundlichen Fenſterreihen. Laßt Euch nicht täuſchen: auch dies iſt ein Gefängniß, das Gefängniß für „gemeine" Schuldenmacher, Vagabonden und Strolche. Denn ſelbſt die Verbrecher werden hier nach Rangklaſſen abgeſtraft und eingeſperrt. Wer das Glück hat in einem der vierzehn Tſchins aufgenommen zu ſein, büßt darum ſeine Schuld nahebei in einem vierten Gebäude unter milderen Geſetzen und käuflicher Geſetzesumgehung.

Durchwandert ſind die „Kronsgebäude" des Stadttheils zwiſchen Moika und Katharinenkanal. Dazwiſchen wohnen in den eleganten Privathäuſern vorzugsweiſe jene Beamten, deren Tagesgeſchäft ſich in dieſen Anſtalten kaiſerlicher Straf- und Gnadenmacht bewegt. Je näher aber dem Neſskyproſpekt, deſto prachtvoller und ſäulenreicher wuchſen die Gebäude auf, deſto häufiger werden die Privatequipagen, deſto

ordenreicher wird die linke Bruſt Derer, welche von Zeit zu Zeit an uns vorüberſtreifen oder aus dem Haus in den harrenden Wagen ſteigen.

Nur jene Strecke, deren öſtliche Grenze die Erbſenſtraße und deren weſtliche der Wosnoſenskyproſpekt, beſteht aus anders bevölkerten Gaſſen. Höchſt ſelten fährt dort bei Tag die wappengeſchmückte Karoſſe, höchſt ſelten überhaupt eine Privatequipage. Meiſtens rollen nur Lohndroſchken mit verhüllten Männern oder auffällig gekleideten Frauen hindurch. Die Häuſer ſelber, ſchmucklos und alltäglich, doch überall mit Handwerker- und Reſtaurationsſchildern beſetzt, ſind in ihren oberen Geſtocken beinah ſo ſchweigſam wie am engliſchen Kai und in den Millionen. Aus dem niedrigen Erdgeſchoß oder gar aus der durchweichten Erde hervor ſchallt allerwärts das Pochen, Sägen, Hobeln, Raſpeln und Feilen der Gewerke. Dazu erklingt wohl auch langgezogen, näſelnd, fort und fort nur auf drei, vier Tönen gewiegt ein finniſcher Geſang, dann hier und da ein weiches Ruſſenlied, am häufigſten ein deutſcher Gaſſenhauer.

So iſt's bei Tag.

Am ſpäten Abend jubeln dagegen mit Guitarrengeklimper und Klavierſpiel, bald wohlklingend, bald in eigenthümlicher Rauhheit oder Schärfe Maſſen weiblicher Stimmen; und dazwiſchen wälzt ſich brüllend ein wüſter Baß oder ſonſt eine Mannsſtimme. Dazu leuchten nur wenige trübe Oellampen hinter ſchmutzigem Laternenglas auf der kothbedeckten Gaſſe und alle Fenſterläden ſind in den Erdgeſchoſſen geſchloſſen, die Gardinen herabgelaſſen, nur in den obern Stockwerken die hellerleuchteten Fenſter weit geöffnet. Wirrend, irrend, ſchauerlich umſchwirrt der Lärmen bacchantiſcher Luſt ohne ſichtbare Erſcheinung den im Dunkel Vorüberſchreitenden; unwillkührlich durchfliegt uns die Erinnerung an Meyerbeer's kurzathmigen, angſthaftigen Höllenjubelchor

in Robert dem Teufel und es tauchen ſchauerliche Reigen der ſündeluſtigen Nonnenleichen aus dem Grabe der ſchwarzen Kanalwaſſer empor ..... Da ſchießen plötzlich breite Lichtmaſſen aus einem haſtig geöffneten Fenſterladen, einen Gedanken lang leuchten volle Nacken, lockende Arme, üppig wallende Locken, ſchöne blaſſe Geſichter im grellen Lichtſchein auf und verſchwinden dann wieder im Dunkel. — Hier iſt der hauptſächlichſte Sammelplatz der Dienerinnen feiler Liebesluſt. — Wohl hat die Polizei bei ihrer ſtrengen Ueberwachung äußerlicher Formen die gewöhnlichen öffentlichen Lokale um elf Uhr Abends geſchloſſen, wohl hat ſie ſogar die unſchuldig langweilige Muſik der Spielorgeln, welche der Nationalruſſe ſo ſehr liebte, aus allen „Traktiren“ verſchwinden laſſen, und in der That hat ſie auch die öffentlichen Häuſer käuflicher Luſt, dies nothwendige Uebel großer Städte, nicht erlaubt. Aber ſie duldet dies Uebel. Sie duldet es in einem Umfang und Maaße, welches die „verderbten“ Reſidenzen London und Paris einen Hohn aller Sittlichkeit nennen würden, ſie duldet's unter allen Formen, an allen Orten, unter jeder Firma.

Gelangt man dann wieder auf die breitern, doch deſto menſchenleerern Straßen, ſo raſſelt oft ein ſchwerer kaſtenartiger Wagen vorüber, neben welchem taktmäßige Schritte waffenklirrend dröhnen. Das iſt eine Erſcheinung des Litofskiſchloſſes. Oder es ſchlüpft ein ſcheuer Schatten eilig nach der entgegengeſetzten Richtung. Im Scheine der Laternen erkennt Ihr ein Weib, welches unter vielen Hüllen ein Paket verbirgt. Ihr folgt neugierig. Sie klingelt haſtig an einer kleinen Nebenthür des kaiſerlichen „Erziehungshauſes.“ Geräuſchlos öffnet ſich dieſe; ſie tritt ein, kommt nach wenigen Sekunden wieder hervor und die Pforte klappt hinter ihr geheimnißvoll wieder zu. — Nunmehr geht die vorher Eilige an Euch vorüber langſam des Weges zurück, den

ſie gekommen: oft wie gebrochen und bis in's tiefſte Herz getroffen, oft aber auch ſchon bei dieſer Begegnung ſich keck wieder aufrichtend und Euch anlachend mit geld- und luſtgierigem Blick.

So iſt's am Abend in dieſem vorzugsweiſe von deutſchen Handwerkern und Arbeitern bewohnten Stadtkreis. Denn auch das ehrloſe Handwerk der käuflichen Sünde rekrutirt ſeine von Seuchen gelichteten Schaaren vorzugsweiſe aus Deutſchland. Entſetzlich, daß der größte Theil der deutſchen Handwerker, die in überſchwenglichem Hoffen auf das Gold der Reſidenz herangewandert kamen, nur eben in dieſem verachtetſten Winkel der Stadt einen elenden Wohnſitz erbeuten konnten. Noch entſetzlicher der Gedanke an das zukünftige Geſchlecht der Petersburger Deutſchen, welches in ſo giftgeſchwängertem Dunſtkreis aus ſolchem ſeelenmörderiſchen Schlamm emporwachſen muß!

3.

Ein querlaufender ſchmaler Kanal verbindet am ſüdöſtlichen Ende des Marsfeldes und Sommergartens den Katharinenkanal mit der Fontanka. So iſt ein längliches Viereck an drei Seiten von Waſſergräben umſchloſſen, deſſen vierte Seite ein Stück des vorbeilaufenden Neſskyproſpektes bezeichnet. Man darf es den Großfürſtlichen Hofbezirk nennen. Aus der Ecke, welche jener kleine Kanal mit der Fontanka macht, blickt das blutbeſudelte alte Michailow'ſche Palais in die Gärten an der Rückſeite des Großfürſtenpalaſtes, deren ſchattige Herrlichkeit man nicht hinter deſſen kalter Pracht vermuthet. Zwar gilt dieſer Palaſt des Großfürſten Michael Pawlowitſch für einen der ſchönſten und kunſtgerechteſten in St. Petersburg, auch iſt er ein Werk des

Architekten Rossi, welcher ihn unter Alexander mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Silberrubeln aufführte: allein die Vereinsamung, in welcher er hingestellt ist, die Abgeschlossenheit von den Bewegungsrichtungen der Petersburger Welt läßt seine Schönheit nicht zu voller Geltung kommen.

Sein Herr steht freilich eben so abgeschlossen und vereinsamt in jener Welt, wohin ihn das Geschick seiner Geburt geschleudert hat; und über Niemanden aus den kaiserlichen Kreisen hört man so viele rückhaltlose Aeußerungen, wie über ihn. Sein Wesen und Charakter ist dem Gespräche gewissermaßen preisgegeben; nur daß keine Form dabei auffällig hintangesetzt werde, sorgt die heimliche und offne Polizei. — Nirgends mag aber wohl auch der Bruder des Herrschers eine gleiche Stellung wie eben dieser Großfürst Michael einnehmen. Die Alleinherrschaft des Czaren bedingt seine Macht und Wirksamkeit mehr, als die jedes andern Generals, dabei fehlen ihm die verwandschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen nach außerkaiserlichen Kreisen. Er steht auf einem Felsen, mitbestrahlt von dem Glanze der Czarensonne: aber von der heißglühenden, blendenden Spitze führt kein Weg hinab in das Thal des allgemeinen Menschenlebens. Was hat man ihm zum Lebenszweck gegeben? Einen Generalsrang in den Regimentern des Luxus und Friedens. Ein Knopf mehr oder minder, ein versilbertes oder vergoldetes Epaulett, neue Schritttakte und Exercierpausen — das sind die Wichtigkeiten des großfürstlichen Palastes. Darüber ist die Seele Michaels verkrampft und verbittert, und nur einzelne, todtschlägerische Witzworte sprühen aus der abgeschlossenen Verfinsterung ein Zeugniß davon heraus, wie dieser Charakter bei freier Entfaltung und einem weiteren Wirkungskreise von größter Bedeutung zu werden vermocht hätte. So aber sproßte aus dem Misere täglich neuer Einengungen,

aus der Abmühung in täglich neuen kleinen Pflichten ein herriſch ſtörriſches Weſen empor, eine launiſch bedingte Härte oder Milde, unberechenbare Güte oder Strenge, eine vollkommen unzuverläſſige, völlig räthſelhafte Gemüthsart und Aeußerungsweiſe. Vorzüglich von den Großen und Vornehmen verlaſſen ſteht dieſer Großfürſt. Dagegen ſteigt aus dem Herzen des gemeinen Soldaten wie ein kühlendes Lüftchen zu ſeiner Felſeneinſamkeit eine anhängliche Liebe auf, wenn auch die Regimenter vor ſeinem ſcharfen Auge zittern, ſowie er auf das Marsfeld herausreitet. Denn der Ruſſe verſteht auch zitternd zu lieben. —

Dies Zittern hat man uns in Büchern und Schriften gemeldet, die Kleinlichkeit der Strenge haben uns die ruſſiſchen Ariſtokraten vorgeklagt, ein vollkommen falſches, mit den Farben beleidigter Rückſichten gemaltes Bild des Mannes hat man uns entworfen und uns iſt, als ginge ein düſterer Tyrannenſchatten über ſeine ganze Geſtalt vom Wirbel bis zur Zehe. Dagegen hat man uns davon niemals geſprochen, wie er nicht Rang, nicht Stellung achtet, wo es gilt, den Fehler zu beſtrafen und die Tüchtigkeit zu belohnen; davon hat man uns nicht geſprochen, wie er mit freiem Eingeſtändniß die Uebereilung des Zornes ſühnt und die vorſchnell geſchlagenen Wunden zu heilen ſucht. Man hat nur davon erzählt, wie er überall das kleinſte Fehl mit größter Strenge rügt; doch hat man nicht hinzugeſetzt: dies eben, weil ſein Wirkungskreis ſo eng umhegt iſt, daß dies Kleinſte ihm zum Größten werden mußte. So rechnen wir dem urſprünglichen Charakter zu ſchwerer Schuld, was deſſen Einzwängung verkrümmte, verzerrte und verkrüppelte.

Oben in den Sälen des Winterpalaſtes fürchten ſie aber nicht ſo ſehr jene Strenge, als den bittern Spottwitz. Ein ängſtlich Schweigen brütet über der buntgeſchmückten Höflingsmenge, ſobald ſein ſtraffer,

kurzer Schritt erklingt und die kleinen blitzenden Augen hereinleuchten. Man kann ihm nicht vergeſſen, wie er dort nicht ſelten mit einem einzigen Wort alle erſchwindelte Hofgunſt vernichtete, wie er die flitterhaft geputzte Würde mit einer einzigen Bemerkung in ihrer kümmerlichen Nacktheit zeigte. Und eben jetzt gedachte man daran, wie vor nicht langer Zeit ein tüchtiger Aſtronom dem Kaiſer vorgeſtellt worden war und ſich eben beurlaubt hatte, während Großfürſt Michael nahebei in ſeiner leichten, formgewandten Weiſe mit einigen Damen ſprach. Der Aſtronom mochte die vielverſchlungenen Regeln der Hofetiquette nicht genau beobachtet haben und ein ſehr junger General hocharistokratiſchen Stammes, die wohlwattirte Bruſt mit Orden reichgeſchmückt, welche von Damenfürſprache und keiner kaukaſiſchen Heldenthat errungen waren, ſprach zu ſeinen Umgebungen laut, damit es der Kaiſer höre: „Man ſieht, daß Herr ..... beſſer in den Sternen als in den Anſtandsregeln bewandert iſt. Er war ſo beirrt und befangen.“ Sogleich flog der Blick des Großfürſten auf den Sprecher, und ſeine Orden ſcharf fixirend entgegnete er: „Wie ſollte er auch nicht befangen ſein, da er ein ganzes Sternbild an falſcher Stelle ſah.“ — Das Witzwort flog durch die Säle, hinaus in die Geſellſchaftszimmer der Hofwelt, die Lächerlichkeit haftete auf dem General, ſeine Hofkarriere war vernichtet, er dankte ab. — —

Nur ein für Petersburg ganz bedeutungsloſes Inſtitut birgt ſein kümmerlich Leben in den Räumen, welche der gefürchtete Großfürſt bewohnt. Das deutſche Theater ſpielt in einem Nebenflügel ſeines Palaſtes. Dort fahren keine Karoſſen vor, dort zieht nur ein ſchweigſames Fußgängerpublikum an jedem Abend nach des Tages Laſt und Hitze ein. Doch auch tagsüber ſeht Ihr kein anderes Publikum, als ein Paar ausgeputzte Ammen oder Kindermädchen in der Umgebung des Palaſtes

und unter dem Schatten der Alleen, welche aus den in Sonnenhitze glühenden, in Staub erſtickenden, oder vom ſibiriſchen Oſtwind durchfegten Nachbarſtraßen hierher winken. In dieſen nächſten Straßen ſelber begegnet Ihr faſt nur um die Stunden des Anfanges und Endes der Geſchäftszeit einigen Menſchen, Tſchinowniks in grünen Röcken mit goldnen Wappenknöpfen, welche ängſtlich genau vom unterſten bis oberſten zugeknöpft ſind. Thatſächlich lauter Menſchen boutonnés jusqu'au menton. Aengſtlich umherſpähend ſchreiten ſie dahin, um den befohlenen Gruß für den etwa begegnenden Großfürſten nach allen Regeln der Etiquette auszuführen; denn unabwendbar ſtünde ſtrengſte Strafe hinter dem leichteſten Verſäumniß. Korporalhaftigkeit iſt das Weltall des Großfürſten-Stadttheils worden, weil die Keime großer Entwicklungen in deſſen Herrſcher zerbrochen wurden.

Wie anders das Leben jenſeits des Nefskyproſpektes im Umkreis jener Straßen, welche hier zwiſchen Moika- und Katharinenkanal, zwiſchen Erbſenſtraße und Nefskyperſpektive eingeſchloſſen ſind. Da iſt nur ein ganz kleiner Theil höfiſchen Geſchlechtes und Anſehens, nur am Nefskyproſpekte ſteht ein ſtilles Räthſel Petersburgs, der Anitſchkowpalaſt.

Müht Euch nicht ab, von den Geheimniſſen etwas entdecken zu wollen, welche in der dritten Abtheilung der eignen Kanzlei des Kaiſers, deren Chef der Graf Orloff mit ſeinem Gehülfen Generallieutenant Dubelt, von allen Enden Rußlands, ja Europa's, aus den Straßen, aus der Geſellſchaft, aus dem Familienzimmer, aus der Schreibſtube, aus dem Gefängniß, aus der Kirche, aus dem Bordell und der Höhle des Proletariers zuſammenlaufen. Ihr ſpäht umſonſt, der Eintritt in

das Haus iſt nicht geſtattet und ein bemerktes Nachſpüren brächte Euch ſelber zu plötzlichem Verſchwinden. Wohin? Fragt oben in den Sitzungsſälen der Hermandad.

Aus den Fenſtern des Erdgeſchoſſes des Palaſtes ſtarren Waffenſammlungen hervor und den Thorweg hält die Pawlow'ſche Garde beſetzt, dies unveränderte Ueberbleibſel ſoldatiſcher Uniformirung aus abgelebten Jahrhunderten. Ihre blechernen Grenadiermützen, ihre breitgeſchößten Röcke, ihre engen weißen Beinkleider und die hohen Kamaſchen, ihre ganze vergeſſene Kleideweiſe, welcher nur der Zopf fehlt, und daß ſie gerad hier am Wohnſitze der Geheimpolizeimacht Wache halten, ſcheint der Welt ſagen zu ſollen: in dieſen Räumen hat das Neue, Beſſere kein Recht und das fortbildende Leben keine Stätte. Da herrſcht der ſtarrſte Despotismus, welcher den Gedanken knechten will, ſich deshalb mit Waffen rüſtet, deren Blinken bedrohlich in das friſche Leben hinausleuchtet, und ſich mit Menſchen ſchützt, an denen die Neuzeit nicht einmal das Recht der Kleidermode üben durfte. — Schade, daß dieſer Anitſchkow'ſche Palaſt von Zeit zu Zeit noch immer als Wohnung des Kaiſers benutzt wird, ſchade, daß man ihn nicht zuſammenbrach, als er nach der Ueberſchwemmung des Jahres 1824 und dem Brande des Jahres 1837 als Kaiſerhof benutzt worden war. Vielleicht wäre die dritte Abtheilung der eignen Kanzlei unter den Trümmern mitbegraben worden. — Jetzt iſt er freilich von dem Kaiſerhof verlaſſen; aber trotzdem ſieht man an einzelnen Abenden ein und das andere Zimmer des obern Geſtockes matt erleuchtet. Geheimnißvolle Gerüchte von dieſem Licht ſchleichen durch das Publikum und Niemand weiß doch recht eigentlich, ob dort verborgene Liebe oder verſchwiegene Strafe lebt. Vielleicht nicht einmal der Offizier der Pawlow'ſchen Wache. — Wer mag ſich auch darum kümmern? Lächelt uns doch dicht dabei ein wunderſchöner

Bau mit vornehm heitern Mienen an. Auch ein Werk des geiſtreich verſchwenderiſchen Roſſi und der Kaiſerin zu Ehren „Alexandratheater“ genannt. Dort dürfen wir eintreten, dort ſehen wir den Glanz des Hofes bei dem franzöſiſchen Schauſpiele verſammelt und dort erklingt manches Wort von der Bühne herab, welches andernorts als hochverrätheriſch geſtrichen würde. Es klingt ja Alles ſo glatt, leicht, zierlich, unbefangen in dieſer Sprache der vornehmen Welt. Wer mag es dieſer Welt verſagen, daß ihre Sinne auch von Zeit zu Zeit von einem Wort gekitzelt werden, bei welchem ſich der Blick faſt unwillkührlich den Logen der Staatsmächtigen zuwendet!

Doch damit die unbefangene Heiterkeit nicht allzubreiten Raum gewinne, drängte ſich zum Alexandratheater ein langgeſtreckter, ernſter Bau mit ſchweren granitnen Säulen und marmornen Standbildern griechiſcher Weltweiſen. Es iſt die kaiſerliche Bibliothek. Nicht von der Gaſſe führt ein unmittelbarer Weg zu ihren Sälen, ſondern erſt in den Hof des Hauſes muß man eingedrungen ſein, um zu den breiten Granitſtufen zu gelangen. Vier ungeheure Säle bergen in zwei Stockwerken den reichen Schatz von 500,000 Bänden aus allen Wiſſenſchaften aller Lande, und daneben ſtehen die ſeltenſten Prachtwerke, die auserleſendſten Handſchriften. Es iſt Alles, wie in den Ländern von wirklicher und innerlicher Kultur, von ſelbſtbeſtimmender und freier Geiſtesthätigkeit; auch ſteht geſchrieben, dieſe Bücher ſeien dreimal wöchentlich zu Jedermanns Benutzung freigegeben. Nur beſteht der kleine Unterſchied, daß dies in Wahrheit nicht der Fall. Kaum iſt es möglich, durch Begünſtigungen, Beſtechungen und ſonſtige Mittel überhaupt nur zur Anſicht eines Buches zu gelangen, geſchweige denn zu der Benutzung. Ja, ſo laut und dringend durfte ſelbſt in Petersburg ſich dieſe Klage erheben, daß nun ſeit Jahren ſchon die Rede geht, es

ſollen neue Regeln für die Benutzung aufgeſtellt werden. Es ſind auch wirklich an alle Bücherſammlungen des ſo verachteten deutſchen Landes Briefe abgegangen, welche deren Geſetze eingefordert haben. Aber ſehr wahrſcheinlich bergen ſich nun dieſe eingeholten Materialien ebenfalls ungenutzt in den weiten Schränken, nutzlos wie die prachtvollen Reihen der goldglänzenden Titel, bewacht von Schaaren müßiger Beamten, gleich ewig verſchloſſenen Königsgräbern. — Man hüthet ſie ſo ſtreng, damit Niemand daraus jenen gefährlichen Quell des Wiſſens und des Lichtes befreie, der es uns ſagt: auch der Herrſcher iſt nur ein Menſch und ſeine Krone iſt das ihm von Volkes Gnaden verliehene Geſchenk. Der demokratiſche Herrſcher Geiſt und der Abſolutismus des Erd- und Kirchenfürſten ſind Todfeinde. Was ſoll, ſo lang der Autokratismus jenen gefangen hält, das Volk mit dem Gold und Edelgeſtein der Forſchung und des Wiſſens, für die es keine Waffen eintauſchen kann zum Geiſteskampfe freier Entwicklung? Darum, wer dennoch dieſe Waffen ſich erwarb, dem roſten ſie verborgen in der tiefſten Stille ſeines Hauſes. Draußen ſtarrt dem Worte ſelbſtſtändiger Ueberzeugung das ſcharfgeſchliffne Bajonett entgegen, draußen ſchmettert der Ukas den freigebornen Gedanken nieder, raußen vernichtet Cenſur und Polizei den Sohn des Gedankens, den Vater der That, die Schrift. Haben ſie doch ſelbſt die Schrift, die man die heilige benennt, cenſirt und geregelt bis nur noch davon übrig iſt, was in die Pläne der tiarageſchmückten Krone paßt; wie mag das Wort des Menſchen eine Stätte finden dürfen? Nur zwei Wege ſtehen offen für den begeiſterten Verkünder der Ergebniſſe des Forſchens, des Wiſſens und des eingebornen Gedankens — oſtwärts gen Sibirien, ſüdwärts zu den todſpeienden Schluchten des Kaukaſus. Puſchkin, Beſtuſcheff-Marlinsky und Tauſende, von denen keine Kunde zu uns kam, deren Namen ſelbſt im Reiche nur leis und

flüſternd an uns vorüberſchlüpfen, ſind die Blutzeugen dieſes marter-vollen Kampfes. — —

So geht denn vorüber an dieſem todten Meere, in welchem ein Paradies verſenkt iſt. Trauert um dies Upasthal, aus welchem ein einzig kaiſerliches Wort ein Eden hervorzaubern könnte, ein Eden eines Völkerfrühlings für ſechszig Millionen Menſchen, für drei Erdtheile. Geht vorüber an dem gigantiſchen Grab des Geiſtes von Millionen, an dieſer Leiche, die man putzt und ſchminkt und ziert, damit es Jeder glaube, ſie lebe, aber eben dieſe Nichtigkeit ſei ihr ſo vielgerühmtes Leben!

Schaut dicht dabei, da habt Ihr Leben, da treibt ſich's bunt und emſig durcheinander, da habt Ihr jene lebendige Entwicklung des ruſſiſchen Volkes, die man nur ſchnürt und preßt, wenn ſie des Reiches Grenzen überſpringen will und wenn Gefahr droht, daß von draußen mit den Handelswaaren die Peſt des Geiſtes mit hereingeſchmuggelt werde. Man feſſelt dieſe Entwicklung nur, wenn ſie großwachſen will, wenn ſie zum Weltgeſchäft ſich ausdehnt: dem Kram und Schacher ſteht kein hemmender Ukas entgegen. —

Für Kram und Schacher ſtreckt ſich's denn auch weſtwärts von der Neſskyperſpektive werſteweit mit Häuſern und Höfen, ein unermeßliches Menſchen- und Waarengewirr. Soweit das Auge reicht laufen dort die Kaufbuden in zwei Stockwerken übereinander hinweg; und wo dem Blick die Formen verſchwimmen, wogt es noch immer beweglich von den Menſchenſchwärmen im Umkreis der Säulenhalle, welche oben und unten den Bau der ungeheuern Kaufhalle umzieht. Im Anſchauen des Gewühls vergeßt Ihr ganz, von welchem Standpunkt Ihr herabblickt, was den Anfang dieſer freien Volksentfaltung bildet — die Duma iſt's, das Petersburger Rathhaus, dem es an nichts fehlt, als an einer

Bürgerſchaft in jenem Sinne, welchen unſere Begriffe damit vereinen. Bürger, ja ſelbſt Ehrenbürger giebt es wohl; nur juſt keine ſelbſtſtändige, mit Freiheit und mit Rechten ſelbſtſtändig aufgewachſene und darum feſt verwachſene Bürgerſchaft. Was davon da iſt, ward durch kaiſerliche Ukaſe gemacht wie ganz Petersburg, iſt nur ein Scheinbild und ein ſo genanntes Ding, das keine leiſeſte Faſer ſeines künſtlich zuſammengeſetzten Körpers ſelbſtwillig regen darf. Ränge giebt es auch hier, auch Orden und Medaillen, wie in der uniformirten Beamtenſchaar, wie in dem Heer. Nur iſt hier noch weit ſeltner wahres oder angelogenes Verdienſt, was den Rang beſtimmt; die Gilde iſt es, dieſe Klaſſenrangordnung, die ihre Höhen und die Tiefen einzig und allein nach der Größe des Geldkaſtens beſtimmt. Selbſt im Gebäude, welches dem demokratiſchen Handelsleben gewidmet iſt, blieb ſolche Gildenanordnung nicht ohne Einfluß. Herabgeſtiegen von dem Thurm der Duma erkennen wir zunächſt der Nefskyperſpektive deſſen vornehmſte, glänzendſte Abtheilung (Goſtinoi-Dwor); dahinter eine zweite mit gröberen und maſſenhafteren Waaren (Aprarin-Dwor); ganz zuletzt am fernſten Ende und umſtellt von halbweg verdeckenden Kaufläden, das unbeſchreiblich ſchmutzige Gewirr des für das Volk wichtigſten Theiles, den Trödelmarkt (Tſchukin- oder Talkutſchin-Dwor). Nur Eines bleibt ſich gleich vom Anfang bis zum Ende der drei Handelshöfe: Ihr findet keinen nichtruſſiſchen Kaufmann von dem Nefskyproſpekte bis zu der Erbſenſtraße. Hier iſt noch Rußland, volles Rußland!

Echtes, unverfälſchtes Rußland? Nein, auch hier iſt nichts mehr echt, es trägt nur den langen blauen Kaftan, den dichten Bart, das halbgeſtutzte Haar und den ungeſchickten plattgedrückten Hut. Damit täuſcht es, als ſei es unverfälſcht. Es braucht das Ausſehen der Urſprünglichkeit auf Spekulation. Im Innern aber hat es mit den ange-

bornen Anlagen zu Schlauheit, Liſt und Trugſinn jede fremdländiſche Verfeinerung der Unehrenhaftigkeit zu grauſigem Gewirr verfilzt, ſo daß jede nationale Tugend unterging, ohne daß ein ausländiſcher Vorzug einzubringen vermochte. Peter des Erſten Vergleich ſeiner Landeskinder mit den Schacherjuden iſt zu bekannt, als daß man daran noch einmal zu mahnen hätte; und der Vergleich hat ſich bei der fortſchreitenden Aeußerlichkeitskultur im Czarenreiche ſo bewahrheitet, daß jetzt der Armenier ſelbſt beim Ruſſen um neue Liſten bettelt. Trügen, lügen, blenden und gewinnen iſt die einzige geltſame Tugend dieſer ruſſiſchen Handelswelt; kaufmänniſche Ehre und Rechtlichkeit ſind fremde Begriffe. Dazu bewahrt der Ruſſe einen Vorzug, welcher für Erreichung ſolcher Zwecke weder dem krämernden Juden, noch dem Armenier in gleichem Maaße eigen: er erzielt die Eleganz, Friſche, Neuheit und geſchmackvolle Form ſeiner Waaren mit unnachahmlichem Geſchick. Man kann in der That nichts Reizenderes ſehen, als z. B. den verlockenden Aufputz der Obſtmaſſen an den Schaufenſtern der ruſſiſchen Fruchthändler am Nefskyproſpekt, nichts Impoſanteres als die Auslage der Gold- und Silberwaaren an der Proſpektſeite des Goſtinoi-Dwor. Und nach was Ihr auch ſonſt ſucht; ſelbſt in dem Schmutze, welcher allerdings im Kaufhofe bei jedem vordringenden Schritte immer unbedingtere Herrſchaft erringt, immer lockt die Waare noch mit einem gewiſſen Aufputz zierlicher Formen. Freilich bleiben es auch nur Formen. Die wirkliche Brauchbarkeit des Gefertigten kümmert den ruſſiſchen Händler nicht; auch nicht die wirkliche Neuheit des als neu Gekauften. Hat er es nur recht geſchickt geleimt, geflickt und übertüncht, mit täuſchenden Farben bemalt und mit lügneriſchen Etiquetten beklebt, ſo hat er ſeinem Gewiſſen genug gethan. Daß ihn der betrogene Käufer für einen Schurken hält, thut ſeiner Seele nicht weh. — Mit dem dritten Kauf-

hofe hört auch die leiſeſte Erinnerung an eine andere Welt als die des Schmutzes auf; und hier ſchwebt der Inhalt Eurer Taſchen, vorher ſchon unſicher genug, in allerhöchſter Gefahr. Hier herrſcht der tiefſte moraliſche, wie der tiefſte wirkliche Koth vollkommen fraglos, hier iſt der Diebshehler vom Kaufmann, der Kaufgehülfe vom Spitzbuben, der Packträger vom Räuber nicht zu unterſcheiden; hier brütet der Giftodem der Seuche für Körper und Seele, von hier aus ſtrömen unmittelbar und mittelbar die Opfer des Verderbens in die Hospitäler, Gefängniſſe, Straf-, Armen- und Freudenhäuſer. Dort fragt Niemand nach, was ſie in dieſen Abgrund ſchleuderte: ob die Verführung, ob die Noth, ob die Gewohnheit thieriſcher Erniedrigung, ob freie Luſt am Böſen oder ob — die Frage wiegt am ſchwerſten — eine Herrſcherpolitik, welche ſeit dem Eintritt Rußlands in die Welt Europa's dem Finanzminiſterium einen breiten Vorſprung vor dem Miniſterium des Kultus und des Unterrichtes gönnte?

Die beiden Gartenſtraßen, welche die langen Fronten des Goſtinoi-, Aprarin- und Tſchukin-Dwor einſäumen, laufen ſchnurgerad über die Erbſenſtraße hinweg. Jenſeits derſelben zieht ein neuer Abſchnitt Petersburger Lebens ſeine Bahnen. Da hauſt die echtruſſiſche Proletarierwelt der Palaſtſtadt. Die Häuſer ſchrumpfen mehr und mehr zuſammen, je weiter wir uns von der Erbſenſtraße entfernen, kein Wagen rollt, kein Ordensſtern begegnet uns und wenn wir endlich ein gutes Stück in der großen Gartenſtraße fortgeſchritten ſind, eröffnet ſich ein weiter Platz, vom lauten Leben eines Wochenmarks erfüllt. Nur links, wo eine griechiſche Kirche ihre grünen Kuppeln mit kettenbelaſteten Kreuzen in die Lüfte ſtreckt, ſchweigt dieſer Lärmen vor den Verneigungen,

Kniebeugungen, Bekreuzigungen und ſtillen Gebetworten der Vorübergehenden. Das iſt der „Heumarkt".

Erinnert Ihr Euch noch des Namens aus jener Zeit, die kaum mehr denn ein Jahrzehent zurückliegt, da Aſiens grauenvolle Würgerin, die Cholera, ihren Triumphzug durch Europa hielt? Dies iſt jener ſelbe Heumarkt, auf welchem das ſeuchevergiftete, hungernde, obdachloſe Volk der „ſchwarzen Männer" die Leichen ſeiner Brüder aufſchichtete und in unermeßlichem Jammer zu raſender Wuth gekommen war. Dort hinten in jener fernſten Ecke ſteht auch noch daſſelbe ſchlichte, grellgelb angetünchte Haus, woraus ſie die ſterbenden Kranken hervorzerrten, um ſie den Händen ihrer Mörder zu entreißen. Denn ſo nannten ſie die Aerzte. Und die Aerzte marterten ſie langſam zum Sterben und ſtürzten endlich die Gefolterten aus dem Fenſter auf das Steinpflaſter herab. Um die von Blut und Hirn beſudelten Leichen tanzten ſie wilde Siegesreigen — der Anfang einer Proletarierrevolution war da! Es galt nur, daß ein Führer an ihre Spitze trat, um ſie den kaiſerlichen Bajonetten entgegen zu führen .... Da plötzlich fliegt in raſendem Eilen eine einfache Droſchke heran und hält vor den Stufen der Kirchen. Ein hochgewachſener General ſteigt aus, ſteht an der Kirchenpforte, blickt ſiegesſichern Blickes auf die wahnwitzigen Horden und ruft mit donnernder Stimme: Na Kalenje! (Auf die Kniee!) in den tobenden Aufruhr. Die Stimme ſchlägt jedem an das Ohr; denn ſo kann nur Einer rufen, der Mann mit dem regelrechten Marmorgeſicht. Erſchreckt ſchweigt das Getös und ehe es noch Zeit gehabt zu vollem Schweigen zu kommen, ruft die Stimme zum zweiten Male: Na Kalenje! Und alles Volk bricht knieend zuſammen vor Gottes Stellvertreter auf der Erde. — Wie hatten ſie vorher den Warnungen, Bitten und Drohungen ihrer Opfer entgegengehöhnt: Bog bisoko, czar daleko — Gott

iſt hoch, der Czar weit — und nunmehr knieten ſie zitternd vor der einzigen Herrſchergeſtalt, ſchlugen die breiten Stirnen an den Steinen wund, heulten um Gnade und rauften die Bärte in verzweiflungsvoller Angſt. — Aber das kalte, ſtrenge Auge antwortete nicht. Dies Auge kann nicht mild blicken, ſelbſt wenn das Antlitz lächelt. Dies Auge iſt ſo urſtreng, unerbittlich, daß ſelbſt die ſchmeichelndſte Kunſt der Malerei dem Kaiſerbild dieſen einen Mangel nicht anzudichten vermag. Dies Kaiſerauge hat den Blick des menſchgebornen Vaters eines Volkes nie gekannt; es lernte nur den unnahbaren Blick des Czaren und des Richters. — Schweigend wandte ſich damals der Kaiſer zu der Kirchenpforte. Ihm nach drängt ſich die ungezählte Maſſe zu den Stufen des Altars, um dort die Gnade Gottes herabzuflehen. Tiefe Stille lag über dem ganzen weiten Platz, ſo weit das Auge reicht kein aufgerichtetes Antlitz und aus der Kirche klingen die wunderſamen Stimmen des aſiatiſchen Gottesdienſtes, wie Verheißungen der erflehten Gnade. Wahrlich, ein herrliches Bild! Der abſolute Herr über Leben und Tod ſeines Volkes mit dieſem Volke emporflehend zum Herrſcher der Herrſcher! —

Dies Bild haben uns die Petersburger und die Touriſten in allen Farben und Beleuchtungen vorgeführt. Die Pracht der Prieſter und der Kirchenſchmuck bilden deſſen Rahmen. Aber Niemand malte das Gegenſtück und die folgenden Akte der Begebenheit. Niemand ſpricht davon, wie plötzlich alle Zugänge zu dem Heumarkt von Bajonetten ſtarrten, wie die Schergen der öffentlichen Gewalt, geleitet von den geheimen Dienern der Polizei, in die knieenden Haufen hineingriffen und den Schuldigen mit dem Schuldloſen den Soldatenhaufen entgegenwarfen, wie dann die Kerker ſich füllten, von der auch dort eingeſchleppten Seuche geleert und von Neuem gefüllt wurden und wie endlich

lange, traurige Züge zerlumpter, gebrochener, oft noch todtkranker Menſchen fortgeführt wurden nach jenem Oſten, welcher, ein furchtbar ſchweigendes Geheimniß, des Reiches Oſten umſäumt. — Dies war das Ende des Volksdrama's am Heumarkte und das Ende der Seuche war der Tod von 10,000 Menſchen in der Newahauptſtadt. — —

Die Proletarierwelt iſt damals furchtbar gelichtet worden; man rechnete, der ſechſte Mann davon ſei ein Opfer der Seuche geworden. Man wieß es nach, und ſelbſt in Petersburger Schriften, wie zu ſolchen entſetzlichen Ergebniſſen die unbeſchreiblich elenden Zuſtände der auf Obrok entlaſſenen und hier eingewanderten Leibeignen nothwendig beim Herrſchen jeder ähnlichen Krankheit gedeihen müſſen, man hat ſpäter immer von Neuem daran erinnert, daß von den alljährlich mehr als 3000 Leichen, die das Nervenfieber in die Todtenliſten bringt, die größte Zahl eben wieder dieſen „tschernoi rabotschi“, dieſen „ſchwarzen Männern“, angehöre, denen ſelbſt ihr Name vom finſtern Elend aufgeprägt erſcheint. Man hat gemahnt, es möge den Leibherrn ferner nicht vergönnt ſein, ſolche Maſſen ihrer Hörigen dem Feldbau zu entziehen, um vom „Obrok“ (jährliche Abgabe) derſelben ſündhaften Gewinn zu ziehen. Man hat die Aufmerkſamkeit der Wohlfahrtspolizei auf die Schlupfwinkel der Unſeligen am Heumarkt und in den Nebenſtraßen hingeſtoßen. — — Aber Alles umſonſt! Hat doch ſogar erſt die neueſte Zeit an Erſchaffung eines dieſen Klaſſen beſonders gewidmeten Krankenhauſes gedacht und müſſen doch die „ſchwarzen Männer“ ſelbſt dafür die Koſten tragen, indem man den Preis ihres Aufenthaltsſcheines um mehrere Rubel erhöhte.

Ihre Lebensverhältniſſe blieben übrigens immer dieſelben. Das Beil im Gürtel wandern ſie heran, den letzten Reſt des Geldes raubt die Erlaubniß zum Aufenthalte im goldſtrahlenden Petersburg, zum

trocknen Brode giebt die Newa den Trunk bis endlich eine Arbeitſtätte aufgefunden iſt. Haufenweis zuſammengeſchichtet lagern ſie nachtüber auf den ſteingepflaſterten Corridors der Häuſer, oder in den Erdgeſchoſſen, an deren Mauern fort und fort die Feuchtigkeit herabrieſelt, deren Boden fort und fort von Waſſer überglänzt iſt. Halbfaules Stroh, oft ſelbſt dieſes nicht, dient ihnen zur Schlummerſtätte und eine verpeſtete Luft vergiftet ihre Lungen. Dazu zerwühlt der Branntwein ihre Eingeweide, da er bei dem Monopol der Krone und den hohen Preiſen nur noch eine mit Scheidewaſſer verſetzte Flüſſigkeit iſt, wenn er durch fünf und mehr Hände ging, ehe ihn der Handarbeiter im Kabak genießt.

Dennoch ſeht Ihr nirgends in ganz Petersburg ſo viel lachende Geſichter, als eben unter dieſen Handarbeitern, dennoch hört Ihr nirgends ſo viel fröhliche Witzworte, als bei ihrer Unterhaltung, dennoch bedeckt das rothe Hemd faſt immer eine herkuliſch kräftige Geſtalt und dennoch wird oft aus den mitgebrachten Lumpen der verlaſſenen Heimath ein feiner blauer Kaftan, aus demſelben Manne, der vor wenig Jahren noch das blanke Beil im Gürtel ſein einzig Eigenthum nannte, ein reicher Bauunternehmer, aus dem Burſchen, der vor einem Jahre an der Brücke ſtand, um ſeines Gleichen Quaß und Sbiten zu verkaufen, ein Inſaſſe des Goſtinoi-Dwor; und der Hauſirer, deſſen gellendes: Limonji, Appesinji nastajaschtschi peterburgski towar (Citronen, Apfelſinen, ächtes Petersburger Gut!) mit ſeinen unerträthſelbaren Dehnungen heut Dein Ohr zermartert, gebietet vielleicht in einem Jahrzehent über Millionen. —

Trotzdem iſt er dann minder glücklich als heute. Das heutige Elend trägt er faſt ohne Beſſeres zu kennen, heut weiß er, daß ſein Herr ihn nicht verhungern laſſen darf, heut ſaugt noch nicht die Schaar

der beutegierigen Beamten an ſeinem Blute, heut hat er gar nichts zu vertheidigen, als das nackte Leben. Aber in zehn Jahren iſt er, ob auch Millionär, noch immer leibeigen; die Laune des Herrn kann ihn in's tiefſte Elend zurückſchleudern, der Neid verdächtelt an ihm jede Bewegung, die heimliche und uniformirte Polizeigewalt umklammert jegliches Wirken und Schaffen, eine unabſehbare Schaar hungerwüthiger Geſetzesdiener ſaugt ſich an ſeinem Reichthum voll, und wenn er ſtirbt, ſo ſind die Kinder immer noch leibeigne Diener ihres Edelherrn. Proletarier ſind ſie noch immer: Proletarier des freien Bewußtſeins. Dieſes Proletariat wird ſich in Rußland dereinſt mit dem Proletariate des Beſitzes, ja muß ſich naturnothwendig mit ihm verbünden zum Umſturz des Beſtehenden. Der ſoziale Aufruhr droht hier näher, als der politiſche.

4.

Der äußerſte Häuſergürtel der großen Seite iſt gegen deren Kern durch die „Fontanka" abgegrenzt, nach Außen hin durch den träg fließenden und übel duftenden „Umfangskanal" als wirklich Zubehör der Stadt bezeichnet. Nicht eben ſo ſchließen ſich ſeine Straßen ab. Nur längs der Fontanka erhebt ſich, gleich einer Fronte ohne Hinterwand, eine wirklich aneinanderhängende Häuſerreihe; nur die Partie zwiſchen Neſskiproſpekt und Newaufer ähnelt noch einigermaßen den kompaktern Theilen der großen Seite. Uebrigens giebt es faſt keine geſchloſſene Straße; ſämmtlich zeigen ſie weite Lücken, deren Wüſteneien hölzerne Gehege, übel erhaltene Planken und nur ſelten ſteinerne Mauern verdecken. Selbſt der mitten durch ſchneidende Neſskiproſpekt hat ſogleich

hinter dem Anitſchkowpalaſt und der mit Klook'ſchen Roſſebändigern gezierten Brücke über die Fontanka ſein Hofgewand abgeworfen, um ſich in das echtruſſiſche Koſtüm einer ſchmutzigen, ſtinkenden, wenn auch noch breiten Krämergaſſe zu werfen.

Man fragt verwundert, was ſollen dieſe Prachtpaläſte der Fontanka, welche der Adler als kaiſerliche bezeichnet, in dieſer unſtädtiſchen Urſprünglichkeit? Kaiſerlich ſind ſie wohl, auch Paläſte ſind es, weil der Kaiſer ſie oftmals angeblich überraſcht, obgleich mehrere Stunden vor ſolchen Beſuchen zufällig die Budoſchniks der Straßen, welche er durchfahren muß, in ihre neueſten Uniformen geſteckt wurden, jedes unpolizeiliche Atom ſorgfältig entfernt ward und natürlich auch zufällig im Innern der genannten Paläſte Alles in vollſtem Gallaſchmuck erglänzt, ſogar die langen Reihen der Betten und der Menſchen darin in weißem Linnen oder Wollenzeuge prangen. Aber dennoch bergen dieſe heitern Paläſte ein gewaltig Stück Lebenselend, es ſind die hauptſächlichſten Krankenhäuſer der Reſidenz. Da iſt das Kalinkin'ſche Hoſpital, welches einzig der Heilung der Luſtſeuche gewidmet iſt, und trotz 350 ſtets beſetzten Lagerſtellen, doch ſo wenig ausreicht, daß man ein neues Hoſpital an der Charlanoff'ſchen Brücke für gleichen Zweck beifügen mußte. Da breitet ſich ferner das Obuchow'ſche Krankenhaus mit 650 Betten, welches das älteſte allgemeine Lazareth der Stadt ſein würde, wenn ihm nicht jenes Kalinkin'ſche für ein Leiden hätte vorausgeſchickt werden müſſen, deſſen übergroße Häufigkeit man gemeinhin für ein Zeichen weitgreifender Entſittlichung erachtet. Da ſteht endlich das Marienhoſpital, welches ebenfalls 350 Bettlägerigen Aufnahme und im Jahr an 30,000 Leidenden Rath und Hülfe gewährt, trotzdem daß außer den genannten Anſtalten noch jede Kaſerne, jede Schule, jedes öffentliche Inſtitut ein beſonderes Krankenhaus beſitzt, und etwa noch ein

Dutzend gleich große Heilanſtalten in andern Stadtheilen verſtreut ſind. — Dies Alles gehört zum Bilde Petersburgs und ſeines Lebens. Darum erſcheint es auch ganz paſſend, daß die größten Leidensſtätten den prächtigſten Theil der prächtigſten Stadt des größten Staates der bekannten Welt als nächſte Ringmauer umfaſſen.

Hinter dieſer Häuſerfronte dehnen ſich ungeheure Plätze, ſchlecht oder gar nicht gepflaſtert und von unergründlichem Schmutz überſumpft, ſobald nur wenige Tage lang kein ſcharfer Seewind darüberſtrich, oder aber von undurchdringlichen Staubwolken in ewige Nebel gehüllt, ſobald die Sonne den Koth bewältigte. Da iſt ferner der Viehmarkt, der Markt der Wintervorräthe, da ſind noch viele Plätze und Straßen geradlinig abgemarkt und mit ſtolzen Namen belegt, aber von jammervollen, vereinzelten Häuſern beſetzt, ohne Menſchen, ohne Leben. Nur die Polizeiwachbuden fehlen nirgends.

Zuletzt erſcheinen wirklich wieder langgeſtreckte Gebäude, genau in gleicher Weiſe von einander entfernt, mit unermeßlichen Vorplätzen ein jedes. Dies iſt der zur großen Seite gehörige Theil des Kreiſes von Kaſernen, welcher ganz Petersburg waffengerüſtet umzieht — Vorwerke, welcher dem Kernwerk der Peter-Paulscitadelle entſprechen und mit ihm gemeinſam die Stadt beherrſchen. Dreißigtauſend Gewaffnete umſtehen etwa viermalhunderttauſend Einwohner mit ihren Bajonetten.

Hier außen iſt's gewöhnlich ſtill. Nur zu gewiſſen Stunden dröhnen die Schritte ab- und zuziehender Truppen, zu andern klirren die Gewehre in tagtäglicher Uebung — — — doch, dicht bei dem Ismailoff'ſchen Paradeplatz, und mitten in dieſer uniformirten Stadteinſamkeit, was trotzdem für ein Menſchenwogen, was trotzdem für ein Wagengeraſſel, welcher Volkslärmen am ganzen Tage?

Dort liegt der Bahnhof, der einzige St. Petersburgs.

Wie ſchrillt die Dampfpfeife ironiſch zwiſchen die Kommandoworte des Paradeplatzes gleich einem Freiheitsrufe! Wie fliegt die lange Wagenreihe doch ſo verächtlich am weit zurückbleibenden Sturmlauf der Truppen vorbei! Wie brauſ't ſie verhöhnend, weil untreffbar für das geübteſte Artilleriekorps, am Zielſchießen mit Geſchützen vorbei, hinaus in's Land. — Jubelt ſie der Freiheit, vielleicht gar dem nichtruſſiſchen Europa entgegen? Nein, nein! Ihr erſtes Ziel ſoll das echtruſſiſche Moskau ſein und die Zukunft ſoll daran einen zweiten Schienenweg von abermals mehrern tauſend Werſten bis Odeſſa bauen, oder bis — Konſtantinopel. Verbinden ſoll ſie des Reiches Süden mit dem Norden, damit ſie vollenden, was durch beinah anderthalb Jahrhunderte nicht vollendet ward: St. Petersburg zu Rußlands wirklicher Landeshauptſtadt zu machen, zur Landeshauptſtadt jenes Reiches, von dem Karamſin ſagt: „dereinſt nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern.“

Man täuſche ſich nicht: Rußland ahmt wohl nach, ahmt ſelbſt nach, wo die Nachahmung eben nichts erſcheint, als eine künſtliche Annahme europäiſcher Geſtaltungen ohne deren Konſequenzen. Aber ſeine Politik bemächtigt ſich auch entſchieden und mit ungehemmter Kraft derartiger Erſchaffungen, um ſie zu *ihren* Zwecken auszubeuten. Wohl lächelt Mancher jetzt und meint, daß dies Rieſenwerk der Petersburg-Moskauer Eiſenbahn ein neuer Mißgriff eines ſchon rings erſchütterten Finanzſyſtemes ſei. Und von dieſem einen Standpunkt aus mag ſchwer ein Widerſpruch zu finden ſein. Denn jene maſſenhaften Reiſebewegungen, jener niemals abreißende Menſchenſtrom, wie wir ihn in reichbevölkerten Ländern, vorzüglich auch in jenen Staaten finden, deren

Volksverkehr von freien Rechtsverhältniſſen, von ungehinderter Selbſtbeſtimmung des Einzelnen abhängig iſt — er iſt in Rußland unerreichbar, ſo lang das Reich nicht mindeſtens eine Bevölkerung von zweihundert Millionen anſtatt ſechszig beſitzt, und ſo lang der Ackerbau nicht in ein gegenſeitig ausgleichendes Verhältniß mit Induſtrie und Handel treten konnte. Die Moskauer-Petersburger, ja die Petersburg-Odeſſaer Eiſenbahn ſelber wird niemals eine Reichthumsquelle für den Staatsſchatz werden. Nach andern Seiten aber zielen auch die Pläne, welche die Herrſchermächte an das begonnene Unternehmen knüpfen. Nur in den Petersburger Handelskreiſen hört man gewöhnlich jene im Nichtruſſiſchen Europa tagesläufige und abfällige Beurtheilung. Wer irgend näher an der Thüre des Kabinets ſteht, betrachtet die Erleichterung des eigentlichen geſchäftlichen Verkehrs nur als ein Beihülfsmittel eines allgemeinen Aneinanderrücken der verſchiedenen Nationalitäten zur Verwirklichung des großen Planes allgemeinen Gleichartigkeit.

Dahin zielt die eiſerne Bahn der eiſern herrſchenden Politik. — Denn daran gedenkt ſie nicht, wie eben dieſes ſelbe Rieſenmittel eines Syſtemes, dem ſo heftig Widerſtreben von den ſo verſchiedenen, ja ſelbſt von den ſlaviſchen Stämmen entgegenſteht, zum Golem aufzuwachſen vermag, welcher ſeinen Herrn bewältigt, ſobald dieſer den rechten Augenblick verabſäumt, um die Zauberſchrift vom Antlitz des dienſtbaren Gebildes wegzuwiſchen. Daran gedenkt ſie nicht, wie eben in der leichteren Vereinigung der Slavenſtämme unabweisbar auch die Nothwendigkeit gelegen iſt, daß ſie im Lande ſelber die Verſchiedenheiten ihres eignen, bald auch die der halbverwandten und fremden Völker erſt im Kleinen, dann im Großen kennen lernen, daß aber aller Orten die Wünſche und das Streben nach Befreiung vom Joche eines abſoluten

Regimentes ſich immer mächtiger hervordrängen, daß, was jetzt geſchieden und vereinzelt ſteht, auf dieſen Eiſenſchienen dann zuſammenfluthet, und daß die Macht der ſolchermaßen naturgemäß ſich entwickelnden Verähnlichung den aufgedrungenen Zwang der Uniformirung unter den Rädern ihres Siegeswagens zermalmen wird.

Ein Ausflug auf der Eiſenbahn.

Heut iſt die Eiſenbahn nur noch ein Promenadenweg zum kaiſerlichen Luſtſchloß Czarskoe-Selo und zum Städtchen Pawlowsk, deſſen Name, Daſein, Emporblühen und Vergeſſenheit von dem Luſtſchloß abhängig iſt, welches Paul der Erſte nahebei erbaut hatte. Jetzt friſtet es ſein Leben faſt einzig von der Reſtauration, welche das vorläufige Ende des Schienenweges bezeichnet. Heut iſt auch die Eiſenbahn noch vollkommen in der Gewalt der Reſidenzpolizei, und wir müſſen dem Billetausgeber das verſtattende Zeugniß unſers Straßenmeiſters vorweiſen, ehe wir den Wagen beſteigen dürfen. Selbſt eine Spatzierfahrt ohne Polizeieinmiſchung iſt in Petersburg ein Ding der Unmöglichkeit. Darum herrſcht immer ein dichtes Gedräng vor den elenden Hütten, welche man in Erwartung eines Bahnhofes von Petersburger Pracht vorläufig aufbaute. Der lange blaue Rock und der nackte Hals mit dem bartumnachteten Antlitz ſind vorherrſchend in der Menge. Dazwi-

ſchen wimmelt es natürlich von Offiziersgeſtalten und grauen Soldatenmänteln; fahrende Damen im überladenen Modeputz, ruſſiſche Frauen, alle Farben der Welt gleichzeitig ausſtrahlend, düſtere Prieſter und lauernde Polizeigeſichter treiben ſich ebenfalls umher. So entſteht ein buntes, und bei der Dampfwageneile ſelbſt lautes Gewirr, welches uns glauben machen könnte, wir ſeien der ſchweigſamen Petersburger Welt entflohen. Allein dies dauert nur, bis man ſich endlich auf ſeinen Plätzen eingerichtet hat. Dann ſchweigt Alles oder flüſtert leiſe, als ob nunmehr ein Jeder ſeinen Nachbar wieder zu fürchten habe.

Da beginnt das Schnauben des Dampfelephanten, Petersburg liegt in wenigen Sekunden hinter uns und vor uns eine endloſe Fläche, aus welcher rechtshin nur die Narwa'ſche Triumphpforte aufſteigt und zur Linken in undeutlicher Ferne aus graugrünen Buſchwerk ein blendendweißer Bau hervorſchimmert. Das iſt jene Kollektiv-Triumphpforte, welche man die Moskauer nennt. Dem perſiſchen Raube, der polniſchen Vernichtung und der türkiſchen Bewältigung durch ruſſiſche Uebermacht zu Ehren ward ſie im Jahre 1838 aufgerichtet. Und als könnte über Nacht der ganze Ruhm geſtohlen werden, klebte man an den Bau in griechiſchem Geſchmack zwei halb gothiſche, halb ſtylloſe Häuſer mit Eckthürmen, in deren einem eine Thorwache, in deren anderem noch ein beſonderes Aufſichtsperſonal einkaſernirt ſind. Zwar erblickt man von dieſen Einzelheiten aus der Entfernung der Eiſenbahn nichts; aber was wir ringsum ſehen, iſt ein ſo erſchreckend ödes Einerlei, daß man ſich gern das Bild zu anderer Zeit gewonnener Eindrücke zurückruft. —

In etwa zwanzig Minuten iſt Czarskoe-Selo erreicht. Etwas tiefer als der Schienenweg liegt es rechtsab ungefähr in Büchſenſchußweite. — Czarskoe-Selo beſteht keineswegs aus einem einzigen zuſammenhängenden Bau: an einem großen Palaſt, welcher zu niedrig für

ſeine Länge iſt, unſchön und doch anſpruchsvoll mit Säulen, Standbildern und allerlei andern Bauzierden geſchmückt ward, deren ehmalige Vergoldung man jetzt durch eine grellgelbe Tünche erſetzt, hängen kleinere unregelmäßige Gebäude. Dahinter dehnen ſich außerordentlich weite Gartenanlagen, welche durch ihre Uebermengen von Grotten, Hütten, Tempeln, Terraſſen, Waſſerfällen, Bildſäulen und andern Ueberraſchungen alle Großartigkeit verloren haben, und nur allzuſehr an die ſogenannten Parks in manchen deutſchen Städten erinnern, wo die Natur vor lauter Künſtelei ebenfalls nicht zu Tage kommen kann. Es liegt etwas weibiſch Kleinliches in ſolchem Aufputz. In der That iſt Czarskoe-Selo auch vorzugsweiſe ein Lieblingsſchloß der Frauen auf dem ruſſiſchen Throne geweſen. Katharina die Erſte hat es erbaut, Eliſabeth wählte es zu ihrem Sommerſitz und Katharina die Zweite verlebte dort vorzüglich die Jahre ihrer Verbindung mit Gregor Orloff. Natürlich war nunmehr das Schloß dem Kaiſer Paul auf's Tiefſte verhaßt, und erſt Alexander, deſſen Weſen ſo viel weibliche Töne durchklangen, hat wieder faſt in allen Sommern ſeiner Regierungszeit hier reſidirt. Von hier iſt er auch nach Taganrog zum Sterben gegangen. Das Zimmer, welches er damals bewohnte, iſt noch in ſelber Ordnung, wie im Augenblick, da er es am Morgen ſeiner Abreiſe verließ. —

Zwar gehört es zum guten Petersburger Ton, bei dieſem einfachen Schreibkabinet und dem unordentlichen Schreibtiſch mit noch tinteſchwarzen Federn von rührungsvoller Begeiſterung ergriffen zu werden, um im Schlafgemach beim Anblicke des über einen Stuhl hängenden Militärrocks, nebſt dabei gelegenen Stiefeln und den auf dem Waſchtiſch verſtreuten Toilettequiſiten thränenfeuchte Augen zu zeigen. Allein wer vermag dies bei ſolcher Oſtentation der Pietät. In Taganrog finden ſich ähnliche Ueberbleibſel in ſogenannter ähnlicher Ordnung oder Un-

ordnung vom letzten Gebrauch in den Zimmern des einfachen Hauſes verſtreut, aus welchem die unglückliche Kaiſerin Mutter die Worte ſchrieb: Notre ange est au ciel. Und wer mag ſich endlich der wider Willen von neuem herandrängenden Erinnerungen an jene ſchwarzen Gerüchte erwehren, welche ihrer Zeit den Tod Alexanders umſchwirrten, wenn wir das Zimmer in Czarskoe-Selo von einer Zeit her als Erinnerungsſtätte an die letzten Augenblicke eines Lebens aufgeputzt finden, da eigentlich noch kein Gedanke an Alexanders noch bevorſtehenden Tod hätte vorhanden ſein können.

Kaiſer Nikolaus hat während langer Jahre Czarskoe-Selo nur ſelten, immer nur auf kurze Augenblicke beſucht. Der Sommerſitz des Hofes befand ſich meiſtens in Peterhoff, oder einem der andern Luſtſchlöſſer am Kronſtädter Meerbuſen. Erſt im Jahre 1844 reſidirte die kaiſerliche Familie ſeit dem Beginn der warmen Jahreszeit in dieſem Schloß. — Und da wir durch die Gärten und durch die eben nicht benutzten Zimmer wandern, harrte oben der ganze Hof voll bangen Schmerzes vor den Gemächern der Großfürſtin Alexandra. Denn einer unrettbar tödtlichen Krankheit verfallen, lag dort die ſchöne, liebenswürdige Frau, den letzten Augenblick entgegenſehnend.

Seit den erſten Tagen des Juli hatte Petersburg in jedem Augenblicke die Trauerbotſchaft von ihrem Ableben gefürchtet; nur eben nicht in der zweiten Hälfte des Monats. Die ſonſt ſo umſpringende Witterung war diesmal zu ſchön, zu warm, zu ſonnenklar: da konnte Niemand ſterben. Darum waren auch eben wieder um das Ende des Juli nach ruſſiſchem und im Beginne des Auguſt neuen Styles die Gärten von Czarskoe-Selo von dichteren Gruppen als jemals erfüllt; und unabläſſig flogen neue Wagenzüge auf der Eiſenbahn vorüber nach Pawlowsk.

Außer dem prächtigen „Vaurhall“ des Reſtaurateurs iſt in der That wenig an Pawlowsk zu ſehen. Das kaiſerliche, jetzt im Beſitz des Großfürſten Michael befindliche Schloß konnte ſeit ſeinem Brande nicht wieder zu kaiſerlicher Pracht kommen, iſt ein halbrundes zweiſtockiges Gebäude geblieben wie andere mehr, und erſcheint um ſo unbedeutender, als die ſämmtlichen dichtbelaubten und breiten Alleen des mit Berg und Thal abwechſelnden Parkes dorthin leitend die Erwartung auf einen großartigen Kernbau geſpannt haben. Nichts iſt charakteriſtiſch am ganzen Luſtſchloß, als die Luſt an kleinen Militärſpielereien und trocknen Paradeweſen. Selbſt die Paar Kunſtwerke in den ziemlich einfachen Gemächern des Palaſtes ſcheinen nur aufgeſtellt, um die militäriſchen Schildereien an den Wänden deſto mehr hervorzuheben. Dazu ſchwimmt unten im Park auf einem ſehr mäßigen Teich eine ganze Flotte kleiner Kriegsſchiffmodelle herum, welche ein Veteran am Ufer bewacht. Nahebei erhebt ſich aus dem umbuſchten Hügelwerk jene kleine Citadelle, der man es gar nicht anſieht, daß ſie vom Kaiſer Paul in ſeiner beſtändigen ahnungsvollen Angſt vor Meutereien zu vollem Ernſt aufgeführt wurde. Sie trägt eine täuſchende Aehnlichkeit mit den Feſtungen aus dem Nürnberger Spielwaarenkaſten, und ihre niedlichen Kanonen blicken ſo unbefangen in die rauſchenden Bäume herein, wie auf das menſchenleere Land hinaus, als ſeien ſie nur zu Böllerſchüſſen bei einem Kinder-Vogelſchießen zu benutzen. —

Die Stadt Pawlowsk, welche mit grellbemalten hölzernen Ruſſenhäuſern ein Paar gerade breite Straßen umfaßt, hat einmal ein wichtiger Fabrikort werden ſollen, kam aber natürlich vor Petersburgs Nähe nicht in die Höhe. In Ermangelung anderer Fabrikerzeugniſſe werden nun dort verwaiſte Kinder aus dem Militärſtand nach Peters-

burger Weiſe im ſogenannten Alexanderinſtitut herangebildet. Damit iſt Pawlowsk abgethan.

Vorn im „Vaurhall“ wogte am 29. Juli (10. Aug.) des Jahres 1844 eine buntgemiſchte Menge. Der wunderſchöne Nachmittag des Sonnabend hatte außerordentlich viel Gäſte herangeführt. Und ſchon wollte der Abend kommen, ſchon lockten die düſtern Wege der Gartenanlagen zu vertraulichen Spaziergängen, während die Klänge eines reichbeſetzten Orcheſters verführeriſch in die milde Nachtluft hinausklangen, als ein plötzlich Erſchrecken durch die Menſchenmaſſen zuckte und die rauſchende Ouvertüre mit einem Mißklang abſchloß. Tiefes Schweigen lag Minuten lang ringsum auf den bleichen Geſichtern: die Großfürſtin Alexandra war geſtorben. Man wußte nicht, woher die Kunde kam, noch weniger, wer ſie ſo blitzſchnell verbreitet hatte; aber ſie war da, war Allen mit einem Schlage gekommen, hatte gar keine Aehnlichkeit mit den an vielen vorhergehenden Tagen ausgeſprengten falſchen Gerüchten. — Dieſer erſte Augenblick der Gewißheit des lang Gefürchteten läßt ſich kaum ſchildern. Er war todtenſtumm und doch ſo beredt. — Allein im Augenblicke nachher hatte auch das Leben wieder ſein volles Recht. Ein wahrhaft gefährlicher Kampf um Rückfahrtskarten entſtand an der Kaſſe der Bahnhalle; Niemand mochte noch eine Minute lang in den Räumen des öffentlichen Vergnügens geſehen werden; die Petersburger Rückſichten kämpften mit der Ueberraſchung ein ſchweres Gefecht.

Und die Lokomotiven rollten in wahnſinnigem Jagen auf der dunklen Bahn am hellglänzenden Schloſſe des Jammers vorüber, nach Petersburg herein. — Auch dort war Alles längſt bekannt; man erſah es an dem Schweigen der Gaſſen, an den leis murmelnden Gruppen in den Hauspforten — die Trauer lag in der Luft, wie Gewitterſchwüle. In den Paläſten der Vornehmen wußten ſie aber genau, wie dieſer Tod

zum wichtigen Glied in der Kette von Erſcheinungen des Jahres 1844 werden mußte, welche das Gemüth des Czaren ſo tief umdüſtert hatten. Mochte dieſer Tod vom nichtruſſiſchen Standpunkt aus auch nur eben die Bedeutung eines tiefſchmerzlichen Familienunglücks haben, mochten auch jene Vorfälle aus der Ferne unerheblich und klein erſcheinen — dort, wo der Herrſcher ſagt, „der Staat bin ich," da wiegt der kleinſte Umſtand doppelt ſchwer, welcher an dem Schmeichelworte Karamſins rüttelt: „des Volkes Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum." Rußlands äußere und innere Angelegenheiten hatten ſich aber in dieſem Sinne ſeit Jahren bedenklich geſtaltet, und das Jahr 1844 ſchien beſtimmt, dieſe Stellung der Dinge vor den Augen der Welt zu offenbaren.

Sogar in Petersburg hatte ſich eine Art von öffentlicher Meinung kundgegeben, und man ſtellte dort in vertrauten Kreiſen alle Vorfallenheiten der letzten Jahre auf eine Weiſe zuſammen, welche trübe Schatten auf den Alleinglanz, die Allmacht, die unbedingte Unfehlbarkeit der Krone warfen. Man wußte, wie der Beſuch des Kaiſers in England ſeinen diplomatiſchen Zweck verfehlt, wie der Kaiſer ſelber im Publikum keineswegs jenen perſönlich imponirenden Eindruck hervorgebracht hatte, deſſen Anerkenntniß ſein Auftreten bisher ſogar den ruſſenfeindlichſten Kreiſen aufgedrungen hatte. Man wußte ferner, wie die freiere Politik des jungen Schwedenkönigs mehr und mehr den ruſſiſchen Kabinetseinfluß zurückwieß und wie damit gleichzeitig in Finnland Erinnerungen neue Kraft gewannen, welche man bisher nicht nur betäubt, ſondern in ewigen Schlaf verſunken meinte. Dazu ſchien ſich's in den Oſtſeeprovinzen und in Litthauen wie ein ſelbſtſtändig Leben gegen die Gewaltſamkeit ruſſifizirender Maßnahmen regen zu wollen. In Polen erklang es von immer neu entdeckten Anzeichen jener wuthentbrannten Geſinnung, welche als freſſend Gift aus der fort und fort brennenden Wunde

zertrümmerter Verfaſſungen und gebrochener Herrſchereide hervorquillt. Zeigte ſich auch dagegen, daß mit den reichen Grundſtückvertheilungen an ruſſiſche Staatsdiener die Verähnlichung der ſarmatiſchen mit den moskowitiſchen Slaven vorſchritt, ſo konnte man doch kein Symptom einer innerlichen Fügſamkeit unter das Syſtem des Staates Rußland entdecken. Vielmehr drang tief und tiefer ſelbſt in die echtruſſiſche Bevölkerung, wenn nicht die klare Ueberzeugung, doch eine mißmuthige Ahnung davon, wie die Petersburger Politik den Boden der Nationalität aufgegeben hatte und nur mit deren Namen ihr theoretiſches Syſtem der Uniformirung umhüllte. Ueberdies ſchürte in Polen die einzige, dem ruſſiſchen Kabinet an Klugheit gewachſene Diplomatie, die römiſche, von Neuem eifriger als jemals alte Flammen an. Mit den Maßregeln gegen die Juden endlich beraubte ſich die ruſſiſche Bewältigungspolitik der möglichen, ja wahrſcheinlichen Beihülfe einer zwar nicht von Haus aus ergebenen, doch leicht käuflichen, zu jedem Dienſt benutzbaren, mit den innerſten Faſern des polniſchen und baltiſchen Volkslebens verwachſenen Bevölkerung. Am Hofe ſelber und in den ſtädtiſchen Brennpunkten des Reiches wirkte Cüſtine's Schrift, und mit verbiſſenem Hohnlächeln blickte man auf den für die Kaiſerfamilie ſo unangenehmen Privatſtreit über die Schulden des Schwiegervaters des Großfürſten Konſtantin, welchen die preußiſchen Fürſten Lowicz gegen den Czaren zu beginnen gewagt hatten.

Hatten ſich die Verhältniſſe auf ſolche Weiſe im Innern und im Weſten geſtellt, ſo nicht viel anders im Süden und Südweſten. Zwar erfocht die Petersburger Kabinetspolitik in Betreff der Donaufrage glänzende Siege; aber auch dort waren plötzlich mannichfache Schwierigkeiten aufgeſchoſſen, welche um ſo bedenklicher erſchienen, als die Diplomatie des Winterpalaſtes ihre Plane in Griechenland verunglückt erkennen mußte.

Dazu kamen die immer zweifelhafteren Erfolge auf dem kaukaſiſchen Kriegsſchauplatze. Dieſe mußten, wenn fortdauernd gleich fraglich, um ſo bedrohlicher werden, als der alte Ruſſenhaß in Perſien dem engliſchen Einfluſſe wieder neuen Spielraum und dem erbitterten England ein neues Bewegungsfeld beſonders im ſüdlichen Perſien eröffnet hatte, während deſſen nördlicher, bisher ruſſenfreundlicher Theil argwöhniſch auf die Vergrößerung der kaſpiſchen Flotte hinblickte. England ſelbſt aber gewann durch ſeine Erfolge neues Vertrauen auf ſeine perſiſche Politik.

Von hier aus ging der bedenkliche Blick der Petersburger Hofwelt wohl noch weiter in kaum erkennbare Fernen: nach Centralaſien, nach China und Oſtturkeſtan. Aber zunächſt lagen, zunächſt galten doch immer wieder die innern und nachbarlichen Verhältniſſe; und mit dem Tode der Großfürſtin Alexandra war die Gemahlin des nicht unwahrſcheinlichen Thronerben Dänemarks, des Prinzen Friedrich von Heſſen, damit eine der größten Oſtſeehoffnung Rußlands geſtorben.

Von allen dieſen Dingen wußte freilich das große Petersburger Publikum nichts. Dagegen war die Großfürſtin Alexandra vor allen Frauen der kaiſerlichen Familie im ruſſiſchen Bevölkerungstheile Petersburgs geliebt. Mit dieſem Gefühle hatte ſich ſpäter eine Art von Mitleiden, die Neigung verſtärkend, vereint; denn das Volk glaubte ſie ohne Liebe verheirathet. Und wie nun die wunderſchöne blaſſe Frau zu kränkeln begann und immer ſchwerer leidend wurde, da meinte der Ruſſe den Beweis dafür gefunden zu haben, daß ihr das Herz gebrochen und ſie in Seelenleiden körperlich krank geworden ſei. Man konnte es ſogar während ihres Lebens oftmals von den Ruſſen im blauen Kaftan hören, wenn man fragte, was die Urſache, was der Name ihres Uebels ſei: Wso adin Bog s'! Ueber allen iſt Gott, Herr; ſie hat Schmerzen am

Herzen! Und an dieſem Herzſchmerz ſei ſie auch geſtorben, ſagten ſie dann an jenem Sonnabend, als die Trauerbotſchaft von Czarskoe-Selo angelangt war.

Am Sonntag und Montag lief in der Stadt wieder Alles den gewohnten Gang. Hätten die Trauerglocken nicht geläutet, wären die Zeitungen nicht mit ſchwarzem Rand erſchienen und die blauen Theaterzettel nicht ausgeblieben, hätten nicht die Offiziere und Tſchinowniks ihren Uniformenglanz mit Flor überzogen, hätte nicht Jedermann ſich dunkel gekleidet, um den Anſtrich einer Hofbeziehung zu bekommen — man hätte zweifeln können, daß ſich die Trauerkunde bewahrheitet habe. Im Geſpräch der Menſchen vernahm man nur ſelten den Namen der Großfürſtin, wie es denn überhaupt in Petersburg Gewohnheit iſt, ſelbſt der liebſten Todten nicht zu erwähnen. Es mag ſchwer ſein, den rechten Grund ſolchen Schweigens zu nennen. Iſt es Gleichgültigkeit, Leichtſinn, Herzloſigkeit, oder aber die Folge jener allgemeinen Weichlichkeit entnervter Zuſtände, welche die Berührung jeder ſchmerzenden Wunde, in der Politik, wie im Privatleben vermeidet? Die Wirkung bleibt dieſelbe. Dies Schweigen in der ſonſt ſchon ſo ſchweigſamen Stadt gerad über ein Ereigniß, welches die ganze Bevölkerung mehr oder minder berührte, hatte jedoch etwas unſäglich Drückendes und Peinliches. Man konnte gar nicht ſagen: hier oder da wird nicht geſprochen, hier oder da iſt die gewohnte Geſellſchaft nicht verſammelt, oder der Nefskyproſpekt iſt menſchenleerer und ſtiller als ſonſt. Allein die Beengung und Befangenheit lag trotzdem auf jeder Lebensbewegung. Wie in einer Geſellſchaft, deren gewohnten Elemente plötzlich von einem Etwas gelähmt ſind, was doch Niemand zu nennen und mit dieſer Nennung machtlos zu machen wagt, und trotz deſſen man doch zuſammenkommen mußte und wegen deſſen man doch nicht ſein kann, wie ſonſt — ſo war

es in der Newahauptſtadt. Bewegte ſich aber wirklich einmal ein lebhafteres Geſpräch der Ruſſen um den Trauerfall, ſo hatte es einen Beiklang, aus deſſen Bitterkeiten fort und fort die Worte Njemetzky und Jnostranezki (Deutſche und Ausländer) wie eine Drohung hervorſchollen. Beinah als trügen die Deutſchen Rußlands eine Schuld an dieſem Tode, erklang es überall halb offen, halb verſteckt. Dazu huſchten tauſend einzelne aufreizende Erzählungen über die Petersburger Deutſchen und die Deutſchen insgeſammt durch die Kabaks, Traktire und Klubbs; durch die Geſellſchaftszimmer der Vornehmen aber gingen jetzt die bitterſten Anekdoten und Cancans über die deutſchen Hof- und Staatsmächtigen ganz offen, wie ſie ſonſt kaum im vertrauteſten Geſpräche geflüſtert wurden.

Am Dienſtag hieß es des Nachmittags, der Trauerzug komme. Stundenlange Soldatenſpaliere zogen ſich von der Feſtung über die Dreifaltigkeitsbrücke herüber, am Winterpalaſte vorbei, die große Gartenſtraße hinaus bis zu der Chauſſee, welche nach Czarskoe-Selo läuft. Dahinter drängte ſich das Volk, ob auch in unermeßlichen Schaaren, doch nur dumpf und leiſe ſprechend, ja bis zum unheimlichen Schweigen leblos. So ſtand es harrend und harrend bis in die tiefe Nacht. Erſt gegen Mitternacht kam endlich der traurige Zug. Doch nur eine lange, dunkle Wagenreihe vermochte man hinter den nebenanreitenden Fackelträgern abzuſcheiden; es war als trügen ſie eine unbegrenzte Zukunft zu Grabe und hätten ſie darum ſo dicht umhüllt, damit das Volk des unermeßlichen Verluſtes nicht gewahr werde und nicht in wildem Zorne in unſinnigen Aufruhr ausbreche. Auch hörte man nichts dabei, als das Klirren der Waffen und ein dumpfes Dröhnen; denn auf der Holzbahn des Neſskyproſpektes klappten weder die Roſſehufe, noch raſſelten die Wagenräder. Dann verſank die ganze Erſcheinung raſch im Dampfe

der Fackeln, im Dunkel der Nacht. — Todtenſtumm ſtanden aber die Volksmaſſen noch lang nachher hinter den ebenfalls noch lang ausharrenden Soldatenreihen; die Großfürſtin ward unterdeſſen in der Feſtungskirche beigeſetzt.

Am andern Tage glänzte wieder das heiterſte Sommerwetter. Auch im Publikum ſchien die nächſte Vergangenheit bereits vergeſſen, jene düſtere Spannung der erſten Tage ſchien verſchwunden. Und als die Großfürſtin, nach mehrtägiger Ausſtellung auf dem Paradebett, hinabgeſenkt war in die Kaiſergruft auf der Feſtungsinſel, war auch die leiſeſte Spur des Ereigniſſes im Petersburger Gaſſenleben verwiſcht. Doch in den Geſprächen des nationalen Petersburg erklingt ſeit jenem 29. Juli des Jahres 1844 der verſtärkte Haß gegen die Deutſchen und mit Alexandra's Tode gewann die altruſſiſche Partei den ungeheuerſten Sieg durch die laute Beiſtimmung der Petersburger Welt. Von Moskau antworten dieſer öffentlichen Meinung die Zurufe einer lange Zeit vereinzelten, gleichen, noch ſtärkern Ueberzeugung und mit jedem Tage dringt dieſe Stimmung tiefer in das Innere des Reiches. Lauter und lauter erklingen alle erdenklichen Beſchuldigungen gegen die Deutſchen als Einzelheiten, wie gegen ein Regierungsprinzip der nationalwidrigen Uniformirung, welches ihnen und nur ihnen zur Laſt gelegt wird. Dem Volke, wie den Staatsmächtigen ruſſiſchen Stammes iſt jeder einzelne Deutſche in tiefſter Seele verhaßt. Was ſich nicht moskowitiſchen Formen bequemen mag, denuncirt man als des Reiches Feind; weiter und weiter ſpaltet ſich damit die Kluft zwiſchen den ſlaviſchen und nichtſlaviſchen Volksſtämmen Rußlands. Nur in zwei Dingen ſind ſie eins: im Haſſe gegen die Deutſchen und im Mißbehagen bei der heutigen Lage der Dinge im ruſſiſchen Staat. —

Städtiſches Feſtland am rechten Newaufer.

Es giebt außerordentlich ſchöne Stadtpläne von St. Petersburg, auf denen gewöhnlich die Kronsgebäude ganz ſchwarz, die Privathäuſer mit ſchräglaufenden Strichen bezeichnet ſind. Man iſt nicht peinlich darin, hier und da eine Straße als bebaut anzugeben, welche nur eben im Plan iſt; man drückt auch nicht immer genau in Zeichen aus, was noch vollkommen ödes Sumpfland und was noch ungelichteter Wald verblieb. Die ſchiefen Schraffirungen ziehen ſich vielmehr breit und behaglich, wenn auch lügneriſch, über weite Flächen hinweg, welche noch in tiefſter Urſprünglichkeit der Zukunft entgegenſchlummern. Allein darauf kann man mit vollſter Sicherheit rechnen, daß auch nicht die kleinſte Hütte vergeſſen ward und die kaiſerlichen Bauten unter der Hand des Zeichners nie auch nur einen Zoll ihres Flächenraumes einbüßten.

Wie eine ſchwarze Centralſonne des reſidenzlichen Weltenſyſtems liegt nun auf dieſen Plänen die Peter-Pauls-Citadelle inmitten der

Newa. Dicht beſprenkelt von den Planeten dieſes Syſtems, von Grundriſſen kaiſerlicher Gebäude, iſt vorzüglich die Große Seite. Ebenſo Waſſili-Oſtrow, minder ſchon deſſen Nebeninſeln und die Petersburger Seite. Was aber vollends auf dem Feſtlande an der rechten Seite von Stadtheilen vorhanden iſt, zeigt faſt ausſchließlich ſchief ſchraffirte Vierecke an geradlinigen weißen Streifen: regelrecht hingelagerte Privathäuſer und Straßenfronten. Man wäre beinah verſucht, die wenigen ſcharfgekanteten ſchwarzen Flecken inmitten derſelben für Cenſurflecken auf einem mißliebigen Stück Petersburger Welt zu halten, wenn wir es nicht aus der Anſchauung wüßten, daß eben ſolche ſchwarze Streifen und Geſtalten in der Nähe des Newaufers in der Wirklichkeit als breite Kronshäuſer erſcheinen, welche der Großen Seite eine anmuthige Dekoration zukehren und rückwärts eine vortrefflich deckende Wand.

Weiter bedarf es auch eigentlich nichts, um dem Fremden jenen Eindruck von Petersburg zu geben, welchen er mit nach der Heimath nehmen ſoll. Wer nur Anſchauens halber hierher kommt, wird zuerſt durch die Nefskyperſpektive geleitet, dann am Standbilde Peter des Erſten und über die Iſaaksbrücke an der Newafronte vorbei, hierauf durch die Hauptſtraße von Waſſili-Oſtrow, wie es die Deutſchruſſen nennen, von Waſſiliewskoi Oſtrow, wie es echtruſſiſch heißt, der Baſiliusinſel, wie es verdeutſcht lauten, aber kaum von einem Petersburger Deutſchen verſtanden würde. Von da aus geht die Fahrt über die Tutſchkowbrücke nach der Inſel der Petersburger Seite; dabei bleiben die davon durch Flußſpaltungen abgeſchiedenen Eilande, Kreſtowskoi-, Kamenoi- und Jelaginskoi-Oſtrow, ſowie die Pracht des botaniſchen Gartens auf der Apothekerinſel zur linken, während der Touriſt in den Kamenoi-Oſtrowsky-Proſpekt der Petersburger Seite einlenkt, um am Feſtungsglacis vorbei und über die Trotzkoibrücke wieder zum Marsfeld

und den Stadtkern der Großen Seite zurückzukehren. — Das iſt die grande route des Petersburger Fremden, womit er allen Geſellſchafts-anſprüchen genügt. Man ſpricht ihm ſicherlich nicht von andern Stadt-partien, ſondern verſichert bei etwaigen wißbegierigen Fragen, die Kaiſer-ſtadt ſei Euch nun bekannt, ſie ſei überall eben ſo. Dicht dahinter lauert natürlich die Gegenfrage: Iſt's nicht die ſchönſte Stadt der Welt?

Gewiſſenhaftere Reiſende gelangen jedoch wirklich mitunter ein Stück weiter. Auf ſchon bedenklichen Wegen kommen ſie vom Feſtungs-platze nach der Hospital- oder Samſonbrücke und zur Wiborger Seite, dort an ſehr lückenhaften Gaſſenfronten vorüber, welche jedoch noch viel kaiſerliches Gepräge tragen, bis zur dritten (der Woskreſensky'ſchen) Newabrücke; und erſt beim eben ſo verödeten, wie vergeſſenen Tauriſchen Palaſte kehren ſie auf die Große Seite zurück. Eine ſolche Fahrt ſetzt den Petersburger in einige Verlegenheit, er antwortet der Beſchreibung des Wegendes mit einem ſehr kühlen „Ah ſo?!" und fragt nur nach den bezeichneten Anfängen der Fahrt.

Wer jedoch die unkaiſerlichen Theile von St. Petersburg kennen lernen will, muß die drei großen Newabrücken vermeiden. Das ſind anempfohlene Straßen. Am letzten Ende des Neſskyproſpektes, wo das Alexander-Neſsky-Kloſter ſteht, erwartet uns dagegen ein Fähr-mann mit einem Boot zum Ueberſetzen über die Newa. Freilich kommt Niemand von der eigentlichen Petersburger Welt zu dieſem äußerſten Rande der Großen Seite, außer den wirklich oder heuchleriſch frommen Seelen, welche die Prozeſſion der Mutter Gottes von Kaſan begleiten, wenn dieſe am Tage Alexander-Neſky's den ihr von dieſem blutigen Heiligen an ihrem Kalenderfeſt abgeſtatteten Beſuch erwidert. Auch meint Ihr vielleicht, am jenſeitigen Ufer ſei keine Stadt mehr, weil Euch dort Sumpfflächen, elende Felder und Schwarzholzwälder ent-

gegenſtarren, aus denen nur ruſſiſche Holzhütten hervorleuchten. Ganz recht — aber dies iſt trotzdem ein Stück Reſidenz, ſogar deren dreizehnter Theil, „Klein- und Groß-Ochta" genannt. Nur unſere nichtruſſiſchen oder vielmehr nichtpetersburger Vorurtheile laſſen uns hier das Weſentliche einer Stadt vermiſſen. Es iſt nur die falſche Begrenztheit unſerer Begriffe daran Schuld, wenn wir moraſtige Wieſen, aus denen das Gebrüll der Kühe hervorklingt, nicht als Märkte und Plätze, wenn wir ſchnurgerade Schlammbäche nicht als Straßen anerkennen wollen. Denn das eigentliche ſtädtiſche Wahr- und Amtszeichen, die Blüthe des Reſidenzlebens fehlt ihnen nicht: die Kreuzungswinkel der Schlammſtreifen ſind ſtets von drei Polizeiſoldaten mit Hellebarden und einer Wachbude beſetzt. Auch ſind dieſe vollkommen dörfiſchen Bauten nebſt ihrer vollkommen dörfiſchen Bevölkerung po ukasu unmittelbar zur Reſidenz gehörig — wer wagt da noch zu zweifeln. Der Ukas ſagt: Büt po ssemu. —

Ein vorſichtiger Mann geht jedoch trotzdem bei Abend nicht nach dieſem Stadttheile, auch bei Tag wo möglich nicht allein. Die patriarchaliſche Sitte dieſer Gegenden läßt ſich nicht vom trügeriſchen Scheine der Laternen blenden und die Polizeiwächter ſind eigentlich zum Vorſchmack von Sibirien hierher kommandirt. Ihrer Mehrzahl nach beſtehen ſie aus Kriegern, welche irgend einer Spitzbüberei halber aus den „ienſeitigen" Stadttheilen verbannt wurden; und das allgemeine Gerücht läßt ſie in den Düſterniſſen dieſer Einſamkeit an einſamen Wanderern mit Börſen verrathender Kleidung häufige Verſuche zu weiterer Ausbildung ihrer künſtleriſchen Eigenſchaften anſtellen. Am beſten thut man überhaupt, wenn man ſich auf dieſen Entdeckungsreiſen der Droſchke eines Iswoſchtſchik (Lohnkutſcher) anvertraut. Auch wähle man dafür einen der höchſt ſeltenen Tage, denen mindeſtens eine Woche trocknen

Wetters vorhergegangen iſt. Ob zwar nämlich der Reſidenzluxus der Lohndroſchken ſelbſt bis in dieſe Entfernungen vordrang, ſo doch nicht die ungehörige Verſchwendung an Straßenpflaſter, welche ſich drüben auf den gewohnteſten Wegen der Hofequipagen bis zu Holzbahnen ſteigerte. Dagegen behaupten allerdings die offiziellen Petersburger Schilderungen, welche dieſen Umſtand höflich, ſtillſchweigend übergehen, mit Fug und Recht, Petersburg ſei bis in die fernſten Enden mit Trottoirs verſehen. Denn allerdings laufen auch im Ochta'ſchen Stadttheile neben den mit allerlei duftendem Unrath überfüllten Abzugsgräben, welche die ſeitlichen Grenzen der hieſigen Straßen bezeichnen, erhöhte Holzſtege von Polizeiwachbude zu Polizeiwachbude, um dort ſtets im Schlamme zu verſinken, wo ſich ein Uebergang über eine der ſogenannten Gaſſen finden könnte. Daß wir oft fünf und mehr Minuten fahren, ohne ein wirkliches Haus zu erblicken, daß wir überhaupt die Andeutungen einer Stadt ungefähr erſt eine Halbſtunde weit jenſeits der Newanebel in ſehr zweifelhaften Andeutungen und Ausläufen zu gewahren glauben, darf unſer Anſtaunen der Petersburger Pracht ebenfalls nicht vermindern. Auch wäre es ſicherlich eine falſche Ausdeutung der offiziellen Angabe, daß die Czarenreſidenz einen Stadtumkreis von vier und dreißig Werſten oder ungefähr fünf geographiſchen Meilen beſitze, wenn wir annehmen möchten, die Petersburger Eitelkeit habe nur nicht zugeſtehen wollen, daß alle Wohnſitze menſchlicher Weſen, welche in irgend näherer oder täglicher Beziehung zur Reſidenz ſtehen, ſich auf einen Flächenraum von eint und achtzig Quadratwerſten oder über zwölf Quadratmeilen um einen halbwegs kompakten Kern ſehr einzeln verſplittert haben.

Jedenfalls wird aber der etwaige Mangel an äußerlichem Flitterprunk, welchen man beinah in dem Ochta'ſchen Stadttheile anzunehmen

geneigt ſein dürfte, durch die ſtädtiſche Nützlichkeit und unumgängliche Nothwendigkeit ſeiner Bewohner in reichem Maße vergütet. Jedenfalls iſt es auch nur ein Zeichen der unerquicklichen Verkleinerungsſucht der Großſeitigen und andern Petersburger, wenn ſie behaupten, die Bevölkerung von Klein- und Großochta nütze nur eben ſo viel, als alle Dorfbewohner in der Nähe großer ſtädtiſcher Menſchenſammelplätze; die Kultur ſei dagegen bei ihnen gerad nur weit genug gediehen, um die Männer zu verſchwiegenen Genoſſen der anachoretiſchen Budoſchniks zu machen und aus rohen Bauern in betrügliche Fruchtwaarenhändler umzuwandeln, welche bei ihren Hauſirwanderungen, mit raſchem Blick die Ueberflüſſigkeiten des Hausraths erkennend, mit noch raſcherem Griffe dem Hang zu verderblichem Luxus entgegenarbeiten. Endlich darf man es ſicher unter die „wühleriſchen“ Beſtrebungen rechnen, wenn man uns glauben machen will, die Ochta'ſchen Frauen und Mädchen — die Milchhändlerinnen Petersburgs — ſeien von ſo offenkundiger Sittenloſigkeit, daß das kaiſerliche Findelhaus keine Amme aus ihrer Mitte annehme, das es ferner kein Findelkind hierher zur Pflege gebe, weil dann körperliche und geiſtige Verwahrloſung ſein unabwendbares Loos ſei, daß endlich der Petersburger Sprachgebrauch für ein vollkommen verworfenes Weib die Bezeichnung „Ochtinka“, kleine Ochta'ſche, erfunden habe.

Man ſpiegelt dem Fremden in Petersburg ſo viele Täuſchungen vor: warum nicht auch dieſe?

Fährt man aus dem ſchwer verläumdeten Ochta'ſchen Stadttheile längs der Newa weiter und ſogar noch über den Punkt hinaus, wo auf dem linken Ufer das Smolnakloſter emporragt, ſo gelangt man endlich

zu einer Art von Beginn ſtädtiſcher Umgebungen, zu meiſtens ſchmucken, nicht ſelten ſogar aufgeputzten Häuſern, welche jedoch auch noch ſehr einzeln am Vordertheile großer Gärten ſtehen. Das ſind Petersburger Landhäuſer, Datſchen, während trotzdem der Erdkreis, worauf ſie ſich befinden, auch zur eigentlichen Stadt und zwar zu deren offiziellem zwölften Theile, der Wiborg'ſchen Seite, gehört. Auch hier darf uns die Grundloſigkeit des Weges nicht irren, denn hier überzeugen wir uns von der Stadtangehörigkeit beim Fahren ſogar ſehr empfindlich, weil in der Grundtiefe des Schmutzes außerordentlich viel Pflaſterſteine verſenkt liegen. Eben ſo wenig dürfen wir glauben, die langen Feldflächen, an welchen wir hinfahren, der nahe Krüppelwald und die Moräſte ſeien Andeutungen des beginnenden Flachlandes. Nein, dies Alles ſind Stadtquartiere mit Quartalniks, Budoſchniks, Pomoſchniks und Gardavois mit bereits benannten Straßen und bereits abgeſteckten Plätzen, nur daß das Pflaſter noch nicht in Ordnung gebracht iſt, weil der Kaiſer höchſt ſelten einmal, vielleicht nie in dieſe Gegenden kommt, nur daß die Häuſer zu den Straßen und Plätzen noch fehlen, weil Rußland vor der Hand nur ſechszig anſtatt zweihundert Millionen Unterthanen beſitzt, wovon Petersburg dereinſt mehr als eine Million anſtatt der jetzigen viermal hundert und vierzigtauſend in ſich faſſen ſoll.

Wie doch das Rauſchen der Newa bedenklich in dieſe Zukunftsgedanken hereindröhnt!

Bald dürfen wir jedoch unſerm Iswoſchtſchik ein Skarree! (raſch!) zurufen, anſtatt daß wir bisher Tiſche, tiſche! (langſam) mahnen mußten, um nicht der augenſcheinlichſten Gefahr des Umwerfens fortwährend preisgegeben zu ſein. Denn wir kommen nun ſogleich an die nach der Großen Seite hinüber dekorirenden Kronsgebäude, in deren Umgegend durch zahlloſe Inſpektionen, Reviſionen und beiläufige Ueberraſchungen

durch kaiſerliche Beſuche der Straßenbau aus dem Zuſtande freier Urſprünglichkeit bereits zu einiger „Fortbildung“ gediehen iſt. Aber ſowie wir dieſen Anfang menſchlicher Kultur betreten, müſſen auch alle ungehörigen Betrachtungen ſchweigen; wir ſind bereits an der Woskreſensky'ſchen Brücke vorbei und wieder von uniformirten kaiſerlichen Dienern, wie von nichtuniformirten Orloff'ſchen Feinhörern umſchwärmt. Hier darf nur Lob und Bewunderung erklingen.

Und wie wagt es dennoch ein furchtbarer Schmerzensſchrei, aus jenem prachtvollen Hauſe hervorzuſchellen? Nitschevoi s', es iſt nichts, Herr! Man ſchneidet nur einem Soldaten, welcher Spießruthen lief, den blutunterlaufenen Rücken auf. Hätte er keine ſo feſte Haut gehabt, hätte man ihn lieber die Knute koſten laſſen, ſo wäre jetzt bloß das Verbinden des aufgeriſſenen Fleiſches nöthig. Oder auch gar keine Hülfe; man hätte den ſtillen Mann zu den etwa anderthalb Tauſend gelegt, welche „an Folgen der Leibesſtrafen verſtorben“ in den Jahreslüſten der ruſſiſchen Militärhoſpitäler aufgeführt werden.

Die außerordentliche Gnade chirurgiſcher Hülfe bei derartigen Leiden läßt man dem Petersburger Soldaten im „Landmilitärhoſpital“ angedeihen, wovor wir jetzt ſtehen. Die ringsum liegenden Holzhäuſer bezeichnen deſſen einzelne Abtheilungen, die ſteinernen Gebäude ſind Zöglingswohnungen, Hörſääle, Sammlungslokale der mediziniſch-chirurgiſchen Militärakademie. Dahinter und weiter landeinwärts auf dem Boden Finnlands dehnen ſich ferner in ungeheuern Weiten die Werk- und Zeughäuſer der Artillerie. Sie zeigen bereits weit glänzendere Fronten und weit beſſere Wohnungsverhältniſſe als dieſe Leidensſtätten. Wollen wir aber einige ſumpfige Gaſſen mit elenden Häuſern nicht ſcheuen, ſo können wir uns bald überzeugen, daß die kranken Landſoldaten noch großer Vorzüge vor den kranken Seeſoldaten genießen.

Das krankenreichſte Lazareth der Marineſoldaten hat wirklich alle Fehler einer Heilanſtalt, welche ſich nur denken laſſen — ſumpfige Lage, enge Zimmer, knapp zugemeſſene Unterhaltungsmittel, beſchränkte Auswahl unter den Arzneien. Zwar hebt Rußland, laut Miniſterialberichten, ſeine Marine mit voller Kraft, auch beſucht der Kaiſer nicht ſelten die Kronſtädter Flotte. Aber ſollte man darum auch dieſes von Peter dem Erſten in Sumpf und Moraſt verſenkte Marinehospital erweitern, verbeſſern, für die Kranken erträglicher herrichten? Drüben auf der Großen Seite hat man ja eine derartige Muſteranſtalt, das ſogenannte zweite Marinelazareth, dicht neben der unerhörten Pracht des „erſten Militärlandhospitals“ und eben ſo in Kronſtadt einen Krankenpalaſt für kaiſerliche und andere Inſpektionsbeſuche ausgeſchmückt. Warum alſo noch hier etwas für ungefähr drittehalbhundert Menſchen thun, welche auf den zweihundertachtzig Lagern des zweiten Marinelazarethes und in den dreitauſend Betten von Kronſtadt keinen Platz mehr finden. Warum Menſchen beſſer betten, welche bei den Paraden und Manövern fehlen, warum überhaupt Menſchen verpflegen, welche als Kranke dem Staate zur Laſt daliegen? Allerdings ſind ſie im Dienſt erkrankt, ja die Welt ſagt, am Dienſt des Staates und an ſchlechter Verpflegung verkommen. Aber, was wollt Ihr? Du, Sohn des Volkes, rechtlicher Eltern ehrliches Kind, biſt jahrelang mit Verbrechern in Reih und Glied geſtanden, haſt gearbeitet, haſt gelitten, haſt geblutet für die Befehle des Czaren und die Pläne der Herrſchaft. Deine Beſtimmung iſt erfüllt. Der erkenntliche Staat giebt Dir ein Lager zum Leiden, ein Bett zum Sterben, ein Grab zum Verfaulen — was willſt Du mehr? Ja, es iſt ſchon eine ſchwer verantwortliche Weichherzigkeit der Aerzte, wenn ſie den vom Schiffsdienſte zerſchmetterten Fuß durch monatelange Kuren zu heilen ſuchen, Dich ſelber aus einem Hospitalmonat in den andern

gleichſam verſtohlen ſchleppen und Dir nicht kurzweg das nutzloſe Glied abſchneiden und Dich mit dem Stumpf hinausſtoßen in das Elend des ruſſiſchen Invalidenthums, welches keine Schlachtthat als Grund für den Verluſt ſeiner Glieder anführen kann. Auch ſteht in keiner Todtenliſte: „geſtorben am Lazareth", nicht einmal gern „am Lazarethfieber oder am Hospitalbrand". Man wählt lieber andere Krankheitsnamen. Und daß hier von je ſechs Kranken ſtets einer ſtirbt, giebt durch geſchickte Berechnung im Geſammtreſultat der Petersburger Militärlazarethe doch nur das Sterblichkeitsverhältniß von eins zu zwanzig, übertrifft alſo die geſtattete Normalzahl von eins zu zehn gerad um das Doppelte.

Beſſer als die Krankenſtätten der Menſchen ſind die unweit gelegenen Krankenhäuſer der Thiere zur Einübung der Veterinärſchüler hergerichtet. Auch iſt den thieriſchen Rekonvalescenten verhältnißmäßig weit beſſere Koſt angewieſen, als den geſundenden Menſchen. Freilich koſten die Thiere Geld und Soldaten bekommt der Staat umſonſt. Fehlt es an ihnen, gilt es nur einen neuen Ukas zur Aushebung neuer Tauſende. Dieſe werden dann in aller Form zugeſtutzt, einexerzirt, abgeprügelt und nach Verlauf der kurzen „Lehrzeit" an Bord eines Linienſchiffes geſendet, wo ſie augenblicklich in Amt und Pflichten eines Seeſoldaten eintreten müſſen, wozu man im unpraktiſchen England nur tüchtige und gediente Seeleute zu verwenden wagt. Hat der neue Matrosſoldat auch vorher niemals einen Ententeich geſehen, ſo wird er doch binnen vier Monaten im Jahre zum vollkommen fertigen Seemann geworden ſein, da die übrigen acht Monate dem peinlich ſtrengen Einüben der Handgriffe des Landerercitiums gewidmet bleiben müſſen. Und trotzdem behaupten die ſeekundigen Nationen Europa's, das ruſſiſche Marineweſen ſei erbärmlich?

Die Inſeln.

Der Reſt des ſogenannten Stadtanbaues der Wiborg'ſchen Seite iſt vollkommen unintereſſant. So wie wir den Umkreis öffentlicher Gnadenanſtalten verlaſſen haben und an der großen Newa weiter hinfahren, welche gerad vor der mediziniſch-chirurgiſchen Akademie nordwärts ablenkt, verſchwindet wieder alles reſidenz- und großſtädiſche Gepräge. Elende Ruſſenhäuſer, beſetzt von kleinen Handwerkern und Krämern, dehnen ſich in geradlinigen Straßen hin, verzetteln ſich dann immer mehr und enden bald in halben Wüſteneien, aus denen nachher als ſchlammgeborene Najaden einige Datſchen (Landhäuſer) auftauchen. Wären wir nicht in der Stadt der grellſten Widerſprüche, ſo könnten wir uns wundern, hier eben den ſtolzeſten ruſſiſchen Namen zu begegnen. Denn wie zum Hohne des ringsum hockenden Elends mauerten da die Stroganow und Golowin prachtvolle Gärten aus dem Sumpfland empor; und die glänzende Anſtalt für Struve's künſtliche Mineralwaſ-

ſer iſt deren einziger Rival in Hinſicht auf äußere Schönheit. Allein ob auch ſonſt keine petersburger Anſtalt von gleicher Beſtimmung mit ihr wetteifert, ſo hat ſie doch das Unglück verlaſſen zu ſtehen. Der Petersburger glaubt nun einmal ſeines Körpers Gebrechen nur im tief verachteten Ausland heilen zu können und die ausländiſche Gaſthaus-ſpekulation vergilt dieſe Verachtung den Herrn Ruſſen mit Petersburger Preiſen.

Eine mehr als beſcheidene Brücke führt von der Mineralwaſſer-Anſtalt und dem Stroganow'ſchen Garten nach Kamenoi-Oſtrow herüber, wo außer einem weitausgedehnten kaiſerlichen Parke nebſt Landhaus nichts zu bemerken iſt. Daſſelbe gilt von der Jelagininſel. Doch erſcheint hier die Vertheilung von Gehölz, Waſſer und Datſchen, welche der ſehr einfachen Villa des Großfürſten zur Umgebung dient, bei Weitem anmuthiger, als auf Kamenoi-Oſtrow. Vielleicht darum, weil Alles anſpruchloſer auftritt und dem Publikum eine ungezwungenere Bewegung, als in den von Soldaten beſetzten Umkreiſen des Kaiſerpalaſtes geſtattet iſt. Die Kreſtofsky-Inſel dient vollends nur als Tummelplatz öffentlicher Vergnügungen, wird daher zwar von der Petersburger Geſellſchaftswelt niemals erwähnt, dagegen deſto häufiger von den arbeitenden Klaſſen, vorzugsweiſe den deutſchen beſucht, welche hier ihre „Gulaien" mit Eſſen, Trinken und Zänkereien feiern. — Den Gegenſatz dazu bildet wieder die tiefſchweigſame Apothekerinſel, in deren kaiſerlichen botaniſchen Garten man natürlich mit tiefem Bewundern durch die Palmenhäuſer und durch die Maſſen anderer exotiſchen Pflanzen ſchreitet, während man die beſcheidene Frage unterdrückt, zu welchem allgemeinen, öffentlichen, wiſſenſchaftlichen Zwecke denn die ungeheuern Summen auf die für Niemanden benutzbare Pflanzenanhäufung verwendet werden. Dagegen erfreut man ſich der uralten Bäume, welche

außerhalb der Gewächshäuser und Glaskäſten zu prachtvollen Schattengängen gereiht ſtehen und eilt dann nach der Petersburger Seite, wieder an viel urſprünglichem Holz-, Moraſt-, Wieſenland, ſowie an weitgedehnten Gemüſefeldern vorüber, um zum Feſtungsglacis und endlich in die Feſtung ſelber vorzudringen. — —

Da giebt es eine Kirche, in deren Grüften die todten Czaren, Kaſematten, in denen die Reichesfeinde und Kaſernen, worin die Vaterlandsvertheidiger aufbewahrt werden.

Zu der Kirche ſtrömte jetzt eine unabſehbare, dichtgedrängte Menge und die Soldaten hatten Mühe genug, die gewohnte Polizeiordnung aufrecht zu erhalten. Denn unweit des Altares lag auf dem Paradebett, von prächtigen Gewändern umhüllt, von betenden Prieſtern umſtanden, von reichen Uniformen umſchirmt, von tauſend Lichtern angeſtrahlt, bleich und im Tode noch wunderſchön, die Großfürſtin Alexandra. — Allerdings mochte unter den vielen Tauſenden, welche herbeiſtrömten, die Leiche zu ſehen, eben nur die Neugier, die baare platte Neugier wirkſam ſein. Allein trotzdem lag auch wieder auf vielen Geſichtern der von dieſer Leichenſchau Zurückkehrenden ein rührender Zug edleren und tieferen Schmerzes. Beſonders bei den Nationalruſſen. Denn es iſt keine unbedingte Lüge, wenn die ruſſiſchen Stimmen von der warmen Liebe des Volkes zum Kaiſerhaus ſprechen; ſie iſt in der That vorhanden. Nur weiß man meiſtens die Grenze zwiſchen Furcht und Neigung nicht zu ziehen, vollends nicht zwiſchen der Liebe zu dem Kaiſer als Menſchen und Vater des Reiches, und der Ehrfurcht vor dem Halbgöttlichen des Kirchenoberhauptes. Die ruſſiſchen Schilderer haben aber dies unentſchiedene Volksgefühl außerdem mit einem hohlen Schwulſt ſentimentaler Andichtungen umgeben, welcher deſſen Vorzüge und Grundtypen kaum mehr erkennen läßt. So kopirten dann die

nichtruſſiſchen Schilderer entweder das gegebene halbfalſche Bild, oder verzerrten es noch mehr, oder leugneten überhaupt mit kurzem Abſprechen jegliche edlere Beimiſchung zur ſklaviſchen Unterwürfigkeit. Der Ruſſe zeigt aber in allen Formen ſeines Empfindens, wie in deſſen äußerlichem Ausdruck eine ſo völlig von aller echteuropäiſchen Weiſe abweichende, ſlaviſch-aſiatiſche Form, daß man ſich dieſer erſt gewöhnt haben muß, um die nackte Seelenerregung herauszuerkennen, welche ihr zum Grunde liegt. Das Gefühl zum Kaiſer mag allerdings mehr Ehrfurcht denn Zuneigung, mehr Scheu denn Innigkeit, mehr Hochmuth denn Stolz genannt werden; aber trotzdem iſt ihm auch mancher feinere Zug warmer Innigkeit, echter Zuneigung und edlen Stolzes natureigen. Daß dieſer Kaiſer der landmächtigſte Regent und eben ein Kaiſer, nicht nur Fürſt oder König iſt, darauf iſt der Ruſſe hochmüthig ſtolz; und weil er dies alles iſt, ſo anerkennt der Ruſſe ſeine Allgewalt, ſeine abſolute Macht über Leben, Tod, Glück und Eigenthum aller, die dies nicht ſind, beinah als Naturnothwendigkeit der Weltordnung. Daß aber dieſer Kaiſer ſpeziell der Ruſſen-Kaiſer, bedingt zunächſt die ruſſiſche Nationaleitelkeit. Doch liegt dabei im Ruſſen, wie in jedem Niedrigſtehenden, der Drang, ſich dem Höchſten zu nahen; ein gleicher Drang, welcher in ſeinen höhern Beziehungen im Heidenthume die Halbgötter, im Katholizismus die Heiligen erſchuf. Darum erſcheinen dem Ruſſen die Hofleute und ſonſtigen Umgebungen des Kaiſers weit eigentlicher als Vermittler der Maſſen mit dem Unnahbaren, als die oberſten Staatsdiener. Auf dieſe überträgt ſich jene Anſchauung keineswegs. Dieſe gelten ihm gleichſam nur als öffentliche Ankläger, von denen beengende Geſetze und Strafen ausgehen. Darum häuft er auf ſie alle Schuld ſeines politiſchen Mißbehagens, während alle Wohlthaten dem Czaren unmittelbar zugeſchrieben werden. Das Erziehungsſyſtem und deſſen Mißgeſtal-

tungen haben das ruſſiſche Volk von den oberſten Staatslenkern zurückgedrängt; und jeder Befehl, jedes Geſetz iſt ihm ein Uebel, nur darum nothwendig zu ertragen, weil es der Czar durch ſeines Namens Unterſchrift gutheißen mußte. Von der Nothwendigkeit irgend welcher Regierungsorganiſation hat der niedere Ruſſe überhaupt keinen Begriff. Und dahin zielt auch das tief reſignirte Sprüchwort bei jedem Unheil: „Gott und die Behörden haben es gewollt;“ eben daher ſtammt jedoch auch deſſen zweite Hälfte: „Gott und der Czar werden helfen.“ Aber damit Gott, der ſo hoch, und der Czar, der ſo weit, zur Abſtellung des Uebels gebracht werden, bedarf es eben der Vermittler. Das ſind nicht diejenigen, welche dem Verſtande, ſondern jene, welche dem Herzen des Vaters nahſtehen: die kaiſerlichen Kinder, Frauen ſind milder und weicher, als Männer; darum werden die Großfürſtinnen im Volke weit unbefangener und inniger geliebt, als die Großfürſten. Ja, dieſe Liebe hängt in ihren allgemeinern Umriſſen nicht einmal genau von dem perſönlichen Charakter der Einen oder der Andern ab. Nein, ſie iſt eben ſo lediglich an das Geſchlecht gebunden, wie die Verehrung des Czaren an den Thronbeſitz. Darum erfährt ſie nur bei denen mannichfache Abänderungen, welche dem Kreiſe der kaiſerlichen Familie, der Reſidenz, dem Hofe nahewohnen. Für eine ſolche Auffaſſungsweiſe der Dinge giebt die Geſchichte Rußlands vollgültige Beweiſe. Alle gegen den Czaren gerichteten Revolutionen waren vollkommen rückhaltlos in den Volksmaſſen, und ſelbſt die neueſte, die Militärrevolution des Jahres 1825, vermochte ſich ihren Anhang in den Maſſen einzig dadurch zu erſchaffen, daß man ihnen einredete, der Thronverzicht des Großfürſten Konſtantin ſei ein erlittener Thronraub, die „Konſtitution“ aber, nach welcher die Soldaten ſo eifrig verlangten, die verdrängte Czarewna, die Czarewna, die Gemahlin Konſtantins. Alle übrigen Volksaufſtände,

die bekannten der Militärkolonien zu Nowgorod, wie die unbekannt gebliebenen der neuen und neueſten Zeit im Innern des Reiches, waren rein ſozialer Natur, nahten auch in ihren ausſchweifendſten Plänen — falls dieſe nicht von der Ariſtokratie aufgefaßt waren — niemals dem Herrſcherhauſe, ſchleuderten dagegen die Blitze ihres blutig grauſamen Haſſes gegen die Staatsdiener und den Adel.

Unglückliches, an Leib und Seele gefeſſeltes Volk, deſſen Kaiſergruft trotzdem ſoviel Opfer des Mordes oder doch zweifelhaften Todes birgt, wie keine zweite! Unglückliches, armes Weltreich, welches ſeine Geſchichte mit falſchen Darſtellungen vor dem Gericht der Gegenwart und Zukunft zu ſchützen verſucht! Unglückliches Rußland, deſſen ehrliche Freunde in gleicher Tiefe mit den Czarengräbern ſich in den Kaſematten verzehren, weil nur jene politiſchen Beſtrebungen feindlich genannt und entdeckt werden, welche die Macht der Vornehmen und der Bureaukratie ſtürzen wollen, während noch jegliche Verſchwörung gelang, die ihren Dolch dem Czaren in die Bruſt bohrte und neue Feſſeln um die Glieder der großen Maſſen ſchlang!

Man hätte beinahe glauben mögen, es wohne in den alten, bärtigen Männern des Volkes das volle Bewußtſein ihres unſeligen Geſchickes, wenn man ſie aus der Feſtungskirche langſamen Schrittes treten, mit tiefernſtem Schweigen fortſchreiten und vor der nächſten Kirche unter tiefem Verneigen betend ihre dreimal drei Kreuze ſchlagen ſah. Aber täuſcht Euch nicht! Sie haben dies Bewußtſein nicht; auch die tiefernſten Geſichter ſind nur eine äußerliche Gewohnheit und das Gebet vor der Kirche ein angelerntes Ceremoniell. In Petersburg, dem ſtrahlenden Lichtpunkte des Reiches, wird ſich niemals das Licht für das Volk entzünden. Entzündet es ſich dereinſt, ſo wird es aus den Werkſtätten der hungernden Arbeiter im Innern des Reiches aufglühen.

Aber dann wird es auch zum wahllos verheerenden Feuerbrande gleich den Feuermeeren in den Steppen und Urwaldungen, aus deren öder Verwüſtung erſt nach langen Jahren neue Keime auferſtehen.

Die Tütſchkowbrücke führt uns von der Petersburger Seite zum Ende der Kadettenlinie, auf Waſſili-Oſtrow, deren Anfang am Newaufer ſo kaiſerlich prächtig nach der Großen Seite hinüberſchaut, daß man dort kaum glauben mag, Waſſili-Oſtrow ſei nur eine ungelungene Nachahmung, keine verſchönte Fortſetzung der Ariſtokratenſtadt. Auch iſt es in der That zuviel behauptet, wenn man ſagt, dieſſeits und jenſeits der Newa ſei in Petersburg ein Unterſchied, wie zwiſchen Tag und Nacht. Wenigſtens würde man dann nur die Umgebungen des Winterpalaſtes auf der Großen Seite den äußern Umkreiſen der Wiborger und Petersburger Seite gegenüberſtellen dürfen. Aber allerdings ſtehen auch in Waſſili-Oſtrow die ſteinernen Paläſte gleich vorgeſchobenen Dekorationsſtücken längs der Newa gereiht, während hinter dieſen Blenden und ſeitab von den wenigen Hauptſtraßen die maſſiven Gebäude immer ſeltner und gegen die von der „kleinen Newa“ gebildeten Nordgrenze hin immer niedriger werden. Es hat ſich recht paſſend getroffen, daß die erſten Andeutungen der finniſchen Höhen ſogleich am nördlichen Umkreis des Newadelta's beginnen, worein die Inſeltheile der Reſidenz aufgebaut ſind. Wäre dies nicht der Fall und blickte man dann von einem der Kronsgebäude am Newakai über die Inſeltheile hinweg, ſo würde der Blick wie auf einer Rutſchbahn über die Dächer der Häuſer hinablaufen können, um mit den äußerſten verzettelten Hütten im Sumpf zu enden. So aber ſenkt ſich dieſe Dächerfläche nur an den Ufern der von den Bauten verdeckten Newaarme, um dann wieder im Halbkreis

emporzuſteigen und einen ganz anſehnlichen Häuſerkranz um Petersburg zu legen, welcher ſich auch nach der Großen Seite herüberzieht, da hier die äußerſten Stadtenden gleichfalls höher als die vornehmſten Mittelpunkte gelegen ſind. Am deutlichſten erſieht man dies von dem Berge, auf welchem die Forſtakademie außerhalb der Wiborger Seite gelegen iſt. Ueberhaupt liegt hier die ganze Reſidenzpracht weit entfalteter vor uns, als wenn wir den gewohnten Ausſchauplatz, den Admiralitätsthurm, beſteigen. Auf dieſem erhalten wir einen ſteinernen, kalten, todten Eindruck, dort eine Anſchauung, in welcher die ſtolze Häuſerpracht von munterem Grün durchleuchtet iſt. Wir blicken aus einem noch gar jungen Park hervor, deſſen Paar Baumarten aber mit gewohnter Petersburger Gartenkunſt zu immer neuen Gruppen mannichfaltig zuſammengeſtellt ſind. Und wie breite Ströme, welche ſich in graulichweißen Geſtein des Häuſergeklüftes weite Becken ausgewühlt haben, worin ſie nun ihre grünen Wogen wälzen: ſo erſcheinen die Gärten, Felder, Wälder, ja ſelbſt Moräſte und Wüſtenecien, welche zur Stadt gerechnet werden. Die Newa blitzt nur hier und da daraus hervor; doch ſchießen deſto üppiger die ſternebeſäeten oder völlig übergoldeten Kuppeln und Spitzen aus dem Häuſerhaufen empor; goldene Kreuze mit goldenen Ketten, weitbauſchige Flaggen und buntfarbige Wimpel ragen darüber in die Lüfte, leichter Duft verliert ſich weiterhin in dichteren Nebeln, aus denen dennoch wieder Einzelnes prachtvoll klar hervortritt, bis in fernſter Blickweite Bauten, Goldkuppeln, Nebelduft und Baummaſſen ſich immer mehr vermiſchen und die Stadt bis in's Unendliche ausweiten.

So iſt der Blick auf Petersburg aus heiterer Höhe, wo die Gegenſätze ſeines Lebens nicht erkennbar ſind. Wir aber ſtehen jetzt tief unten in der Hauptſtraße von Waſſili-Oſtrow. Es iſt die Kadettenlinie; und

wie ſie, ſo laufen mit ihr parallel noch zwölf oder dreizehn ſchnurgerade „Linien“ vom Süden nach dem Norden des nördlichen Zipfels der Inſel, auf welchem ſich zuſammendrängt, was den Stadttheil Waſſili-Oſtrow bildet. Die weite ſeewärts gekehrte Fläche der Inſel beſteht dagegen aus Feldern, Wieſen, Wäldern und endet mit breiten Moraſtufern. Drei ebenfalls ſchnurgerade „Proſpekte“ kreuzen die Linien. Nur der Augenpunkt fehlt ihnen, welcher dieſen Namen auf der Großen Seite rechtfertigt. Allein Waſſili-Oſtrow will nun eben beſitzen, was die Große Seite hat, und wenn die Sache nicht zu erzwingen iſt, doch wenigſtens deren Namen. Das iſt der Vergleichs- wie Unterſcheidungspunkt beider Stadttheile. Die Große Seite erſchafft, was ihr großſtädtiſch dünkt, wenn auch ihr Leben keine Nöthigung dafür giebt; Waſſili-Oſtrow macht es erſt der Großen Seite nach, kommt gar nicht zur Frage nach einer Nöthigung, und nimmt am Ende den Titel für die Sache. Dies giebt dem Charakter des Ganzen, trotz ſeiner Ausdehnung, etwas kleinbürgerlich Großthuiges. Während auf der Großen Seite bis in die fernſten Weiten die Beziehung zu den kaiſerlichen Mittelpunkten nicht verloren geht, dadurch trotz aller Verſchiedenheiten ihrer einzelnen Abtheilungen ein gewiſſer, großer leitender Gedanke ſeine rothen Faden ſpinnt, iſt hier auf Waſſili-Oſtrow das Großartige abgeſondert, innerlich beziehungslos zur übrigen Stadt geblieben, dieſe wieder auf ſich ſelbſt beſchränkt.

Die Newaufer ſind kaiſerlich, der Stadtkern bürgerlich. Sie gemahnt dadurch in allen Aeußerlichkeiten entſchiedener an deutſche Verhältniſſe, als alle übrigen Petersburger. Ja, man iſt wohl ſo höflich geweſen, Waſſili-Oſtrow ein Stück Deutſchland in Petersburg zu nennen, wie die Galeerenſtraße und das engliſche Kai thatſächlich ein Stück Britannien ſind.

Das äußere Ausſehen ſpricht auch wirklich dafür. Die Schilder der Kaufleute und ihre Namen, die Ankündigungen und Anſchlagzettel ſind deutſch, nur von einer ſehr nothdürftigen ruſſiſchen Ueberſetzung begleitet. Allerdings war drüben in der Ariſtokratenſtadt dieſe Uebertragung in die Landesſprache gleichfalls kümmerlich genug, aber dafür auch das Deutſche, ſelbſt bei dem Deutſchen, in franzöſiſcher oder engliſcher Modebezeichnung untergegangen. Auch durften wir da drüben kaum hoffen, mit deutſchen Anreden eine Verſtändigung zu erlangen. Deutſch iſt dort de mauvais genre. Allein ſelbſt der ſchmutzigſte Bartruſſe ſchmunzelte gefällig, wenn man ihn des Franzöſiſchen mächtig erachtete; er antwortete zwar: Ne rasumeju — ich verſtehe nicht — gab ſich aber trotzdem die erdenklichſte Mühe, uns zu Dienſten zu ſein, während er auf deutſche Anſprache beinah unwillig entgegnete: Gavarite li wui po ruski — ſprecht Ihr nicht ruſſiſch? Auf Waſſili-Oſtrow wird dagegen unſer Deutſch faſt immer verſtanden und nur mitunter die Mahnung angebracht: Gawarite po tishe — ſprecht langſamer. Wüßte es aber wirklich der Vorübergehende nicht zu deuten, ſo treten wir in das erſte beſte Haus und treffen dort unſere Landsleute beſtimmt.

Ueberhaupt iſt das Innere der Hausfluren und Höfe außerordentlich verdeutſcht, verdeutſcht bis zu den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Heimath. Am linken Newaufer erſcheint nur der Glanz des Handels, der Induſtrie und Gewerbe; da iſt Alles fertig und zur Ausſtellung bereit, auch darf es ſich in den Thorwegen und Höfen den vierſpännigen Karoſſen nicht beengend in den Weg drängen. Auf Waſſili-Oſtrow bahnt ſich dagegen der Iswoſchtſchik oder der beſcheidene Privatwagen höflich einen ſchmalen Pfad durch Fäſſer, Kaſten, Kiſten und Ballen, an denen geſchäftige Mengen herumarbeiten. Dazwiſchen fliegen viel deutſche Worte der Beaufſichtigenden, und nur für die eigentlichen Arbeiter

kommt das Ruſſiſche in Anwendung. Man kann aber gar nicht glauben, wie unendlich viel man mit anſcheinend wenigen ruſſiſchen Worten befehlen kann und wie breit ſich dieſe wenigen Worte auf dem Papier auseinanderlegen. Das geſprochene Ruſſiſch iſt eben die geborene Sprache des herriſchen Befehls, wie das geſchriebene ein prachtvolles Aktenfüllſel für die Büreaukratie. Auf der Großen Seite weiß man es prächtig zu ſchreiben, auf Waſſili-Oſtrow verſteht man es zu ſprechen, ſo ſchön zuſammengeſchluckt zu ſprechen, daß der Fremde beinah meinen könnte, er befinde ſich in einer von Deutſchland eroberten Stadt.

Ach, dies Gefühl iſt ſo ſüß und wird uns Deutſchen ſo ſelten zu Theil! Wir möchten uns ſo gern einreden, hier ein Stück Land und ein Stück Geiſtesleben erobert zu haben, um von da aus unſere „Linien“ weiter vorſchieben zu können, wie die Ruſſen am Kaukaſus — es ſich auch einbilden. Wenn die Tſchinowniks und Uniformen nur hier nicht mit gleichem Herrſcherblick wie im baltiſchen Land durch dies erträumte deutſche Leben ſtreiften, ja ſelbſt die Iswoſchtſchiks und Tſchernoi Rabodſchi mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein darein blickten!

Eine deutſch ſprechende Stadt haben die Deutſchen aus Waſſili-Oſtrow wohl gemacht, aber keinen deutſchen Stadttheil. Sie ſind dort ebenſo wenig zur Kompaktheit und zur anerkannten Macht geworden, wie in der Heimath; ſie haben hier ebenſo wenig eine vollgültige Anerkenntniß ihrer Nationalität errungen, wie in ganz Europa; ſie ſind auch hier nur — wie Fallmerayer ſagt — „der Guano für Befruchtung des Ackerbodens“ geblieben.

Wie ſie daheim am liebſten für „Ausländer“, in der Fremde für Einheimiſche gelten mögen, ſo iſt auch Niemand eifriger als die Petersburger Deutſchen bemüht geweſen, ſich in aller Weiſe der neuen Wohnſtätte anzupaſſen.

Je öfter man Waſſili-Oſtrow durchwandert, je öfter man in ihre Werkſtätten auf der Großen Seite tritt, je öfter man hinaufſteigt in die Wohnungen der deutſchen Kaufherrn oder in die Zimmerreihen der deutſchen Staatsdiener Rußlands, je öfter man hinausfährt nach den deutſchen Kolonien, je öfter man hinabſteigt in die Schlupfwinkel des materiellen und moraliſchen Elends — deſto klarer erkennt man, daß hier keine erobernde Kraft deutſcher Entwicklung vorhanden iſt. Allerdings hat ſich in ganz Petersburg der Charakter der Deutſchen geſtaltet, aber er hat ſich eben zum Petersburger Charakter umgeſtaltet, zu jenem ungeſtalten, feſtweichen Dinge, welches jeden Eindruck irgendwelcher Eigenheit wohl in ſich aufnimmt, doch dieſer niemals eine greifbare Gegenkraft entgegenhält.

Wahrlich, nicht nur im Zwang der politiſchen Verhältniſſe, ſondern eben in dieſem Weſen liegt der Grund, weshalb in Petersburg ſo tauſend und abertauſend eigenthümlich geartete Menſchen aller Nationen ſich ſelbſt dann noch zur Bedeutungsloſigkeit und flachen Alltäglichkeit abſtumpfen, wenn die Lebensjahre eines gefügigen Werdens eigentlich längſt hinter ihnen liegen ſollten. — Es giebt aber Menſchen in der Geſellſchaft, welche jedem geſprochenen Worte artig lächelnd, artig bejahend beiſtimmen. Man mag immer neue Kreiſe des Lebens berühren — dieſer Menſch lächelt immer, iſt immer artig, findet unſere Meinung ſtets vortrefflich und bejaht und belächelt im nächſten Augenblicke dem nächſten Beſten das ſtraffe Gegentheil eben ſo artig, um trotzdem in der folgenden Sekunde wieder vollkommen unſerer Anſicht zu ſein, weil er eben ſelber gar keiner oder auch ſo entſchiedener Meinung iſt, daß er uns nicht einmal der Entgegnung werth erachtet. Das iſt die tiefſte Selbſterniedrigung oder die höchſte Verachtung der Nebenmenſchen. Ganz in gleicher Weiſe tritt nun Petersburg jeder ausgeſprochenen Per-

ſönlichkeit gegenüber, und die Polizei zieht außerdem bedrohlich enge Grenzen, damit das unbändige Menſchenkind nichts Ernſtes antaſte und beſchädige. Darüber verbrauchen wir den ganzen Stoff unſerer Innerlichkeit, ohne nur einen einzigen Funken ſchlagen zu können, darüber erſchlaffen wir, darüber werden wir todtmatt, und lächeln endlich auch und bejahen endlich auch und hüthen uns endlich auch irgendwo und irgendwie unliebſam anzurühren, ſind aber trotzdem immer bereit, dieſe ganze ſo geſchonte Welt für nichts zu achten, ſowie wir einen Vortheil erlangen können, ohne daß ſie es weiß, wir haben ihn hinweggenommen. Auf ſolche Weiſe wird man ein echter Petersburger. Die Deutſchen an der Newa haben dafür erſtaunliche Anlagen.

Seit Peter dem Erſten waren aber die Deutſchen gewohnt, ſich als Lehrer und Bildner des ruſſiſchen Volkes, ihre Vornehmen als Mitlenker der Staatsmaſchine zu betrachten. Ja, es gab eine Zeit, da wirklich die geiſtige Hegemonie des offiziellen Rußland in ihren Händen lag. Damals war auch die deutſche Bevölkerung zu Petersburg ein ſtolzes Prachtſtück der Kaiſerreſidenz. Von daher ſchreibt ſich auch der traditionelle Glaube unſerer Heimath, Petersburg gewähre dem deutſchen Handwerker, Kaufmann, Künſtler und Gelehrten das Glück in vollem Maaße, welches ihm daheim verſagt iſt, eben weil er ein Deutſcher. Wahr iſt es auch — meiſtens findet der Handwerker Arbeit, der Künſtler Beſchäftigung, der Arzt Kranke, der Gelehrte eine Anſtellung. Aber ihre Briefe melden uns eben ſo wenig, wie viel ſie dafür vom innern höhern Leben hingeben, wie ſie ihr Wiſſen und Können eben nur als melkende Kuh benützen, wie ſich ihre Entfaltung nur in vorgeſchriebenen Bahnen bewegen durfte, kurz, ſie melden uns eben ſo wenig, wie ſie all ihre ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit ertödten mußten, um „ihr Glück zu machen", als ſie uns die Mengen deutſcher Stammgenoſſen aufzählen,

welche im Lebensſumpfe und Sumpfodem der Newahauptſtadt elendiglich verkümmerten und im Anblicke der Goldkuppeln jammervoll an Leib und Seele zu Grunde gingen. Der abgeſtorbenen Seelen ſind aber noch mehr, als der zu Grund gerichteten Leiber.

Dreißigtauſend Deutſche gehören zur Bevölkerung der Newahauptſtadt und man hat es in allgemeinen Ueberſchlägen nachgerechnet, daß dieſelbe während ihres Beſtehens zwei und eine halbe Million unſerer Stammbrüder verbraucht hat. Was hat nun das deutſche Element für ſolche Opfer an dieſer Stätte binnen ziemlich anderthalbhundert Jahren eingetauſcht? Mit ſcheelem Auge iſt noch heut und heut wieder entſchiedener als je von den Einheimiſchen betrachtet, was der Fremde thut und gewinnt, wenn auch der Moskowite noch heut das Fremde und die Fremden nicht entbehren, ja nicht einmal deren Fähigkeiten nach gewiſſen Richtungen hin ſich zu eigen machen kann. Aber dies eben kränkt und verfeindet ihn nur immer von Neuem. Denn ſolcher Mangel entſteht bei ihm nicht aus Mangel an Talent, ſondern einestheils aus der Unmöglichkeit ſeines Naturells, ſich gründlich und ſtätig der Beſchäftigung mit einem Gegenſtande hinzugeben, anderntheils aus jener rohen Mißachtung, welche maſſenhaft mächtige doch geiſtig unausgebildete Völker gegen die Geiſtes und Talentüberlegenheit kleinerer Nationen empfinden. Es iſt dieſelbe Erſcheinung im Großen, und ſie fließt aus derſelben Quelle, woraus die noch nicht völlig ertödtete Verachtung der gelehrten Welt durch das Militär. Das Bewußtſein eines Mangels iſt vorhanden, aber nicht der Wille dies Bewußtſein einzugeſtehen, noch weniger das Streben, durch Anerkenntniß deſſen was fehlt, den Mangel ſelbſtthätig auszugleichen.

Freilich ſtützt ſich nun das Bewußtſein des ruſſiſchen Deutſchen auf ſeine geiſtige Urheberſchaft der ruſſiſchen Entwicklungen. Aber im Stolze

auf ihr beſſeres Können und Wiſſen haben die Deutſchen nicht bemerkt, wie ſie in der That nach vielen Seiten hin von der ſchmiegſamen Gelehrigkeit ihrer Schüler überflügelt wurden, wie dieſe die ausländiſchen Errungenſchaften in der That ſo völlig ruſſiſch geſtaltet haben, daß nun der Lehrmeiſter ſelbſt den tagesläufigen Anforderungen nicht genügend zu entſprechen vermag. Vorzüglich verblieb aber die aus frühern Zeiten in die Gegenwart übergegangene deutſche Bevölkerung St. Petersburgs in jener ſelbſtgenügſamen Betrachtung vergangener und abgethaner Sachlagen verſunken, ſteift ſich auf einzelne Beiſpiele der Gegenwart oder lebt gedankenlos im gewohnten Treiben weiter und hat, ohne neue Macht zu erlangen, den Hochmuth auf ihre frühere Stellung nicht vergeſſen, betrachtet darum die Ruſſen, vornehm wie gering, noch immer als rohe, nicht als ſchlaue, glatte Barbaren, ſtellt ſich ihnen zu eignem Nachtheile immer noch ſchulmeiſterlich als unfehlbare Vertreterſchaft echter Geſittung gegenüber. — Damit ſtehen aber die Behabungen jener zahlloſen Maſſen in grellem Widerſpruch, welche eben aus deutſchen Landen immer von Neuem heranflutheten. Aus Petersburgs Goldquellen die leeren Säckel zu füllen — das war und iſt ihr einzig Ziel. Von einem Geltendmachen wirklicher moraliſcher und geiſtiger Geſittung war und iſt bei ihnen nur ſelten die Rede; ja, nicht einmal von jenem halben Stolze, welcher ſeine materiellen Abſichten hinter ſolchem Aushängeſchild verbirgt. Offenkundig haben ſie ihre Armuth dargelegt, offenkundig ihre Geldgier befriedigt; und daher kam vorzüglich, dahin zielt vorzüglich der bittere Spott, ja die Verachtung des Ruſſen, welcher ſeines Gegners Schwächen ſtets ſcharfſichtigen Auges erkennt und ſchonungslos rügt. Ihn ſtört es keineswegs, daß ihm ſelber jedes höhere Streben fremd blieb; er macht gar keine Anſprüche darauf oder gelangt zu deſſen Vorgeben doch erſt in jenen Höhen geſellſchaftlicher

Stellung, wo das nationale Element überhaupt an Kraft verliert. Aber dafür hat er ſelbſt in den niedrigſten Sphären des Lebens jene kluge Gewandtheit und fügſame Gefälligkeit der Form fraglos vor den Deutſchen voraus, um deren Preis er mit den romaniſchen Einwanderern fortwährend ohne ſichere Hoffnung auf Sieg wettkämpfen muß. Mit dieſer Schmiegſamkeit weiß er alle ſcharfen Berührungen im geſchäftlichen Leben und Weben abzuſtumpfen, damit die häßlichen Polypenarten unerſättlicher Geldgier halbweg zu verhüllen. Und weil nun die Petersburger Deutſchen dies nicht mit gleicher Geſchicklichkeit vermögen, iſt ihre „Gemeinheit“ zum banalen Schlagwort, ihr Erwerbſtreben, ihre Armuth, ja ſelbſt ihre Sparſamkeit zur preisgegebenen „Lächerlichkeit“ worden. Für keine ausländiſche Nation hat der Ruſſe ſo viele Spott- Spitz- und Ekelnamen, als für die Deutſchen.

Unter den niederſten Klaſſen der Petersburger Bevölkerung offenbart ſich die gegenſeitige Mißſtimmung der Deutſchen und Ruſſen durch fortwährende Reibungen im alltäglichen Leben, durch Zänkereien und Schlägereien an öffentlichen Orten. Freilich iſt die Feſthaltung eines Nationalgedankens bei beiden Parteien niemals der offenbare Grund ſolcher Klopffechtereien; aber die gegenſeitige nationale Verachtung ſpricht aus den dabei gebräuchlichen Schimpfworten deutlich genug. — Anders geſtaltet ſich dagegen das Verhältniß unter dem kleinen Handwerkerſtand. Hier haben die künſtlichen Lebensverhältniſſe der Hauptſtadt die Energie irgendwelches Widerſtandes bereits vollkommen gebrochen: Keiner der deutſchen Handwerker will mehr ein deutſcher Handwerker bleiben; all ſein Thun und Handeln und ſein ganzes Weſen ändert er auf ſolche Weiſe, wie es ihm den meiſten Gewinn an Gold und äußerlicher Stellung unter Petersburger Vorausſetzungen zu bringen vermag. Um ein echter Petersburger zu werden, opfert er das Heiligſte. Von der

Deutſchheit bewahrt er nichts, als den mit ruſſiſchen oder franzöſiſchen Lettern geſchriebenen, oft auch franzöſirten oder ruſſifizirten Namen deutſchen Urſprungs; ſelbſt die angeborene Sprache giebt er auf, um ein ungelenkes Ruſſiſch mit ſchwerer Zunge zu ſprechen; zu allen Fehlern des deutſchen Charakters erwirbt er die des ſlaviſchen Naturells und ſklaviſcher Zuſtände, blickt aber trotzdem im Gegenüber zum Nationalruſſen noch hochmüthig auf ſeinen deutſchen Stamm, rühmt um zu täuſchen ſein „ehrlich deutſches Blut". Eben dieſe Deutſchruſſen bilden einen der entſittlichſten, für Handel und Wandel des Alltaglebens gefährlichſten Bevölkerungstheile von St. Petersburg. Das angelernte Handwerk wird eben von ihnen am häufigſten nur geübt, um dahinter den unehrenhafteſten Nebenerwerb zu verbergen. Sie haben es dahin gebracht, daß uns der Petersburger ſagen darf, die deutſchen Namen herrſchen in den Gefängnißliſten vor, die deutſchen Namen überwiegen in den Zwangsarbeitshäuſern, die Deutſchen ſtellen das ſtärkſte Contingent zu den Regimentern der Geheimpolizei. Sie haben es auch dahin gebracht, daß die öffentliche Meinung jegliches Mädchen niedern Standes aus deutſchem Blut der käuflichen Unzüchtigkeit verdächtigt. Und es iſt eine furchtbare Schmach, daß wir ſolchen Behauptungen kein keckes Nein entgegenſetzen dürfen.

Dieſe Maſſe der Verarmten, Verdorbenen, Gefährlichen machte jene Deutſchen, welche glücklicher emporgeſtiegen ſind, noch abgeſchloſſener gegen ihre Landsleute, als es ſchon an und für ſich die Gewohnheit des Petersburger Lebens mit ſich bringt. Darum währte es auch bis in die neueſte Zeit, ehe nur der Anfang eines Vereines zuſammentrat, welcher die Unterſtützung der bedürftigen und dem Verderbniß entgegeneilenden Landsleute unternahm. Wie ſehr aber vorzüglich die kleinern deutſchen Fürſten jeden ihrer hierher gewanderten Unterthanen als ver-

lornen Sohn betrachten, bezeugt die Thatſache, daß eben dieſe eine lange Zeit hindurch dem Vereine ihre Beiſteuer verſagten. So blieb er denn bis heut noch völlig ungenügend, ſo das Verhältniß der hülfsbedürftigen Deutſchen wahrhaft ſchreckenerregend. Ausgeſtoßen von der Heimath, zurückgewieſen von den eignen Landsleuten, gehaßt von den Ruſſen, treibt ſie die Noth zur Unehre und der Hunger zum Verbrechen. Ihre Schande wird aber von den Petersburger Ruſſen mit jubelndem Hohne verkündet — um daraus ein „Charakterbild der Deutſchen“ zu conſtruiren.

Dieſer Haß iſt nicht neuen Urſprungs; er iſt ſo alt, wie Petersburg. Zwar liebt der Ruſſe keinen Fremden; aber er vergab es doch den Engländern und Franzoſen, daß ſie herankamen, um Gewinn und Geld zu ſuchen. Denn ſo ſtanden auch ſie in der Reihe der Beherrſchten. Dagegen durften die Deutſchen den Thron umſtehen, durften des Czaren Rathgeber ſein, nahmen dieſe Plätze den Eingeborenen weg und errangen eine Herrſchaft, welche der Ruſſe mit Leichtigkeit ertragen haben würde, wenn ſie von ſeinen Landsleuten geübt worden wäre, während ſie ihm jetzt mit Centnerlaſten zu drücken däuchte. Dies Verhältniß iſt von den Ruſſen niemals widerſpruchslos, immer mißwillig und nur darum erduldet worden, weil darin eine Offenbarung kaiſerlichen Willens zu Tage kam. Als aber endlich eine feſte Geſtaltung der Dinge im „neuveränderten Rußland“ durch die Deutſchen hergeſtellt war und inzwiſchen die vornehmen ruſſiſchen Klaſſen begonnen hatten ſich ſelber einige Bildungsglätte anzueignen, da erachtete man die Aufgabe der Deutſchen zu Ende und jede fernere Dauer ihrer Herrſchaft eine Ungerechtigkeit gegen die ruſſiſche Nationalität. Seitdem ſteht den Deutſchen nicht nur eine mißwillige Bevölkerung, ſondern auch eine offen feindliche Partei im nationalen Adel, auch nicht nur in Petersburg, ſondern im ganzen

Reiche ein bitterer Haß gegenüber. Dieſer hat den ingrimmigſten Vernichtungskrieg gegen das deutſche Element begonnen und vollführt ihn mit allen Mitteln maſſenhafter Kraft, wie ſlaviſcher Zähigkeit.

Es iſt hier nicht der Raum, um es zu ſchildern, wie unter dieſen Einflüſſen das politiſche Syſtem des Staates, an deſſen Ruder die nationalen Lenker immer häufiger treten, zum ſtrengruſſiſchen wurde. Es iſt auch nicht mit Beiſpielen zu belegen, wie man eben von Seiten des Ruſſenadels die ſo verſchiedenartigen Deutſchen aus allen germaniſchen Landen gleich einer kompakten Genoſſenſchaft hinſtellte und den Fehler, das Vergehen des Einzelnen allüberall als Zeichen und Ergebniß des Geſammtcharakters mit hinterliſtigem Geſchick verkündete. Aber emporgewuchert iſt aus dieſen feindlichen Liſten das heutige Ergebniß: die Vernichtung des Einfluſſes der Deutſchen auf die Herrſchermächte, wie auf das Volk. Wer noch von ihnen aus früherer Zeit in ſtaatsmächtiger Stellung verblieb, iſt mehr geduldet, denn geſucht. Auf allen Seiten tritt ſeinem Wirken die falſch deutelnde Verdächtelei der Nationalen entgegen. Wer ſich vorm Sturze fürchtet, muß dem Intereſſe der ruſſifizirenden Politik die feilen Hände leihen. Wer ferner noch erträglich leben will, muß zuerſt ſich ſelber ruſſifiziren.

Niemals iſt jedoch jene deutſchfeindliche Geſinnung zu lauteren und rückſichtsloſern Aeußerungen gekommen, als beim Tod der Großfürſtin Alexandra, welchem der des Grafen Benkendorff ſo raſch folgte, und womit das Deutſche einen entſchiedenen Schutzherrn verlor. Wie immer, ſo mußte auch hierbei wieder der Einzelne dem moskowitiſchen Haß die Waffen zu ſcheinbar berechtigtem Kampf in die Hände drücken. Kleine, ärmliche Hofgeſchichten waren es, an die man die Maſſen von Spottreden, Karrikaturen und Verläumdungen heftete, welche Petersburg durchliefen und von da aus aufreizend in das Land hinausklangen.

Das ruſſiſche Deutſchthum erhielt damit eine Todeswunde und Waſſili-Oſtrow iſt ſeit jener Zeit noch minder ein deutſches Beſitzthum in Petersburg denn früher.

Das Ende der Hauptſtraße von Waſſili-Oſtrow iſt ein öffentliches Krankenhaus, ihr Anfang am Newakai wird von der Akademie der Künſte und der erſten Kadettenſchule eingefaßt; weiterhin am ſelben Newakai liegt auch die mit der Akademie in gewiſſer Verbindung ſtehende Kunſtkammer mit Peter des Großen wächſernem Standbild, mit ſeinen Drechslerarbeiten, mit Plänen und Grundriſſen, mit ausgeſtopften, getrockneten, in Spiritus aufbewahrten, ſkelettirten, verſteinerten Thieren aller Klaſſen, Länder, Meere, Sümpfe und Klimaten, mit ethnographiſchen Kleider- und Waffenmaſſen und endlich auch mit einem ganzen Saal voll mineralogiſcher Seltenheiten — ein durch Maſſenhaftigkeit und ſchöne Aufſtellung imponirendes Zubehör einer Kaiſerreſidenz; aber eben ſo wie es allerwärts gewöhnlich, eben nur ein prunkend Schauſtücklein, ein Kurioſitätentheater, in welchem man geweſen ſein muß, um darin geweſen zu ſein. Wichtiger für den Beobachter ſind die beiden genannten Gebäude, welche den Anfang der Kadettenlinie ſelbſt bilden. Beide ſind Bildungsſtätten der Zukunft; und dennoch in beiden ſo viel Ueberlebtes, ſo viel Unvollendetes. Die Kadettenſchule hat es in der Aeußerlichkeit der von ihr erſtrebten Bildung am weiteſten gebracht. Alljährlich ſendet ſie eine Menge von Epaulettenträgern nach dem Süden, Oſten und Weſten, deren geſelligen Takt, deren ungemeine Geſprächsfertigkeit, deren encyklopädiſch Wiſſen und deren zierliche Körperhaltung man in allen Geſellſchaftsſälen belobt. Dagegen haben uns die ernſten Männer der ſtrengern Prüfung auch bereits ſo oft in dicken

Büchern dargethan, wie dies Alles nur Schaumgold und Flitterputz, daß man doch immer wieder mißtrauiſch auf die erhabenen Wiſſenſchaftsnamen und Wiſſenſchaftsapparate blickt, welche uns aus den Lectionskatalogen und in den weiten Sälen der Anſtalt entgegenglänzen. Dazu raunt uns Petersburg in's Ohr, wie eben in dieſer Anſtalt des Werdens bereits der Hauch des Ueberlebten, oder vielmehr Abgelebten eben ſo mächtig, als in allen andern Verhältniſſen der frühwelken Reſidenz. Man mag den wahrhaft grauſenerregenden Schilderungen der Petersburger über die hier herrſchende Sittenloſigkeit kaum glauben, kaum daran glauben, daß dieſe Halbkinder großentheils bereits alle Lüſte und Laſter der Großſtadt durchgekoſtet haben, wenn man ſie in ihrer zierlichen Kleidung leichtſinnig, friſch und munter auf den Straßen hinkokettiren ſieht. Auch gehören hierher jene Erfahrungen nicht, welche der Arzt in den Lazarethen dieſes und anderer Inſtitute macht, obgleich ſie leider in ihrer Geſammtheit das Urtheil Petersburgs beſtätigen. Man hat davon den Lehrern und Aufſehern viel zur Laſt gelegt. Allein fragen wir ernſtlich: ergeht es nicht dieſen ſoldatiſch zugeſtutzten Kindern wie ganz Petersburg? Sind nicht ihr Weſen und Sein, ihre Frühreife im Luſtgenuß und ihre Jünglingslaſter im Kindesalter treue Spiegelbilder des geſammten Stadtlebens? Zeugt und zeigt doch auch das junge Petersburg alle möglichen Mißzuſtände vielhundertjähriger Großſtädte nach nicht anderthalb Lebensjahrhunderten? Trägt nicht ſeine Bevölkerung alles Unheil eines vorzeitigen Alters aus überfrüher Aufnahme entſittlichter Ueberfeinerung? Hat doch die Stadt und ihre Bewohnerſchaft niemals eine Jugend, niemals eine Periode naturwüchſiger Verhältniſſe gehabt; und nun ſollen dieſe plötzlich in der von ihr erzeugten Generation vorhanden ſein? Die Sumpfluft der unorganiſch entſtandenen Stadt bleicht das Antlitz des Kindes und erſchlafft ſeine

Muskeln; die großſtädtiſchen Lebensverhältniſſe wiſchen den Hauch der Unbefangenheit und Unſchuld von ſeiner Seele, ehe dieſe Seele zum Charakter heranzureifen vermag. Vollkommen berechtigt ſind wohl die Mahner, welche immer und immer wieder auf dieſe betrübenden Zuſtände hinweiſen; aber man darf nicht einſeitig verurtheilen. Man muß beim Alter anfangen, um daß die Jugend nicht dereinſt in deſſen Bahnen einherſchreite. Wo wirkliche höhere Bildung noch ſo wenig das Bedingniß der äußern Lebenserſcheinungen wurde, wie in Rußland, da kann man keine verdammenden Klagen darüber führen, daß die Jugend nur wieder dem äußern Schein ohne innerliches Leben zugebildet wird. Der Staat ſelber hat es ſo gewollt. So lang zwei Drittel der jugendlichen Bevölkerung fern vom Vaterhauſe und maſſenhaft zu kaiſerlichem Dienſt geſchult werden, ſo lang die Ausbildung des Knaben, wie des Jünglings an Formen und Formeln äußerer Behabung, ſo lang ſein jugendlicher Leib in Uniformen gedrängt werden muß, damit er nur die Möglichkeit einer Laufbahn erringe, ſo lang endlich Wiſſenſchaft und Kunſt ſich nicht von den erſten Grundelementen auf frei entfalten darf — ſo lang iſt keine andre Jugend in Petersburg möglich. Denn eine Jugend ohne Elternhaus iſt eben niemals unbefangen. Die Maſſenhaftigkeit gleichartig einercirter Umgebungen ertödtet die erſten Keime eines eigenthümlichen Weſens und Seins; die Formen und Formeln, weil anſtatt des Begreifens genügend, verſtumpfen die geiſtige Thätigkeit; der uniformirte Geiſt und Körper laſſen die Ideale der Jugend nicht erwachſen, aus denen oft wohl das Laſter, dagegen auch die ſtärkſten Tugenden für den ſpätern Kampf mit dem praktiſchen Leben entſproſſen. Das Kind lernt nicht als Jüngling den offnen Zweikampf mit dem Schickſal; aber es lernt von den Windeln auf die Finten und Schliche gegen Das, was es als Schickſal erkennen muß, gegen den

Despotismus in jeder Form. Weil die innere, wirkliche Seele verſchrumpft, überwuchern die kleinen und niedrigen Charaktereigenſchaften; weil der Sinn für Höheres ſich nicht entfalten darf, überwächſt die Sinnlichkeit den Drang nach höherem Genuß. Das Formenweſen iſt der Tod der Seele. — —

Wir ſprechen wohl in allen Sprachen Europa's von einer „Kunſt" der Erziehung. Seltſam aber, daß die Erziehung in Petersburg ſogar ſpeziell den plaſtiſchen Künſten zugezählt zu werden ſcheint. Als wollte man es andeuten, daß ſie hier nur den äußern Formen des Menſchen gelte, unbekümmert um deſſen Inneres, bildet das Wort „Erziehung" die vierte Ueberſchrift der Portale, welche aus dem Hofe der Akademie der bildenden Künſte zu deren Innerräumen geleiten, während Malerei, Baukunſt und Skulptur den andern drei Pforten überſchrieben ſind. — Es iſt aber ein prachtvolles Gebäude, in denen dieſe Künſte gepflegt werden ſollen, ja es gilt für das architektoniſch ſchönſte von ganz Petersburg. — Peter der Erſte hat jedoch dieſe Akademie nicht gegründet; dazu war er zu ſehr mit dem Kämpfen gegen die Urſprünglichkeit des Lebens, zu ſehr mit den Anfänglichkeiten aller Entwicklungen beſchäftigt, auch war er ſich dazu zu gut bewußt, wie eben die Erſtehung der akademiſchen Künſte ſich nicht erzwingen läßt. Er mochte vielleicht auch hoffen, dieſe Blüthe werde freiwillig aus dem Reſidenzboden emporwachſen. Es wäre vielleicht auch geſchehen, wenn man eben nicht von Oben her fort und fort eine treibhauseilige Erſtehung aller Attribute der ausländiſchen Großſtädte und weſteuropäiſcher Zuſtände neben, über und durcheinander erzwungen hätte. Aber ſchon Eliſabeth glaubte, außer durch die überüppige Lebensweiſe des Hofes von Verſailles, welche ſie im Winterpalaſte eingeführt hatte, die Verähnlichung ihrer Reſidenz mit Paris durch Erſchaffung einer Akademie der Künſte zur

erotiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vervollſtändigen zu müſſen. Ob es ihr nun gleich nicht gelungen war, irgend etwas Organiſches und wahrhaft Lebendiges herzuſtellen, weil eben die Vorbedingungen eines Kulturlebens fehlten, ſo begann doch Katharina II. das Werk von Neuem, indem ſie dieſen Prachtpalaſt aufführen, Lehrer berufen ließ und der Anſtalt eigene Statuten und Privilegien verlieh. Die folgenden Herrſcher, beſonders auch Alexander, haben dann für die Akademie der Künſte unendliche Goldſummen verſchwendet und damit in der That manche ſchöne Errungenſchaft erobert. Allein die Kunſt, beſonders die bildende Kunſt, blieb dennoch bis heute ohne Anklang in der Menge, unverſtanden und unverſtändlich, etwas Anbefohlnes, Aufgedrungenes, von der Nation eben nur als bedeutungsloſe, oft unbequeme Zierrath Ertragenes. Bloß in den Treibgärten der Fürſten und Herrn, rings umhegt und geſchützt gegen die rauhe Luft, aber auch abgeſchloſſen vom Himmel, vermag ſie noch heute bis zu einem gewiſſen Grade zu gedeihen. Ja dem echten Ruſſen fehlt, außer für Ton und grelle Farbe, das Organ jeder künſtleriſchen Empfänglichkeit; denn es fehlt ihm die erſte Vorausſetzung für Entſtehung eines Kunſtbedürfniſſes: er kennt die Nothwendigkeit einer Feſtigung des alltäglichen Lebens nicht.

Dafür iſt das aſiatiſch-nomadiſche Element in ihm noch zu machtvoll. Sein Wohnort iſt ihm keine Heimath, wo ihm zu leben oder zu ſterben verlangt, ſeine Wohnſtube kein Heiligthum, welches er für das Wohlbehagen eines langen Verweilens ſchmücken möchte; ja ſelbſt der Kreis ſeines freundſchaftlichen Umganges iſt ihm kein abgeſchloſſener, nie aufzugebender, nur zu erweiternder: ſondern er wechſelt ihn mit größter Leichtigkeit nach den eben paſſenden Umſtänden, wie ſein Kleid nach der Jahreszeit. Einzig um die Familienbeziehungen kettet er ſich, ja vielleicht enger als alle echteuropäiſchen Nationen; und darum iſt auch

ſeine Sprache reicher für die Bezeichnungen der Verwandtſchaftsgrade als ſonſt eine Sprache — vielleicht nur die rohe der familienhaft ſiedelnden Letten ausgenommen. Dieſe Unſtätigkeit des Ruſſen iſt jedenfalls ein unbewußter Nachklang der vorgeſchichtlichen Lebensverhältniſſe ſeiner Nation. Sie giebt ihm die unbezwingliche Wanderluſt, welche den auf Obrock entlaſſenen Leibeignen das ganze Reich durchziehen läßt, und den vornehmen Bojaren die ganze Welt. Allein weil eben unter ſolchen Vorausſetzungen die ganze Einrichtung, die ganze Richtung ſeines Lebens bloß dem nächſten Augenblick gilt, ſo konnte ſich in der plaſtiſchen Kunſt auch keine andere Entwicklung zeigen, als jene, welche wir im Innern Rußlands gewahren. Eine eigentlich ſchöne und gleichzeitig für Jahrhunderte berechnete Baukunſt konnte gar nicht Bedürfniß werden. Holz, überhaupt Pflanzenſtoffe, ſind als das am leichteſten zu erlangende und zu behandelnde Material überall angewendet. Ganz einfach aufeinandergeſchichtet ſind die Balken für die Hausmauern, und das Dach beſteht aus Bretern oder Borke. Der Luft und dem Lichte bahnte man eben nur ſo viel Eingänge als unumgänglich, und alle Zierde beſchränkt ſich auf Arabeskenſchnitzerei nebſt grellbuntem Anſtrich der Wände. Die Zimmer ſind weit, doch giebt es ihrer wenig; die Wände ſind mit grellbunten Papierlappen, den Aequivalenten des Zeltſtoffes, behängt, und das goldflitternde Heiligenbild in einer Ecke der Stube erinnert eben auch wieder an ein nomadiſches Leben, welchem die Kirche fehlt. —

Es würde zu weit führen, wenn man die Ueberbleibſel jener verſchollenen Zeiten, die Offenbarungen des aſiatiſchen Nomadenlebens in den Eigenthümlichkeiten echtruſſiſcher Lebensformen hier weiter nachweiſen wollte. Nur eine Andeutung dafür ſollen dieſe Bemerkungen ſein, wie dasjenige, was man heut als Kunſt in Rußland bezeichnet,

auf einen durchaus unpaſſenden Boden gepfropft wurde und nicht in der leiſeſten Faſer mit der ruſſiſchen Nationalität zuſammenhängt. Einzig durch das ſlaviſche Nachahmungstalent ward einer alleinherrſchenden Kaiſerreihe die Möglichkeit gegeben, eine europäiſche Kunſt, die heutige Architektonik, Skulptur und Malerei, ja ſelbſt die Muſik nach Rußland zu verpflanzen. Und dennoch ſtehen ſelbſt in den Gemächern des ruſſiſchen Hochadels die Gemälde, Statuen und andere Meiſterſtücke europäiſcher Kunſt nur noch wie Fremdlinge, wie verwundert ob ihres Standpunktes, wie gedrückt und beengt von dem aſiatiſchen Ueppigkeitsglanze ihrer Umgebungen.

War es überhaupt möglich, daß die europäiſche Kunſt eine gewiſſe Berechtigung in Rußland errang, ſo mußte dies allerdings noch am meiſten in der von Ausländern überſtutheten Reſidenz geſchehen. War doch Petersburg ſelber unruſſiſch vom erſten Lebensaugenblick; war doch das fremde Element überhaupt hier das einzig ſchöpferiſche. Frankreich und Deutſchland ſchufen denn auch die hieſige Kunſt. Oder vielmehr Deutſchland gab ihr die Entſtehung und Frankreich bemächtigte ſich ihrer, um ſeinen Geſchmack nach und nach in allen Geſtaltungen derſelben alleingeltend zu machen. Die Petersburger Kunſt iſt heute vollkommen franzöſiſchen Charakters, ja bis zu den modiſchen Verkünſtelungen franzöſiſch und eben zumeiſt in dieſen.

In der Akademie für bildende Künſte ſteigen dem Beobachter wohl ſolche Betrachtungen auf. Und dennoch, wenn wir näher auf eine Charakteriſtik eingehen wollen, iſt es nöthig, von einer Kunſt zunächſt zu ſprechen, welche in keiner Petersburger Akademie vertreten iſt. Die Muſik hat der Ruſſe in der That bereits geſtaltet und eigenthümlich geſtaltet auf ſeine europäiſche Aneignungsweiſe mitgebracht. Der Geſang iſt ihm angeboren, ſeine eigenthümliche Inſtrumentalmuſik von der Leib-

eigenſchaft anerzogen. Wo zahlreiche Menſchenſchaaren einem einzigen Herrn zu unbedingter Verfügung geſtellt ſind, benutzt dieſer ſie als Maſchinen. Er will Muſik hören. Nun wohlan, ſo muß jede Maſchine einen, höchſtens zwei Töne angeben und der im Takt geſchwungene Stock ſetzt daraus eine Melodie zuſammen. Die alte nationalruſſiſche Muſik legt dafür bereits Zeugniß ab. Als aber mitteleuropäiſches Leben eindrang, mußte die Selbſtgeltung jedes einzelnen Inſtrumentes dem begabten Muſiker zur willkommenſten Erſcheinung werden. So iſt denn auch erklärt, wie und warum die Inſtrumentalmuſik viel raſcher und viel tiefer in das Volk drang, ja ſogar die nationale Inſtrumentalmuſik jetzt bereits beinahe ausrodete, während die europäiſchen Singweiſen dagegen nur noch im Theater, im Konzert und im Salon ihre volle Geltung finden. Trotzdem hat Rußland und ſelbſt Petersburg noch bis heute nur äußerſt wenig Inſtrumentalkomponiſten ruſſiſchen Stammes gehabt; und was produzirt wurde, iſt mit Reminiscenzen an vorhandnen Tonwerke des Auslandes durchwebt. Die ſelbſtſtändige Produktion ſteht eben dem ſlaviſchen Haupttalente, der größten Geſchicklichkeit in der Nachahmung, mit zu ſchroffem Widerſpruche gegenüber. Den Beweis dafür finden wir ſelbſt in der Praxis der muſikaliſchen Kreiſe von Petersburg: wir müſſen dort bei Dilettanten, wie Virtuoſen die Verbindung einer brillantirenden Gewandheit des Vortrags mit außerordentlich gelungener Nachahmung der Manier gerad modiſcher Meiſter häufiger als in andern Städten bewundern, aber wir begegnen deſto ſeltner einer ſelbſtſtändigen Ausbildung oder einer auf innerem Verſtändniß des Weſens der Tonkunſt fußenden Originalität der Auffaſſung und Ausführung. Ja ſelbſt in der Kritik, welche die muſikaliſche Welt hier übt, liegt dieſes Verhältniß offen zu Tag. Das Bravogeſchrei und der Enthuſiasmus von Berlin, Wien oder Paris finden an der Newa ganz

beſtimmt ihr verſtärktes Echo, auch feiern ausländiſche Größen, wie Liſzt, Ch. Mayer, Henſelt, Dreiſchock, Servais, Rubini, Tamburini und die Garcia hier tumultuariſche Triumphe mit leichteſter Mühe. Dagegen iſt der Fall unerhört (man müßte denn Lwoff ausnehmen), daß ein vom Ausland ungekanntes und ungenanntes Talent ſich in Petersburg Bahn gebrochen hätte. Man entdeckt hier keinen Stern, man hat nur die Gewohnheit, jeden bis zum letzten Scheine wie eine Sonne zu verehren, wenn er vom Ausland gekommen, ſeine beaux restes den Petersburgern zum Kauf anbietet. — Iſt dies Hochſtellung des Auslandes? Oder iſt es nur eine banale Nachäfferei, welche jede großſtädtiſche Mode Europa's in Petersburg am großſtädtiſchſten und nachhaltigſten üben will? Wer mag entſcheiden! Die Räthſel der Petersburger Lebensäußerungen zeigen nur ihre abſichtlichen Dekorationen vor der Oeffentlichkeit, während ſich die Maſchinerie hinter den Thürvorhängen einiger tonangebenden Ariſtokraten verbirgt und von tauſend und abertauſend verſchleierten Intereſſen in dieſen oder jenen Gang gebracht wird — im Kunſtenthuſiasmus, wie in allen andern Dingen. Wie in allen andern Angelegenheiten, ſo hat auch hierin das eigentliche Publikum keine Stimme. Nur der Hof und ſonſtige Protektionen bringen den Einzelnen zur Geltung; die Maſſe kann ihn nicht auf das Schild heben, um die Ariſtokratie zur Anerkennung zu zwingen. Bei dieſen Verhältniſſen iſt in der That beinah unmöglich, daß ein echtruſſiſcher Name aus der Dunkelheit aufſteige, und geſchieht es ja einmal, ſo gehört er der Ariſtokratie an und verhallt innerhalb ihrer Kreiſe. Nur ein einziger Sänger erwarb ſich von Petersburg ausgegangen einen faſt europäiſchen Namen, der Ruſſe Petrow; allein auch er war bereits vielfach genannt von Italien dahin zurückgekehrt. —

Die Ruſſen ſind gewohnt, auf weiter trockner Fläche ihre Häuſer

aufzubauen und für ihre Städte hüglige Flußufer zu ſuchen. Sie bedürfen alſo ſelbſt in ihren europäiſchen Verhältniſſen keines feſtern Materials, als des Holzes. Petersburg mußten ſie dagegen aus Sumpf und Moraſt empormauern, weil ihr Czar ſie am Newaarchipel zuſammenzwang, und ſo reichte das gewohnte Material eben ſo wenig, als die gewohnte Bauweiſe aus. Dies modifizirte ſchon von vorn herein an dieſer Stelle alle architektoniſchen Verhältniſſe. Es hätte alſo ſicherlich nicht einmal der anbefohlenen Nachahmung holländiſcher Formen bedurft, um wenigſtens eine von allen andern ruſſiſchen Städten verſchiedene Bauart hervorzurufen. Während in Moskau bis auf die neueſte Zeit neben der orientaliſchen Form faſt einzig jene barocke Mißrichtung der Baukunſt vorherrſchte, welche ſich in Nachbildungen der Zwiebel, der Melone, der Rübe und des Kürbis beim Kirchenbau gefällt, trat dieſe Richtung in Petersburg von allem Anfang an in den Hintergrund, um die Nadelſpitzen holländiſchen Thürme und ſpäter bei andern ausgezeichneten Gebäuden den klimatiſch wie lokal vollkommen unberechtigten ſüdeuropäiſchen Styl alleinherrſchend werden zu laſſen. Beim Kirchenſtyl blieb von allen altruſſiſchen oder oſtrömiſchen Grundſätzen nur jener halbwegs feſtgehalten, welcher einen Mittelthurm von vier kleinern Thürmen umgeben läßt. Dies bedeutet nämlich den Heiland von den vier Apoſteln umſtanden. Daß aber daneben vorzüglich die italieniſche Bauform die breiteſten Eroberungen machte, war natürlich da die Baumeiſter zu ſieben Achteln aus Italienern beſtanden, welche die gewölbten Kuppeln, die dreieckigen Frontons über den Portalen, die Säulen an der Hauptfaçade und die platten Dächer ihrer Heimath diktatoriſch auf den Norden übertrugen. Später haben allerdings einige Baukünſtler die vom Klima bedingten Uebelſtände durch

gewiſſe Abänderungen auszugleichen geſucht, woraus denn eine ſeltſame Miſchung halbitalieniſchen mit halbruſſiſchem Geſchmack entſtand, welche vorzugsweiſe die Werke Raſtrelli's, Guarenghi's und des Römers Brenna charakteriſirt, denen ſich auch der Nationalruſſe Staſſow anſchloß. Ein wirklich neuer Styl hat ſich jedoch auch daraus nicht entwickelt. Selbſt die Iſaakskathedrale, ein Denkmal wie es das heutige Rußland nur einmal ſich zu ſetzen vermag, iſt ſolch ein ſeltſames Zwittererzeugniß unter den würdigen Domen und den byzantiniſchen Kirchen, eine gigantiſch verſchnörkelte Kopie des Pariſer Pantheons.

Auch dieſe Kathedrale baut ein Ausländer, Baron Montferrand. Aus Granit, Marmor und Metall iſt das Rieſenwerk zuſammengefügt. Die zwei Hauptfronten, ſowie die ſchmälern Seitenfaçaden werden durch acht granitene Monolithe (von 56 Fuß Höhe) gebildet, auf denen breite Frontons laſten, aus deren Mitte ein hoher Dom mit abermals vierundzwanzig Granitſäulen emporſteigt, um welche ſich eine reichvergoldete Gallerie zieht und über welchen eine hohe Kuppel mit ihrem Kreuze auf leichten Nebeln einer rings offenen Laterne emporzuſchweben ſcheint. Dieſer Bau müßte von dem mächtigſten Eindrucke ſein, wenn die vier kleinern Kuppelthürme nicht aus den Ecken des Gebäudes hervorſchöſſen. Aber zwerghaft ſtehen ſie mit ihren vergoldeten Mützen neben der ungeheuern Goldhalbkugel der Mittelkuppel, und dazu iſt der Unterbau rein griechiſchen Styles ohne Rückſicht auf den byzantiniſchen Oberbau entworfen, erſcheint deshalb zu niedrig und ſchwer gedrückt. In dieſem allgemeinen Mißverhältniſſe verſchwinden die bedeutungsloſen Engel vollkommen, welche man überflüſſiger Weiſe um die mittelſte Kuppel ſtellte, während die nun beinah vollendeten Basreliefs in den Dreiecken über den Hauptfronten gerad nur dazu beſtimmt ſcheinen, das Mißver-

hältniß in Styl und Größe zwiſchen dem Unter- und Oberbau noch greller hervortreten zu laſſen *).

Von der Baukunſt zur Malerei, deren Anfang die Ruſſen allerdings in einer gewiſſen Weiſe kannten, ehe noch die weſteuropäiſche Bildung zu ihnen drang. Dieſer Anfang beſtand aber freilich weit mehr in Kenntniß der Farben als der Zeichnung, denn die echtnationale Malerkunſt hatte, wie bei allen aſiatiſchen Urvölkern, keinen Begriff von der Perſpektive und deren Schweſter, der Schattirung. Die Farben zeigen dagegen noch heut auf den älteſten Bildern ein energiſches Feuer, pomphafte Pracht, bewundernswerthe Friſche. Während nun die muhamedaniſchen Aſiaten dieſen Farbenglanz nur auf Kleiderſtoffe und die Ausſchmückung des Innern ihrer Wohnungen verwenden, wogegen ſie die Außenſeite ihrer Häuſer einfarbig übertünchen, iſt die heutige Nationalkleidung des Ruſſen dunkel geworden, wogegen ſein Zimmer buntfarbig geblieben und das rohe Material der Außenſeite ſeiner Hütte mit grellen Farben geſchmückt iſt. Die Formen ſeiner profanen Malerei erinnern dabei noch immer an den reinaſiatiſchen Geſchmack. Sie beſtehen in Blumen, Arabesken und Facetten von verſchiedenſter Form; das Lebendige verſuchte er erſt nachzumalen, als ihn der oſtrömiſche

*) Dieſe unglückſeligen Basreliefs von Le Maitres Hand haben bekanntlich einen Ukas zur Folge gehabt, wonach fernerhin kein Ausländer zur Concurrenz zugelaſſen werden ſoll, welche für die innere Ausſchmückung der Iſaakskirche ausgeſchrieben iſt. Die Basreliefs mögen allerdings nur der nationalen Partei ein guter Vorwand geweſen ſein, die prinzipienmäßige Zurückſetzung der Ausländer auch in dieſer Lebensſphäre geſetzlich zu machen. Allein man muß in der That geſtehen, daß Rußland in der Architektonik gerad durch die Schüler der petersburger Akademie auf eine Stufe vorgeſchritten iſt, wo es mit Fug und Recht des Auslandes entbehren mag, wenn ſchon darunter außer Alexander Brylow und Conſtantin Thon ſich wenig bedeutende Künſtler echtnationaler Abſtammung befinden. Bekanntlich macht man übrigens auch dieſen beiden dieſe Abſtammung ſtreitig.

Katholizismus zur bildlichen Darstellung der Heiligen zwang. Doch blieb auch jetzt das Lebendige todt, das Gesicht und die Hände — denn dies allein ist an den griechischen Heiligen gemalt, während die in Metall getriebene Gewandung ursprünglich keinerlei lebendigen Faltenwurf zeigt, sondern aus einem Conglomerat von platt aufgestreuten Arabesken besteht — bekamen nie einen Ausdruck, nie eine Bewegung. Damit war jedoch der Anfang einer Kirchenmalerei gegeben und auf diese beschränkt sich denn auch noch heute fast ausschließlich die nationale Kunst. — In Petersburg ist natürlich die Malerei der verschiedensten Schulen und scheinbar ohne alle Erinnerung an ihre nationale Ursprünglichkeit geltend geworden; aber da sich eben die Gestaltung der heiligen Historienmalerei in den Händen der Nationalen während der letzten Zeit bei der Ausstellung der Cartons der für die Isaakskirche bestimmten Gemälde in einer gewissen Uebersichtlichkeit darstellte (wie erwähnt, blieb jeder Ausländer ausgeschlossen), so mag es doch nicht uncharakteristisch erscheinen, daß die Dimensionen durchweg außerordentlich groß gewählt wurden, während damit doch nirgends eine wirkliche Großartigkeit erreicht wurde, daß die Zeichnung zwar meistens korrekt, doch Gestalt und Gruppirung der Figuren sehr häufig bekannten Bildern entlehnt erschien, daß endlich die Färbung im Allgemeinen außerordentlich bunt und die Nebeneinanderstellung der Farben sogar nicht selten beleidigend für das Auge auftrat. Brylow hatte verschmäht, seine Cartons einzuliefern; er straft jetzt Rußland mit stolzer Zurückhaltung für die bereitwillige Ueberschätzung, welche es seinen frühern Werken zollte.

In keiner der vielen Gemäldesammlungen Petersburgs darf man hoffen, die nationale Kunst vertreten zu sehen. Diese Sammlungen gehören eben nur zu den gerad modischen Luxusbedürfnissen einer eleganten Einrichtung, weshalb auch in keiner eine bestimmte Richtung

und Schule vorherrſchend iſt. So buntgemiſcht wie die Gallerie der Eremitage und von Czarskoe-Selo erſcheinen auch alle Privatſammlungen, unter denen jene im Stroganow'ſchen, Besporodkow'ſchen, Scheremetjew'ſchen, Beloſelski'ſchen, Juſſupow'ſchen, Narſchkin'ſchen, Galitzin'ſchen und Chapichow'ſchen Palaſte wohl die bedeutendſten ſind. Noch am vorherrſchendſten blieb die flamändiſche Schule, und nächſt der Genremalerei ſcheinen die Landſchaftsbilder (doch vorzugsweiſe Veduten) am beliebteſten zu ſein. Wie überall, ſo wird man auch in Petersburg häufig genug von einem vollkommen ungewürdigten Meiſterwerke in vollkommen unkünſtleriſcher Umgebung überraſcht; und hier, wie in Moskau, möchte wohl noch manches Bild, deſſen Verlorenſein die Kunſtkenner beklagen, bei genauer Nachforſchung aufzufinden ſein. Denn zu allen Zeiten, wo in Mitteleuropa durch den Drang der politiſchen Ereigniſſe die Kunſtempfänglichkeit niedergedrückt war, ſchleppte die Spekulation ausgezeichnete Sammlungen zur übermäßigen Verwerthung eiligſt und beinah heimlich nach dem goldreichen Oſten. So ward z. B. jene unſchätzbare Sammlung des königlichen Vorgängers Cromwells hierher verkauft, wanderte dann zwar ſpäter zum Theil nach Holland und England zurück, zerſtreute ſich aber auch zu einem wenigſtens eben ſo großen Theile in den kaiſerlichen Gallerien und den Hotels der Petersburger und Moskauer Ariſtokratie. So kam ferner die Houghton'ſche Sammlung hierher, ſo finden endlich die Engländer bald hier, bald da ein Bild der berühmten Conswelt'ſchen Gallerie.

Gilt nun ſchon in der vornehmen hieſigen Welt der Bilderſchmuck meiſtens nicht eben mehr, als eine ſchöne Tapezierung, ſo findet die Malerei im größern Publikum faſt gar keine Würdigung. Nur der Portraitiſt mag auf ein lohnendes Auskommen rechnen. Was alſo für Malerkunſt geſchah, verdankte Petersburg in der That faſt nur der

Krone oder, richtiger geſprochen, der Kaiſerfamilie; was für Ausbildung der Maler, bis vor Kurzem ſogar einzig und allein der Akademie. Dort wurden 200 Zöglinge von 14 Profeſſoren vollkommen auf Staatskoſten ausgebildet und ſelbſt durch bedeutende Fonds für Kunſtreiſen unterſtützt. Eine regelmäßig aller drei Jahre wiederkehrende Ausſtellung gab Zeugniß von den Fortſchritten der akademiſchen Zöglinge, und bereits ſchien es, als wolle eine nordiſche Malerſchule ihren eigenthümlichen Charakter gewinnen, als plötzlich eine vollſtändige Umänderung der Dinge dieſe Anfänge vernichtete. Der Akademiedirektor Sauerwein hob nämlich dieſe Kunſtſchule als Erziehungsanſtalt auf und ließ von allen Vergünſtigungen nur einen täglich zweiſtündigen Unterricht im Zeichnen und Malen für die ſogenannten, nunmehr außer dem Hauſe wohnenden Akademiſten übrig. Dadurch verringerte ſich natürlich der Eifer der Schüler, die Beziehungen zwiſchen den Lehrenden und Lernenden lockerten ſich eiligſt und der Anfang zur Entſtehung einer Malerſchule zerſtob. Eine ungemeſſene Nachahmung franzöſiſcher Effektmalerei, geleckte und ungeleckte Uebertreibungen kamen an die Tagesordnung; ſelbſt die Zeichnung, deren Vorzug in früherer Zeit eine große Korrektheit war, verſchlechterte ſich raſch und wich einer abſcheulichen akademiſchen Manier, welche breites Zeugniß dafür ablegt, wie wenig die heutigen Akademiſten die Verſchmelzung der antiken Form mit der Natur verſtehen. Sauerwein und Ladurnaire, erſterer ein guter Zuſammenordner einzelner Gruppen zu wirkſamen Schlachtſtücken, der andere nur Parademaler, ſtehen als Ausländer an der Akademie vollkommen vereinſamt und ohne irgend nennenswerthen Nachwuchs. Karl Brylow iſt bei ſeinem Untergange von Pompeji ſtehen geblieben, ja zeigt in der Schlacht von Pleskow ſogar einen Rückſchritt. Bunt in der Färbung, wie das Untergangsbild, iſt ſie auch ohne Einheit wie dieſes und durchwebt von

den greifbarſten Reminiscenzen in den einzelnen Gruppen. — Noch unbedingter als ehedem iſt ſeit Sauerwein's akademiſcher Reform die Malerei in den Dienſt der Ariſtokratie getreten, ſchafft Portraits nach beſtimmten Taxen, macht Vedutenbilder für die Albums und übertreibt in Zierlichkeit oder Farbenkoketterie ohne auch nur die Idee eines ſelbſtſtändigen Aufſchwungs mehr faſſen zu können. —

„Skulptur" ſteht über der vierten Pforte der Akademie. Und man darf es nicht läugnen: es ſind durch dieſe Thür viele Schüler zu den Modellſälen hinaufgeſtiegen, welche als Meiſter wieder heraustraten. Die Zöglinge der Akademie haben in dieſem Zweige der Kunſt viel Ausgezeichnetes geliefert. Petersburg iſt allerdings auch der Platz, um durch ſeine Anforderungen eben in dieſem Theil der Plaſtik ein reges Streben hervorzurufen. Sammelt es auch derartige Werke nicht in eigenen Gallerien, ſo braucht es dieſelben doch allüberall, bald um dem Modegeſchmacke zu huldigen, bald um — Geſchichte zu machen, oder doch eben eine Staffage aufzuſtellen, als ob hiſtoriſche Erinnerungen und hiſtoriſche Anerkenntniſſe vorhanden wären. Man anerkennt auch in der That wohl ganz gern die hiſtoriſchen Geſtalten; nur was man ſonſt im übrigen Europa die Lehre der Geſchichte nennt, blieb unerkannt, unanerkannt. „Des Volkes Geſchichte iſt des Herrſchers Eigenthum." —

Geht man in Petersburg durch die Geſellſchaftszimmer, ſo findet man wohl hier und da jene jetzt beliebten Statuetten, entweder Nachbildungen berühmter Meiſterwerke oder auch zierliche verſteinerte Impromptu's; und man erfährt bei der Nachfrage nach deren Verfertiger häufiger als bei andern Kunſtgegenſtänden, daß dieſer ein Ruſſe, ein Zögling der Akademie. Steigt man dann auf die Straße hinab, ſo begegnet man wieder am Sockel der vielen Standbilder und Basreliefs

häufiger nationalruſſiſchen Namen, als man es ſonſt gewohnt iſt. So ſtammen die ſoldatiſchen Geſtalten der Feldmarſchälle Barklay de Tolly und Kutuſow vor der Kaſanſchen Kirche, ſowie der Siegesengel auf der Alexanderſäule aus der Werkſtätte Boris Iwanowitſch Orlowsky's, welcher als Lehrer an der Akademie wirkte. Eben ſo arbeitete dieſer die vortrefflichen Reliefs am Fußgeſtell jener eben ſo bedeutungsloſen als charakterloſen Reiterſtatue Peter des Erſten vor dem alten Michailow'ſchen Palaſte, deren Modell und Guß der Italiener Martelli lieferte. Zu faſt allen Pferdeſtatuen, welche außerordentlich häufig an verſchiedenen Brücken und Gebäuden wiederkehren, lieferte Baron Kloot, gleichfalls ein Zögling der Akademie, die Modelle und man darf ihn beſtimmt den erſten jetzt lebenden Künſtlern ſeines Faches beizählen. Ja an Genauigkeit der Ausführung mag er unübertrefflich genannt werden, weshalb es um ſo mehr zu beklagen iſt, daß er ſich noch niemals an wirkliche Gruppirungen gewagt hat. — Es würde jedoch zu weit führen, wenn hier noch im Einzelnen auf die bildhaueriſchen Leiſtungen der Akademie durch ihre Schüler eingegangen würde, und ſo mag denn zum Schluſſe noch die Anführung des in Moskau lebenden Vitali genügen, deſſen edle Großartigkeit in der Behandlung, wie die vollendete Technik in der Ausführung ſicherlich das ſchönſte Zeugniß für die Bildungsweiſe der Akademie ablegt. — —

Es mag vielleicht hierher ungehörig erſcheinen und dennoch gehört es zur Vervollſtändigung einer Charakteriſtik der Petersburger Kunſtzuſtände, daß wir uns mit einem Sprung aus der Akademie der Künſte in die Anſtalten verſetzen, „deren Bretter die Welt bedeuten.“ Dieſe banal gewordene Phraſe findet auch vielleicht nirgends ihre Bewahrheitung mehr als hier, wo jedes Leben, welches ſich nicht in den anbefohlenen Formen bewegt, zu den unerlaubten Verhältniſſen gerechnet wird,

alſo ſicherlich nicht den ſchwierigen Weg durch das Perpetuum mobile der Cenſurſcheere auf die Bühne der Oeffentlichkeit zurückzulegen vermag. Damit iſt es im Allgemeinen angedeutet, daß die hieſigen dramatiſchen Erzeugniſſe und Aufführungen denſelben erſtickenden Centnerlaſten erliegen, welchen jeglicher freigeſtaltende Aufſchwung im ganzen Reiche als Opfer fällt. Das Publikum hat auch wenig Empfänglichkeit für das Drama, den niedern Schichten der Geſellſchaft iſt daſſelbe durch die enormen Eintrittspreiſe ſogar faſt unmöglich gemacht. So ſtehen denn die Theater meiſtens leer, noch leerer erſcheinend durch ihre unendlich weiten Zuſchauerräume. Denn auf 3000 Menſchen iſt das große ſteinerne Theater berechnet, auf 1800 das Alexandratheater, auf 1000 das Michaeltheater und 1000 Mitglieder bilden die ſchauſpielernde Armee der fünf Bühnen. In ruſſiſcher Sprache wird nur im ſteinernen Theater und zwar mit ſpaniſchem Glanze geſpielt. Daß dieſer Glanz meiſtens vollkommen zwecklos und an falſcher Stelle angebracht, daß ein übermäßiger Pathos die Stelle regelrechter Deklamation im höhern Drama, ein übertriebenes Geſtenmachen an die Stelle natürlicher Aktion getreten iſt — bemerkt das hier verſammelt echtnationale Publikum nicht. Es will nur geblendet ſein. Darum begnügt es ſich auch vollkommen mit dem einzigen talentvollen Schauſpieler Karatigin, wennſchon auch er neuerdings in eine ſchreiende Manier verfallen iſt. Nichts wird im recitirenden Schauſpiel ſo herzlich belacht und beklatſcht, als die ſchmutzige Unzweideutigkeit; und nächſt dieſer brüllt man Polewoi's hämiſchen Karrikirungen der Deutſchen das lauteſte Bravo. Allein übertönt wird ſelbſt noch dieſes Bravo und dieſes Beifallsgeklatſch von dem Enthuſiasmus, welcher ſich im Ballet kundgiebt. Man kann auch in der That nichts Prachtvolleres, beſonders maſſenhaft Prachtvolleres ſehen, als ein hieſiges großes Ballet. Und fragen wir nach den Namen

dieſer allerdings nicht „Göthe tanzenden“ Künſtler und Künſtlerinnen, ſo ſchallen uns faſt lauter ruſſiſche Namen entgegen, wenn nicht eben die Taglioni den Petersburgern die Aeſthetik praktiſch demonſtrirt.

Vom dramatiſchen Geſang nur ein Wort. Die italieniſche Oper ſetzt ſich aus lauter weltberühmten Namen zuſammen; aber die Namen ſind alt geworden und den Stimmen iſt es nicht beſſer ergangen. Man darf mit Dlle. Georges ſagen, als ſie bei ihrer letzten Kunſtreiſe in Deutſchland ſich und ihre Genoſſen einem Kunſtkenner vorſtellte: Voilà les ruines des gens jadis célèbres. Dennoch gilt es in der Petersburger Ariſtokratie zum guten Ton, eine Loge in der italieniſchen Oper abonnirt zu haben, wenn man dieſelbe gleich nur benutzt, falls einmal die franzöſiſchen Schauſpieler nach einem Theater der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer beordert ſind und man dazu keine Einladung erhalten hat.

Doch giebt dieſe Vorliebe des Hochadels für das franzöſiſche Schauſpiel noch keinen Maßſtab für deſſen Vortrefflichkeit. Die franzöſiſchen Schauſpieler üben, wie überall, die Kunſt des Zuſammenſpiels mit großer Gewandtheit, auch geſtattet ihnen die Cenſur den verhältnißmäßig freieſten Spielraum; dagegen wirken im Einzelſpiel übertriebene Geberden und Mienen, ſelbſt die unzweideutigſten Zweideutigkeiten auch hier als eigentlich packende Kraft auf ihr ſonſt ſo ſtreng über äußerliche Form und förmliche Aeußerlichkeit wachendes Ariſtokraten- und Hofpublikum. — Zuletzt endlich und in aller Hinſicht zuletzt muß das ſchon erwähnte deutſche Theater genannt werden. Vom Hof und ſeiner Welt gemieden, von den eigentlichen Petersburgern verachtet, geleitet von einem deutſcher Sprache unmächtigen General Geodonoff, ſpielt es faſt ausſchließlich vor einem Handwerkerpublikum. Saloppe Haltung, widrige Uebertreibungen, ſchales Witzeln und verbrauchte Ausſtattung ſind dafür charakteriſtiſch. Vorhandene oder aufſtrebende Talente werden

in dieſen Umgebungen natürlich nur ungern geduldet und ſtehen, wenn geduldet, viel zu vereinſamt, um nicht bei erſter Gelegenheit einen andern Wirkungskreis zu ſuchen. An ein Aufblühen iſt unter den jetzigen Verhältniſſen und Stimmungen Petersburgs nicht zu denken. Das Theater vegetirt ſeinem Untergang entgegen und theilt ſomit das Schickſal des deutſchen Elementes in der Czarenreſidenz.

Die letzten Stunden in der Reſidenz.

Nach einer mehrmonatlichen Eingewöhnung in den Petersburger Lebensglanz überraſcht uns die Eleganz des Paſſagierzimmers der kaiſerlichen Poſt nicht mehr. Der glänzende Tapetenſchmuck erſcheint uns eine Nothwendigkeit, die Bildniſſe aller Glieder der kaiſerlichen Familie und dazu gehöriger Miniſter in reichem Goldrahmen ſind für uns reizlos geworden, nachdem wir den lebendigen Originalen öfters begegneten und in keinem halbweg offiziellen Lokale dieſen ſtereotypen Kupfer- oder Stahlſtichen entgehen konnten. Dicht daneben hängen aber auch die Portraits von Roſſen allerlei Zucht, gleich als dürfe der Reiſende nur die Race wählen, aus welcher er ſeinen Poſtzug zuſammengeſetzt wünſcht. Dazu kommen ſogar die Abbildungen aller möglichen Beförderungswerkzeuge der ruſſiſchen Poſt in feinſter farbiger Ausführung, ſo daß man glauben möchte, die Telega's, Pritſchka's, Drotzſchki's und alles andere ſtoßende, ſtockende, ſchütternde Fuhrwerk dieſer kaiſerlichen An-

ſtalt gleite eben ſo flüchtig und glatt dahin, wie es die ruſſiſche Welt vom Staatsſchiff behauptet. Uebrigens läßt ſich in der That nicht läugnen, daß die Geſtalt und Einrichtung der nationalruſſiſchen Wagen immer etwas Schwunghaftes und Anmuthiges, Freies und Leichtes zeigt, was ſelbſt den eleganteſten Erzeugniſſen der raffinirten engliſchen und frankfurter Wagenbaukunſt mitunter abgeht. Die Kibitken, ſowie die verſchloſſenen Wagen, welche bei der Reiſe nach Sibirien auf kaiſerliche Koſten geſtellt werden, finden ſich freilich unter jenen Fuhrwerken nicht abgebildet. — Der wichtigſte Schmuck der Paſſagierſtube iſt jedoch das unermeßliche Verzeichniß von Poſtrouten und Fahrgelegenheiten, auf und mit denen man uns in ſtrengſter Pünktlichkeit und raſcheſter Eile augenblicklich nach jedem beliebigen kleinſten Punkte Europa's zu befördern — verſpricht. In zierlicher Perlſchrift, als ſei dies nur beiläufig und anmerkungsweiſe geſagt, ſteht unter jenem Verzeichniß eine Reihe von Poſtgeſetzen, welche auseinandergelegt einen der fünfzig Bände des Swod der Reichsgeſetze ziemlich bis zur Hälfte füllen würde. Ihr Geſammtergebniß iſt der einfache Satz, welcher hier jede unſerer Lebensbewegungen begleitet: Du mußt tauſendfache Plackereien durchmachen, ehe Du zum Ziele gelangſt; alſo auch hier, ehe Du Dich in den Poſtwagen ſetzen und einige Meilen weit wirklich unangehalten fortrollen darfſt.

Trotzdem ſteht in dieſen Poſtgeſetzen nichts davon, wie der Fremde und ebenſo der ruſſiſche Unterthan, ehe er ſeine Reiſe wirklich antreten darf, mindeſtens drei Wochen lang in St. Petersburg und ſo in jeder Stadt des Reiches von dem Augenblick an aufgehalten wird, wo er ſich um einen Paß bewarb. Obſchon auch dieſe geſetzlichen Beanſtandungen der Abreiſe nur gegen Denjenigen in Kraft treten, der ohne Protection iſt, ſo wagt doch Niemand ſich darüber zu beſchweren, eben weil ſie

po ukasu ſtattfinden. Aber um wirklich mit dieſem dreiwöchentlichen Aufenthalt wegzukommen, iſt man, wie bei allen Berührungen mit niedern Behörden, auch gewöhnlich noch zu einem außergeſetzlichen Aufwande von vielen blauen Zetteln gezwungen, während rechtlicher Weiſe nur die unbedeutenden Gebühren für dreimalige Einrückung unſeres Namens in die Gouvernementszeitung und 60 Kopeken (1 Gulden) für Ausfertigung des Paſſes zu erlegen ſind.

Wer ſich in der Paſſagierſtube befindet, muß dies Alles natürlich überwunden haben. Ihm ſtehen, falls er mit eignem Wagen reiſt, nur noch die Beutelſchneidereien der Stationspoſthalter bei der Forderung von Pferden bevor. Vor dieſen ſchützt ihn aber auch keine Podoroſchna, falls er nicht eine Uniform trägt, in unmittelbarem offiziellen Auftrage reiſt oder falls nicht jener Beſtellzettel von einem oberſten Lenker der Staatsgewalt mit eigner Hand unterſchrieben iſt. Indeſſen läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer Uebelſtand, wie das ganze Poſtweſen, neuerdings ſich wenigſtens auf den Wegſtrecken verbeſſert hat, welche der Kaiſer und des Kaiſers Diener am häufigſten befahren. Die Poſteinrichtungen auf den eigentlichen „Kaiſerſtraßen" ſind ſogar vortrefflich. Dahin gehören aber die ſechs großen, zum größten Theil auch chauſſirten Wege, deren Anfangspunkte die beiden Hauptſtädte des Reiches, deren Endziele Narwa, Riga, Mitau und die preußiſche Grenze, ferner Warſchau, Woroneſch und Niſchny-Nowgorod. Auf dieſen Heerſtraßen verkehren ſogar regelmäßige Eil- und Kurierpoſten zur Beförderung von Perſonen ziemlich in derſelben Weiſe, wie allenthalben im nichtruſſiſchen Europa. Doch iſt die Aufnahme von Paſſagieren nicht unbeſchränkt, auch werden keine Beiwagen gegeben und darum können, wie in Frankreich, neben ihnen auch noch Privateilfuhren mit Poſtpferden, ſelbſt bei

höherer Fahrtaxe als die kaiſerlichen Kurierpoſten, für die Unternehmer eine reichliche Rente bringen.

Die Kurierpoſt zwiſchen Petersburg und Warſchau, womit außer dem Kondukteur je zwei Paſſagiere befördert werden, fährt wöchentlich zweimal und angeblich Punkt ſechs Uhr des Abends von beiden Endpunkten ab. So wenigſtens heißt es im Poſtenverzeichniß und im Kalender der Akademie der Wiſſenſchaften. Allein eine ungeheure Kluft gähnt ja in Rußland überall zwiſchen Wort und That, zwiſchen Verſprechen und Erfüllung. Die Petersburg-Warſchauer Kurierpoſt befördert nun leider auch einen bedeutenden Theil der amtlichen Schriften, welche in immer großen Maſſen von der Czarenreſidenz nach der Hauptſtadt des zernichteten Königreichs laufen. Dies ändert den Poſtabgang weſentlich. Denn natürlich können die Herrn Tſchinowniks die Abfertigung ihrer Depeſchen nicht deshalb beſchleunigen, weil die Poſt eine Stunde früher abfahren ſoll, als der Bureauſchluß feſtgeſetzt iſt. Während alſo die Poſtbeamten den Reiſenden fortwährend ermahnen, ſich jeden Augenblick zum Einſteigen bereit zu halten, während er ſelbſt keine ſeiner Reiſehüllen in dem heißen Zimmer ablegen darf, während er auch fortwährend ſein Gepäck überwachen muß, damit es von den keineswegs allzuſchriftkundigen Päckern nicht etwa in einen andern Poſtwagen geſchleudert werde und dennoch Viertelſtunde auf Viertelſtunde verrinnt, kommen von den verſchiedenſten Kanzleien die dienenden Unteroffiziere mit dem Befehle, die Warſchauer Poſt dürfe nicht eher abgehen, als bis dieſe oder jene kaiſerliche Behörde ihre Depeſchen eingeſendet habe. Und obſchon ſie deren Ankunft us minutje (in einer Minute) verheißen, ſo kommt es doch ſelten vor der ſiebenten Stunde zur Abfahrt. — Wie bei dieſem, ſo geht es bei faſt allen Poſtabgängen. In jeder Stadt, welche den Anfangspunkt eines weitern Poſtkurſes bildet,

dieſelbe Verzögerung. Dem Kondukteur bleibt es überlaſſen, an Zeit wieder einzubringen, was die Tſchinowniks davon bequem verſchwendeten; und er raubt es dem Reiſenden unterwegs an den geſetzlich bereits ſehr knapp zugeſtandenen Raſtſtunden, da ihm ſelber die härteſte Strafe bevorſteht, falls er nicht zur beſtimmten Minute auf den Hauptpoſtſtationen eintrifft und keine elementariſche Urſache der Verzögerung nachweiſen kann.

Solche Klagen erſcheinen kleinlich. Allein man kämpfe ſich nur durch den hochgeſchwellten Strom aller Beſchwerniſſe, welche einer Abreiſe in Rußland vorhergehen und man wird es empfinden, wie unter den hieſigen Verhältniß vorzüglich dem Ausländer, welcher dem nichtruſſiſchen Europa wieder zuſtrebt, jede Minute des gezwungenen Aufenthaltes gleich einem unermeßlichen Zeitraume wiegt. Denn jenes unaufhörliche unbeſtimmte Bangen, welches uns immer enger umſtrickt, je länger wir auf dieſem unſichern Boden verweilen, laſtet jetzt mit Centnerlaſten auf unſerer Bruſt. Bisher biſt Du durch glücklichen Zufall noch jeder feindlichen Berührung mit den Behörden entgangen, die Rechtloſigkeit der hieſigen Rechtszuſtände hat Dich noch nicht getroffen, Du haſt die Geltungsloſigkeit der bürgerlichen Sicherheit im Gegenüber zu einer fragloſen Beamtenwillkühr oder zu der Laune eines perſönlichen Feindes noch nicht empfunden; Du haſt Deine Gedanken, Anſichten und Beobachtung vorſichtig in Dein Innerſtes verſchloſſen; Du biſt Dir nicht des geringſten Fehls gegen die Geſetze, auch nicht des kleinſten Verſtoßes gegen die beſtehenden Formen bewußt — und dennoch haſt Du kein kleinſtes Recht zu einem Sicherheitsgefühl. Indem Du eben den Fuß heben willſt, um den Wagen zu beſteigen, kannſt Du plötzlich feſtgenommen und eingeſperrt werden, bleibſt monatelang ungefragt im Gefängniß, wirſt ſpäter von Verhör zu Verhör geſchleppt und haſt

endlich, wenn Alles ſehr glücklich abläuft, nur die trockne Entſchuldigungsphraſe zu gewarten: man habe ſich in der Perſon geirrt, Dich aus Verſehen feſtgenommen; Du ſeieſt nunmehr vollkommen frei und man bedaure nur, daß Du nicht abreiſen dürfeſt, bevor Du ſo und ſo viele Rubel Gerichtskoſten erlegt habeſt. Oder auch, Du ſollſt binnen vier und zwanzig Stunden die Reiſe nach dem Ausland antreten und in der vom Zwangspaſſe bezeichneten Zeit, auf dem von ihm anbefohlnen Wege das Reich verlaſſen. — Dies ſind nicht etwa Bilder einer aufgeregten Phantaſie; nein, es ſind einfache, trockne Erinnerungen an die Erzählungen von einer Menge ähnlicher Fälle, welche uns während unſeres ruſſiſchen Lebens zu Ohren kamen oder wohl gar unſerem Blicke vorübergingen. Wer mag ſich da der Vergleichung des ganzen ruſſiſchen Staatsorganismus mit jener Menſchenpyramide enthalten, welche die indiſchen Götzenbilder ſo oft verſinnbildlichen? Zu unterſt liegen die Parias zuſammengeſchichtet, wehrlos gekrümmt unter der Laſt auf ihren Leibern herumtretender Mandarinen und Prieſter, während das Gewürm des Bodens giftig und gierig von allen Seiten heranzüngelt — das Volk, der Menſch unter den Füßen der Tſchinowniks. Die Mandarinen und Prieſter aber tragen wieder auf ihren Nacken eine eherne Geſtalt, wonach ſie bangend die Blicke hinaufſchicken, während dieſe theilnahmlos über den Menſchenmaſſen emporragt, auf denen ſie fußt — der czariſche Abſolutismus.

Endlich ſchmettert in ſolche herbe Gedankenreihen das Signal zur Abfahrt herein!

Und dennoch ſcheint es, der Abſchied werde uns ſchwer? — Stehen ja doch immerhin Einige um uns, welche den Fremdling nicht nur mit jener äußerlich wohlthuenden Gaſtfreiheit des Oſtens aufnahmen und dieſer nicht nur durch Mittagsmahle, Abendgeſellſchaften oder Theater-

logen genügten, ſondern uns einen Blick in ihr Herz vergönnten und einen Platz in ihrem ſtillſten Zimmer. Da hat es nur der blaue Rauch des ſyriſchen Tabaks vernommen, wie ſie von drinnen erzählten, bald dies, bald jenes, immer neue Klagen und nur mitunter ein ſchüchternes Lob des materiellen Lebens. Da haben ſie die goldgewirkte Decke mit den demantblitzernden Verzierungen vom Petersburger Leben abgehoben, um uns hineinblicken zu laſſen in das anwidernde Gewühl eines durch und durch entwürdigenden Organismus. Da tauſchten ſie ihre Kunden gegen die Mittheilungen von draußen ein. Da lehrten ſie uns, wie klein und unbedeutend auch die härteſten Anklagen nichtruſſiſcher Zuſtände im Vergleiche mit dieſen ſind. Und nun blicken ſie nicht bloß deshalb traurig, daß der neugewonnene Freund ſcheidet, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen ſcheidet — ſondern auch beneidenden Blickes ſchauen ſie ihm nach, wie er wieder hinausfährt in glücklichere Verhältniſſe, von denen ſelbſt nur Aehnliches ihnen in unerreichbarer Ferne zurückbleibt, ja deren unmittelbare Anſchauung der argwöhniſche Staat ſelbſt dem Kranken bloß auf beſtimmte, kurze Zeit, dem Geſunden ſogar nur gegen ſchwere Geldſummen, gleichſam gegen Strafgelder geſtattet. — Tief, wie in Sibiriens Bergſchachten, liegen den Zurückbleibenden dieſe Gedanken, Klagen und Wünſche freilich in der Seele verborgen; denn möchten ſie emportauchen, ſo wäre der Leib in dringender Gefahr in jene ſibiriſchen Gräber hinabgeſtoßen zu werden. Doch ſchweigen auch die Lippen: das Auge iſt ein ungehorſam Ding, nur dem noch rebelliſcheren Herzen unterthan. Von den Thränen, die hervorquellen, kann aber ſelbſt die Scheidekunſt der geheimſten Polizei nicht die verſchiedenen Elementaratome beſtimmen; ihr ſpürender Scharfſinn vermag nur das Wort und die Schrift zu zerlegen oder beide zu verderblichen Giften zuſammenzukochen. Ein feuchtes Auge darf alſo dem Fort-

ziehenden nachblicken. Doch ſelbſt untereinander nennen die Freunde dieſe Thräne nur eine Abſchiedsthräne, ob es auch jeder im tiefverſchwiegenen Herzen weiß, daß er noch um etwas Anderes, Höheres, Wichtigeres weint. — Die Doppelſchildwachen am Thore ſchreiten aber waffenklirrend auf und ab; ein uniformirter Diener läuft mit den Namen der Abgereiſten nach dem Polizeiamt, dieſes meldet weiter zur Oberpolizeibehörde, von da geht die Anzeige an das Miniſterium Orloff und Kleinmichel, endlich findet ſie Ruhe in der zweiten Abtheilung des eignen Kabinets ſeiner Majeſtät des Kaiſers aller Reuſſen, Nikolaus I. Pawlowitſch.

Durch Polen.

1844.

Von der Reſidenz bis zum Königreich.

Kalt und finſter war die Nacht, Schnee mit Regen gemiſcht die letzte Gabe, welche Petersburg den Davoneilenden in den Wagen warf. Im Wosnoſenskyproſpekt flackerten die Gasflammen hinter ihren Scheiben zum Verlöſchen bereit; auf den Trottoirs meiſtens nur die tiefen Schatten eilender Regenſchirme, daneben manchmal ein wallender Federbuſch, oft auch das bunte Hemd des Arbeiters, an den Ecken der einmündenden Straßen ſtehen und liegen die Iswoſchtſchiks um ihre Droſchken, während die Branntweinflaſche fleißig kreiſ't, damit die äußere Naßkälte minder fühlbar werde; rechts und links fliegen auch allerlei Wagen vorbei. Das Leben iſt ungewöhnlich lebhaft, die Zeit des Arbeitsſchluſſes iſt eben vorüber und die Menſchen eilen zur Ruhe oder zur Luſt. Unſer Wagen aber raſſelt zur Wanderarbeit über die Brücken der Kanäle, aus dem Bereiche der Gaslaternen, welche durch trübe Oellämpchen erſetzt werden, aus den Kreiſen der fortlaufenden Häuſerreihen, denen die bekannten Wüſteneien der äußern Umkreiſe der

Großen Seite folgen. Und endlich iſt es tiefdunkel, todtenſtill um uns, ſo daß die Halsglocken der Pferde und ihr klappernder Hufſchlag auf den Pflaſterandeutungen ganz allein herrſchen, bis endlich wieder zwei helle Laternen vor uns aufleuchten. Das iſt die Saſtawa (Schlagbaum), an welcher der Kondukteur die Namen der Abreiſenden abgiebt, damit auch von hier aus eine Beſcheinigung ihrer wirklichen Abfahrt zur Polizei gelange.

Endlich liegt Alles hinter uns, was den offiziellen Namen St. Petersburg trägt, und vor uns aus dem nahen Düſter ſich in immere dunklere Fernen verlierend, beginnt eine weitgedehnte, ununterbrochene Fläche. Kein Lichtſchein, keine Menſchenſtimmen, kein Hundegebell ringsum in dem öden Schweigen. Von Zeit zu Zeit taucht nur ein Werſtpfahl, ein Steinhaufen, ein vereinzelter Baum im vorüberfliegenden Scheine der Wagenlaternen auf. So abgeſchloſſen und beziehungslos liegt die Kaiſerſtadt am finniſchen Meerbuſen.

Denn ſelbſt am Tage iſt die Smolenskiſche Heerſtraße nicht eben viel lebhafter bevölkert. — Gatſchina, das einzige Petersburger Zubehör, woran ſie vorbeiführt, hat ſeine Hofgunſt verloren. Alte verſchollene Geſchichten vom herzoglich kuriſchen Oberkammerherrn der Czarewna Anna träumen in den abgeſtumpften Thürmen des burgähnlichen Baues. Das prächtige Mittelgebäude mit ſeinen marmornen Säulengängen, aus denen die Büſten römiſcher Cäſaren hervorblicken, mahnt an Gregor Orlow's zwölfjährige Herrſchaft über Katharina's Herz und Reich, welche er vom entthronten Polenkönig Poniatowsky erbte, um ſie gezwungen an Potemkin abzutreten. Das Theater, die Kirche, die Marſtälle ſtehen verödet; ſchweigend dehnen ſich die prachtvollen Gärten, von der Iſchora durchrauſcht; verlaſſen liegt der See mit ſeiner „Liebesinſel," und jener weithinſchauende Obelisk auf

einem Hügel am Ende der Anlagen bezeichnet das Ziel der täglichen Spaziergänge des Großfürſten Paul in ſeiner Verbannung vom Hoflager der thronräuberiſchen Mutter. Vom Augenblicke ſeiner Geburt an vom eignen Vater als Baſtard zurückgeſtoßen, von der eignen Mutter verabſcheut, durch fünf und dreißig Jahre ſyſtematiſch geknechtet und unterdrückt, gedemüthigt von Katharina's Günſtlingen, bedeutungslos und oft des Nöthigen entbehrend, ſelbſt ſeiner Kinder beraubt, mußte ſich in Paul jene wirre und wilde Gemüthsart zu furchtbarer Höhe entwickeln, welche ihm ſobald das Schickſal ſeines Vaters bereitete. Das Schloß Gatſchina war die Wiege dieſes Charakters. Wahrlich, es iſt, als laſte von daher noch heut ein Fluch auf deſſen Mauern und Namen. Selbſt das Städtchen, welches Paul am Fuß des Schloſſes erbaute, vermag nicht aufzukommen; ein Paar kaiſerliche Fabriken nebſt ein Paar hier garniſonirenden Regimentern ſind die täuſchenden Hüllen ſeiner innerlichen Lebensunfähigkeit. Man erhält die Häuſer und Straßen reingefegt und wohlgetüncht, damit das kaiſerliche Auge kein Aergerniß daran nehme, wenn ja einmal ein Ausflug nach den verlaſſenen Sälen des Schloſſes beliebt würde. Aber eigentlich iſt doch ſein wahrer Charakter jenes Dunkel und jene Oede, wie ſie damals herrſchten, als die Petersburg-Warſchauer Poſt hindurch und hinaus eilte in den nächtigen Schneeſturm.

Die Nacht blieb ſo finſter und der Regen mit Schneeflocken ſo dicht gemiſcht, daß auch das heftigſte Wehen des über die Fläche herbrauſenden Windes dem endlich erwachenden Morgenlichte keine Bahn zu brechen vermochte. Noch weit hinein in den traurigen Herbſttag währte die Dämmerung; wirklicher Tag ward erſt, da Luga am Luga-

fluſſe bereits vor Augen lag. Aber welch troſtloſer Anblick! Rückwärts weite Flächen, deren Horizont in graulichblauen Schwarzholzſtrichen verſinkt, rechtshin und linkshin ein welliges Land mit ſchwärzlichem Geſtrüpp kümmerlich beſetzt, mit ſumpfigen Feldern und armſeligen Grasflächen weithin belegt. Da und dort iſt ein trübes, ſchlammfarbiges Waſſer in den Vertiefungen vom Regen aufgeſammelt, ſtrichweis blieb auch wohl noch ein Wenig von dem Waſſerſchnee der verfloſſnen Nacht übrig, die begegnenden Menſchen ſind zerlumpt, wie aus dem Schlamm hervorgezogen, und von markloſem Körperbau. Vorwärts ein häßlicher kleiner Ort, mit ſeinen zerfallenden Hütten und einer jammervollen Kirche in trauriger Unordnung hineingeworfen in eine Hügelgruppe und von Schmutzfluthen durchſtrömt. Selbſt die kuriſchen Judenflecken erſcheinen im Vergleiche zu Luga wie ſtädtiſche Ariſtokraten. Und hinter der Stadt beginnt wieder der vorige Landſchaftscharakter: Wald in der Mittelferne auf allen Seiten, Waſſer in weitgebreiteten Tümpeln auf den Feldern, dann baumloſes Hügelland und endlich von Neuem der Wald. Aus dem aufgeweichten Erdreich tauchen dazu bald ferner, bald näher verhungerte und verfaulte Dörfer auf, und als einzige Unterbrechung der ertödtenden Gleichförmigkeit des Schmutzes und Jammers ſtreckt ſich von Zeit zu Zeit auf einer Hügelſpitze in der nächſten Nachbarſchaft des Weges die Stange der Telegraphen in die Nebelluft. Jedoch auch dieſe Telegraphen, welche uns nunmehr bis Warſchau nicht wieder verlaſſen, ſind in erſchreckender Eintönigkeit aufgeführt. Damit iſt nicht der Mechanismus zu ihrer Hieroglyphenſprache gemeint, deſſen Organe drei verſchiedenartig ſtellbare Querſtangen auf einem ſenkrechten Balken bilden; denn ſie bedingen durch ihre fortwährende Bewegung die einzige Abwechslung in jenem ertödtendem Einerlei. Aber alles Zubehör dieſer Zeichenſprache wiederholt ſich in derſelben Form, Größe

und Farbe bei jeder der mehr als hundert Anſtalten dieſer anderthalbhundert Meilen langen Linie. An den Telegraphenthurm lehnt ſich auf dem ſtets raſirten Gipfel einer Anhöhe ein vier Fenſter breites, einſtockiges Haus mit grellgelben Wänden, auf denen ein rothes Ziegeldach reitet. Davor liegt ein ſo und ſoviel Quadratfuß haltendes eingezäuntes Erdſtück, welches Garten genannt wird; zur Rechten aber und am Abfall des Hügels, genau ſechszig Schritte vom Thurme entfernt, ſteht eine gelbangeſtrichene Brunnenhütte mit rothem Ziegeldach. Ja, dieſe Gleichartigkeit iſt ſo unabänderlich, daß ſolche Brunnen ſelbſt da errichtet werden, wo gar kein Waſſer vorhanden iſt, ſondern nachweislich erſt von jenſeits der Straße und oft werſteweit herangeſchleppt werden muß. Aber po ukasu darf der erſte Telegraph bei Petersburg — die des Winterpalaſtes und der Luſtſchlöſſer ausgenommen — nicht in der geringſten Kleinigkeit vom letzten vor Warſchau unterſchieden ſein; und keinem ſeiner Brüder iſt erlaubt, ſich in ſeiner Aeußerlichkeit irgendwie den natürlichen Bedingniſſen ſeines Standpunktes anzupaſſen. Dieſe ſelbe Uniform wiederholt ſich auch bei den Poſtſtationen, bei den Werſtpfählen, Bruſtwehren, Wegweiſern, iſt das Wahrzeichen der ganzen kaiſerlich ruſſiſchen lebendigen und lebloſen Welt vom 16° bis 62° öſtlicher Länge und vom 40° bis 70° nördlicher Breite — ja vielleicht ſelbſt auf der Inſelgruppe von Nowaja-Semlja und auf dem Archipel von Spitzbergen, welche außerhalb dieſer Grade gelegen ſind. Wer möchte aber vollends auf dieſer Straße wagen, eine Abweichung vor das Auge des Kaiſers zu bringen, auf dieſer Straße, welche er ſo häufig und immer in ungnädiger Stimmung bereiſt?

Wahrlich, für das brennende Bedürfniß nach irgendwelcher Abwechslung wird es bereits eine Wohlthat, wenn nur ein träger Fluß ſchläfrig ſeine trüben Waſſer zwiſchen kothigen Ufern hinwälzt, oder

wenn er vollends in ausſchweifender Veränderungsſucht einer Reihe buſchiger Weiden das Leben gab. Die Welikaja und Utraja mochten damals vielleicht eben auch nur in verzweifelten Ueberdruß am Einerlei die Brücken weggeriſſen haben, welche faul und gelangweilt auf ſchwanken Balken über ihre Flächen gelegt geweſen waren. Denn es ſcheinen die Flüſſe dieſes Landes mit ihren unzähligen Krümmungen, womit ſie nach einem kurzen Fortſchritt gen Norden ſich immer wieder ſüd- und weſtwärts zurückwenden, nur nach einem Erdflecken umherzuſuchen, welcher des Bewäſſerns werther wäre, als die durchfloſſenen. Aber umſonſt. Es iſt ihnen eben ſo unmöglich eine Oaſe der Abwechslung aufzufinden, wie zu erſchaffen. Städte, Dörfer, Menſchen, Vieh und Feld — Alles verkümmert im Schmutz, verſinkt im Schlamm, erſtirbt am Mangel jeglicher Veränderung. Darum iſt's wahrhaft erquickend, wenn nach ſolchen Reiſetagen endlich die Nacht wieder herunterſinkt und alle Umgebungen in Dunkel hüllt. Das vom Ausſpähen ermattete Auge darf ſich nun ſchließen; und aus den undeutlichen Umriſſen im Düſter, aus den ſchimmernden Punkten im Dunkel, aus Wolken, Nebeln und Nachtſchatten darf die halbträumende Einbildungskraft phantaſtiſche Gebilde erſchaffen. Obſchon auch dies nur in kurzen Zeiträumen; denn jede Poſtſtation ſorgt dafür, daß uns die Eintönigkeit wieder zur vollendeten Wahrheit werde. So bemächtigt ſich des Reiſenden unabwehrbar eine völlige Theilnahmloſigkeit; im Halbſchlummer fährt er, im Halbſchlummer blickt er auf die Begegnungen, halbſchlummernd gelangt er in das entſetzend ſchmutzige Oſtrow, wo die Trennung und der Zuſammenſtoß verſchiedener Poſtrouten einen mehrſtündigen Aufenthalt bedingt. Selbſt die volle Lebensgefahr, mit welcher man noch in tiefer Nacht über drei brückenloſe Arme der wildfluthenden Utraja und Welikaja ſetzen mußte, hatte ihren Reiz und Schrecken verloren;

einem Seekranken an Willenloſigkeit und Gleichgültigkeit ähnlich, geht man durch ſie hindurch. Und der folgende Morgen bringt von Neuem die alte Einförmigkeit.

Mit dem Flecken Wuiſchgorod beginnt das witepsk'ſche Gouvernement. Hier wie im durchfahrenen pſkow'ſchen (pleskow'ſchen) dieſelben ſchwarzen Waldſtreifen, dieſelben elenden Dörfer, dieſelben verkümmerten Menſchen, daſſelbe ſchwachgliedrige Vieh, derſelbe Schlamm und Koth, aus welchem Alles ſeine elende Nahrung ſchöpft. Bald werden auch der Dörfer und Meiereien noch weniger als vorher; die ziegelgedeckten, langgeſtreckten Häuſer der Gutsherrn verſchwinden beinah und an ihre Stelle treten dafür immer häufiger jammervoll baufällige, anekelnd ſchmutzige Branntweinſchenken. Ihre Wirthe ſind nunmehr ausſchließlich die Juden, welche mit ſchreckenerregender Zudringlichkeit den vom grauenden Morgen bis zur Mitternacht zahlreich verſammelten Gäſten immer neue Maſſen des Branntwein geheißenen Vitriolwaſſers aufnöthigen und ſolchergeſtalt die Ernte des künftigen Jahres, das noch ungeborne Kalb, das Küchlein des noch unbebrüteten Eies im Voraus an Zahlungsſtatt erraffen. —.

Ueberhaupt erblickt man von jetzt an faſt nur mehr den jüdiſchen Talar, vernimmt man faſt nur mehr das polniſche Judendeutſch, jene dicht am Rothwälſch vorbeiſtreifende Sprache, welche vom eigentlichen Deutſch nichts als den Wortklang beibehielt, während ſich jede urſprüngliche Wortbedeutung veränderte. Alles Land, aller Verkehr und jede lohnende Arbeit iſt in der Hand der Hebräer; wer aber chriſtlichen Blutes — er ſei Herr oder Knecht — ſteht thatſächlich unter ihrer Herrſchaft. Dies wiſſen ſie recht wohl, ſo knechtiſch ſie ſich auch vor Jedem beugen, der einen halbweg ordentlichen Rock am Leibe trägt, mit ſo willfähriger Unterthänigkeit ſie auch jedem Auftrag eines Freien

zu Dienſten ſtehen, ſo geſchmeidig ſie ſelbſt dem leibeignen Bauern zu Fug und Willen ſind. Im fürſtlich gezierten Schloß des Woiwoden, im kleinen Hauſe des Städters, in der zerfallenden Hütte des Eigenhörigen walten und ſchalten ſie, die Heerſtraße beleben ihre jammervollen Fuhrwerke, auf den Nebenwegen erkennt man die kniebrüchigen Wanderer. Denn die Woiwodenpracht wird von jüdiſchen Kapitalen erhalten — bis es dem Hebräer gefällt, ſie vom toll wirthſchaftenden Herrn zurückzufordern; der Handwerker bearbeitet mit Werkzeugen, zu deren Ankauf aus jüdiſcher Hand der jüdiſche Mäkler das Geld vorſchoß, Stoffe, die ihm der jüdiſche Händler auf Borg überließ; der leibeigne Bauer trinkt, ißt, lebt vom Darlehen des Juden, um dieſe Speiſe, dieſen Trunk, dieſes Leben mit einer Ernte zu bezahlen, deren Ertrag den Schuldbetrag dreifach decken würde, wenn nicht die Zinſen des Vorſchuſſes ihr Ergebniß doppelt überſtiegen. So gehört jenen bettleriſch zerlumpt einherſchreitenden Hebräern Alles, was der Umblick des Auges erfaßt: das Vieh auf der Weide, das Wild im Walde, die Saat des Feldes, die Stämme des Forſtes, der Fiſch im Waſſer, der Stein im Steinbruch — Alles, Alles iſt ihnen verpfändet. Es iſt gar kein Vergleich zwiſchen der Abhängigkeit des Volkes in Kurland von den dortigen Hebräern mit der Angehörigkeit der ganzen Menſchenwelt Litthauens an ſie. Ja, die Einzelheiten dieſer Umklammerung des ganzen Lebens durch jüdiſche Zähigkeit, Schmiegſamkeit, Zudringlichkeit, Geſchäftmacherei und Schlauheit zu ſchildern iſt beinah unmöglich. Darum dulden die hieſigen Hebräer die ärgſte Bedrückung, die furchtbarſte Härte von Seiten Rußlands — wenn ſie nur im Lande bleiben können. Selbſt Polen, das eigentliche echte Polen, leidet nicht in dem Grade von ihnen, wie Litthauen. Das Volk iſt dort nicht in gleichem Grade ſittlich und körperlich erſchlafft, wie hier; es kennt andere Genüſſe als Eſſen, Trinken

Faullenzen und Betteln. Und vor Allem: es iſt nicht mehr leibeigen. — Von dieſen Litthauern möchte man dagegen beinah glauben, ſie ſeien ſich ſolcher vollkommenen Zerweichung und Verſchlemmung ihres ganzen Weſens bewußt, und wagten es darum ſo ſelten, ſich nur zu zeigen. Denn in der That muß es den Reiſenden eigenthümlich berühren, wenn er tagelang auf der Hauptſtraße eines national ſtreng abgeſchiedenen Landes dahinfährt und doch ſo ſelten die Nationaltracht ſeinem Auge vorübergehen ſieht; wenn ſie aber, dann von Oben bis Unten zum Erbarmen abgeriſſen und Menſchen umhüllend, aus deren jedem Geſichtszug und jeder Bewegung Hunger und Trunkſucht, Trugſinn und Faulheit, die vollſte Eingewöhnung in den Schlamm des Lebens, ſich offenbart, wahrlich, man könnte, wie gegen die Leiden des Volkes verhärtet, ſo gegen das moskowitiſche Unglück gleichgültig werden, welches ſich nunmehr in zermalmenden Wetterſchlägen gegen die Hebräer herabſtürzt, herabſtürzt gegen ſie, nachdem Rußland weder die chriſtlichen Unterthanen dieſer Lande zu beſſern Kulturzuſtänden hinleitete, noch den Hebräern die Möglichkeit gab, ſich auf ehrenhafterem Wege denn bisher eine Exiſtenz zu ſichern.

Wer die hieſigen Landesverhältniſſe nicht kennt, mag auch von Wuiſchgorod weit herein in das Witepsk'ſche Gouvernement reiſen und wohl bis Retſchiza herabfahren, ehe er irgend eine Veränderung dieſer Verhältniſſe bemerkt, bis ihm endlich die bekannte Lettentracht in's Auge fällt. Hier nämlich betreten wir Polniſch-Livland, jenen Theil Litthauens, welcher vorzugsweiſe von Letten bevölkert iſt, ja wo ſich ſogar — ſüdwärts von der Straße, in der Gegend von Ljutzin — ein eſthniſcher Stamm erhielt und die Juden mehr als bisher auf die Flecken und Städte zuſammengedrängt ſind. Aber dieſe Letten ſind noch heut leibeigen: dies Loos theilen ſie gemeinſchaftlich mit den Litthauern. Und

von den Ruſſen erlernten ſie in Dörfern zuſammenzuwohnen, in Dörfern, welche das jammervolle Ausſehen der litthauiſchen vollkommen theilen und ſich nur darin unterſcheiden, daß jetzt nicht mehr nur katholiſche Kirchen über das Hüttenelend emporſteigen, ſondern bereits häufig griechiſche Kuppeln den Sieg des Moskowiterthums über das vorruſſiſche Chriſtenthum bezeugen. Zu dem unberechtigten jüdiſchen tritt hier das berechtigte ſlaviſche Herrſchaftselement. Nur wenige deutſche Gutsherrn, noch weniger deutſche oder auch lettiſche Ortsnamen vernimmt man in dieſen Kreiſen. Polniſchen und litthauiſchen Adeligen gehörte der Grund und Boden ſeit langer Zeit und ſeit 1772 traten dazu die Ruſſen. Dieſe drei Stämme bilden denn auch neben den Juden die Ariſtokratie der elenden Städte und Flecken; das ganze Land aber mit ſeinem vorherrſchenden Moraſtboden, mit ſeiner Unzahl träger Bäche und Flüſſe, mit ſeinen vielen hundert Seen und ſtehenden Gewäſſern, mit ſeinen ewigen Nebeln und ſeinen alljährlichen, meilenweiten Ueberſchwemmungen — es erſcheint recht eigentlich, wie die Allegorie des Ruſſismus, welcher aus unſcheinbaren Anfängen beginnend ſich unmerklich weiter ausdehnt und genährt wird von immer neu zuſtrömenden Quellen. Die Telegraphen aber ſind die Signalzeichen ſeiner Operationen, die Juden ſeine mächtigſten Bündner, indem ſie das Volk in die unermeßlichſte Noth des materiellen Lebens verſenken, aus welcher der verzweifelnde Sklave keinen andern Rettungsweg findet, als die Anheimgabe ſeiner Lebensgewohnheiten an ruſſiſches Weſen und ſeines Glaubens an die rechtgläubige Kirche. Lauter als das zaghafte Geläute der katholiſchen und evangeliſchen Kapellen ſchallt dazu das unheilige Geklingel der fünfkuppeligen Kirchen. Dichter als ſonſtwo drängen ſich bereits im ſüdöſtlichen Theile ruſſiſche Kolonien zuſammen und ſogar einen Bezirk ackerbauender Soldaten giebt es hier beim Flecken

Uszwalda zwiſchen Kraslaw und Dünaburg, an den Ufern der Düna *).

Mitten in dieſe Landſchaft unzweifelhaften Beſitzes baute dennoch die ruſſiſche Vorſicht ſeine Feſtung Dünaburg gegen etwaige Möglichkeiten, und einen Theil ihrer Wälle warf ſie über die Düna nach Kurland hinüber. Schon ſpät am Abend machte dort die Kurierpoſt einen mehrſtündigen Aufenthalt. Da fand ſich ein buntgemiſchtes Leben in und um den Gaſthof, gleich als wolle der Zufall vor dem Vorüberziehenden ein charakteriſtiſch Bild der hier zuſammenſtoßenden Nationalitäten, ihres Verhältniſſes gegeneinander und ihrer Stellung zum Herrſcherſtaat aufrollen. Der Herr des Hauſes, und mit ſtolzer Herablaſſung auch Verpfleger ſeiner Gäſte, war ein polniſcher Szlachtiz mit wohlgepflegtem Schnurrbart. Dienſtboten lettiſchen Stammes gingen ab und zu. Ein jüdiſcher Fitzelkrämer ſchacherte an allen Tiſchen der von dickem Rauch erfüllten Trinkſtube. Den Haupttiſch beſetzte eine Gruppe oberländiſcher Männer, gemiſcht mit litthauiſchen Edelherrn, und aus ihrem ziemlich laut geführten Geſpräch hörte man unverhüllte Klagen über neue Eingriffe der ruſſiſchen Macht in die Rechte des Adels, harten Tadel des damals neuen Ukaſes, welcher die „Ausreiſe“ noch mehr erſchwerte, denn früher. Nicht fern von ihnen ſtießen ein Paar ruſſiſche Offiziere ſchweigend den Rauch ihrer Stambulka's von ſich,

*) Polniſch-Livland, offiziell nicht vom Witepsk'ſchen Gouvernement abgeſondert, umfaßt den von Letten vorzugsweiſe bewohnten, ungefähr 280 Quadratmeilen haltenden Theil dieſes Gouvernements, welcher öſtlich vom Diſſa'ſchen und Sebeſch'ſchen Kreiſe, weſtlich vom ſüdlichen Livland, ſüdlich durch die Düna vom kuriſchen Oberland, nördlich vom Oſtrow'ſchen Kreiſe eingegränzt wird. Es war früher bald im Beſitze der baltiſchen Ritterſtaaten, bald unter der Herrſchaft der Kirche, kam bald an Polen oder Rußland oder Schweden, wurde dann im Oliviſchen Frieden (1660) Polen zugeſtanden und bei deſſen erſter Theilung dem Witepsk'ſchen Gouvernement einverleibt.

tranken ſchweigend die immer neu gefüllten Branntweingläſer leer, blickten ſchweigend von Zeit zu Zeit auf die lauten Edelleute, deren jedoch keiner nur einen beachtenden Blick zu ihnen hinüberſandte. Und vom Vorhauſe klang der Geſang eines litthauiſchen Bettlers in die Pauſen des Zimmerlärmens mit mißtönender Stimme, in todtrauriger Weiſe herein ..... Da raſſelte plötzlich der ruſſiſche Zapfenſtreich an den Fenſtern vorüber und der Jude floh, wie blitzgetroffen, aus dem Gemach, die Offiziere erhoben ſich eilig zum Gehen, die Edelherrn verließen ſpornklirrend das Gemach, der Geſang des litthauiſchen Bettlers verſtummte. —

Todtenſtill lag auch die ganze Stadt in ihre Feſtungsmauern eingehüllt, als ſpäter der Poſtwagen durch ihre Straßen polterte. Vorſichtig, zaghaft, langſam kroch nachher das ruſſiſche Gefährt über die breite Dünabrücke, als fürchte es ſich vor einem plötzlich aufflutenden Grimm des in ſchlaftrunkenem Rauſchen darunter hinwegdrängenden Fluſſes; und zu ſauſendem Galopp peitſchte dann wieder der Kutſcher die Roſſe, nachdem ſie das jenſeitige Hügelland betreten, als habe der ruſſiſche Kurier mit ſeinen offiziellen Depeſchen kein Recht und keine Sicherheit auf dieſem von deutſchem, litthauiſchen und polniſchen Blute befruchteten Boden.

Der zwiſchen jagenden Wolken von Zeit zu Zeit hervorbrechende Mond beleuchtete bald eine bekannte Landſchaft: rechtshin den lautzen'ſchen Wald, dann Edelhof und Kirche von Lautzen dem Wege noch näher, nachher den brüggen'ſchen See. Brüggen, Demmen, Schönberg, Kummeln, Feldhof — lauter deutſche Namen — bleiben zur Linken; Aegypten und Kurzum ſind die letzten Begegnungen der Heerſtraße und kaum nach einer Viertelſtunde ſind wir wieder auf litthauiſchem

Gebiete, im Wilna'ſchen Gouvernement. Alle Umgebungen, das Land, die Menſchen und ihre Wohnungen tragen wieder den bekannten Charakter; ſoweit das Auge blickt glitzern die Reſte weitverbreiteter Ueberſchwemmungen. So vergeht die Nacht, ſo verfließt der folgende Tag, deſſen Abend die Grenze des ehemaligen Königreichs bringt.

Kowno iſt der Grenzort. Eine breite Brücke liegt auf der Wilia, und wo dieſe in den Niemen fällt, liegt die Stadt. Hier ſetzten am 23. Juni 1812 drei Kähne mit Plänklern vom Großherzogthum Warſchau über, hier lagerten ſich hinter ihnen drei Brücken über den Strom, auf denen der napoleoniſche Romantiker Murat mit ſeinen drei Gardekorps den Krieg nach Rußland führte. Und jetzt war die Stadt ſo tief in ſchweigenden Schlummer verſunken, als habe ſie niemals eine Geſchichte erlebt. Erſt wenn man bereits wieder den Niemen paſſirt und unzweifelhaft polniſche Erde betreten hat, erkennt man im dämmernden Mondſchein auf mäßigen Anhöhen neu aufgethürmte Befeſtigungen, zu deren Vollendung ſeltſamer Weiſe die Quadern und Stämme vom verunglückten Oſtſeehafen Windau hierher zurückgeführt werden. Wo iſt nun Rußland der Wallſchutz nöthiger? Hier oder dort? —

Zur weitern Erwägung dieſer Frage bleibt jedoch dem Reiſenden keine Zeit. Denn dicht am linken Dünaufer nimmt die polniſche Grenzunterſuchung ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Beinah wie eine Kriegserklärung iſt jedes Wort ihrer Geſetze gegen die Einführung ruſſiſcher Erzeugniſſe gerichtet, ja ſelbſt die Zollſteuer vermag nur einer ganz geringen Menge — kaum genügend für den perſönlichen Bedarf des Reiſenden — geſetzlichen Eingang zu verſchaffen, und für jedes Loth mehr droht unwiderruflich die Konfiskation. Aber trotz dieſer Strenge des Geſetzes empfindet man bereits an der höflich geſitteten Weiſe, mit

welchem dieſe ärgerlichen Geſchäfte von den Beamten abgethan werden, daß nun das eigentliche Rußland hinter uns liegt. Auch ſtreckt ſich keine Zöllnerhand nach Beſtechungen aus. Doch ſogar den ruſſiſchen Kurierwagen verläßt man, um dafür einen bequemeren Sitz in einer polniſchen Diligence einzutauſchen, welche dann eilig durch einen Hohlweg der Uferhügel in das Land des europäiſchen Mitleidens hineintrabt.

Polniſches Land.

An den meilenweiten Sümpfen und eintönigen Holzwildniſſen der Warren-, Karkhny-, Szalnicki-, Szlawanky- und Zuwintabrüche hatte die Nacht den Poſtzug vorbeigefördert, um vor Kalwary die Sonne freundlicher als an einem der bisherigen Reiſetage aufgehen zu laſſen. Freilich iſt auch hier die Landſchaft keineswegs ſchön; aber man erkennt doch aus deren wechſelnderem Grün, man fühlt es an der milderen Luft, daß wir bereits manchen Grad weſtwärts und ſüdwärts vom Ausgangspunkte unſerer Fahrt entfernt ſind. Der Herbſt hat hier wirkliche Farben, bunte, luſtige Farben, nicht nur jenes dumpfe Grau des kummervollen Abſterbens für einen ſieben Monate langen Winter. — Ach, und man wird ja auch ſo genügſam in dieſen Anlanden des baltiſchen und finniſchen Meeres, daß unſer Auge bereits Landſchaftsſchönheiten zu erkennen glaubt, wenn ſich nur einige Laubholzgruppen am langſam ſchleichenden Fluſſe dahinziehen, wenn ſich nur einige Ausblicke

auf Waldpartien eröffnen, wenn nur hier und da ein weißes Haus aus den düſterfarbigen Dörfern hervorblinkt, wenn nur einige Büſche und Wieſen die niedrigen Hügel umkleiden. Freilich bleibt der Horizont auch am Szeſuppefluſſe fort und fort vom unvermeidlichen Schwarzwald umgrenzt; aber dieſer Schwarzwald und ſeine Genoſſen, Haide und Wacholderbuſchwerk, beherrſchen doch nicht die ganze Umgebung, verdüſtern mit ihrem Schwarzgrün nicht die ganze Landſchaft. Freundliche Birken ſind vielmehr unſere treueſten Begleiter, und ihre ſilbernen Stämme leuchten mit heitern Lichtern aus dem Farbengemiſch ihres zum Wintertod feſtlich geſchmückten Laubwerks hinein.

Die erſte Stadt, welche nicht nur nach den offiziellen Ortsverzeichniſſen dieſe Benennung verdient, heißt Suwalky, ein licht und bequem gebauter Ort, freilich ohne den Luxus eines Straßenpflaſters und, wie ganz Polen, vollkommen in den Händen der Juden, Tſchinowniks und Koſaken.

Die Juden haben wir ſchon in Kurland und Litthauen erblickt und die unausweichliche Begegnung mit ihnen hat uns ſogar etwas an ſie gewöhnt. Wir haben überall ihre verderblichen Einflüſſe kennen gelernt; aber auch überall erkannt, wie ihre plötzliche Entfernung aus den Landſtrichen, in denen ſie einbürgerten, zunächſt unmöglich iſt, ſo lang die Leibeigenſchaft oder doch nur eine grundbeſitzloſe Bauernfreiheit herrſcht. Ja, wo ſich die jüdiſchen Verhältniſſe und die Zuſtände des Landvolkes beſſer herausſtellten, verſchwanden ſogar viele der durch die Hebräer herbeigeführten Uebelſtände. Sie blieben dort nicht nur ein nothwendiges Uebel, ſondern wurden zu anregenden und fördernden Elementen des induſtriellen Lebens. Dagegen erſcheint aber das Land von einer dreifachen Peſtbeule zermartert, wo zu den Juden, die Tſchi-

nowniks und Koſaken treten. Ein Bündniß ſcheinen aber hier im eigentlichen Czarthume Polen dieſe drei Menſchenracen geſchloſſen zu haben: nur ſie bevölkern die Städte, nur ſie überziehen das Flachland mit ihren Maſſen. Von einer polniſchen Einwohnerſchaft wird man kaum mehr gewahr, als von den urſprünglichen Einwohnern der durchreiſten litthauiſchen Landſtriche. Ihr könnt keine Stunde in einer Stadt verweilen, ohne von den offiziellen oder offiziell genannten Plackereien der Beamten betroffen zu werden; nicht das kleinſte Geſchäft des bürgerlichen Lebens iſt ohne Einmiſchung der Bureaukratie geſtattet; nicht die unbedeutendſte Angelegenheit iſt ohne geſetzliche und trügeriſch geforderte, ſtets ſchwere Gerichtskoſten zu erledigen. Sowie Ihr aus dem Wagen auf die Erde tretet, ſeid Ihr außerdem von der unabwehrbaren Zudringlichkeit der Juden beläſtigt; auf jedem Tritte folgen Euch davon Schaaren; wo Ihr eintretet, drängen ſie ſich entgegen. Verlangt um Geld von allen Dingen, welche ſich nur erdenken laſſen: und Ihr könnt ſie niemals anders, als durch jüdiſche Geſchäftmacher („Factoren") erlangen. Wenn aber endlich der Reiſende den Tſchinowniks und Juden entfloh, indem er ſich in den Wagen warf und die Roſſe eilends davonjagen ließ, ſo fährt er buchſtäblich keine Viertelſtunde lang im Flachlande dahin, ohne fern oder nah mit ſeinem Auge auf Koſaken zu ſtoßen. Auf der Heerſtraße ziehen dichte Pulks in träger Schlaffheit vorüber, in den Gräben und unter dem Birkengebüſch haben ſich faule Haufen hingeworfen, auf der Fläche erkennt man es wie wandelnde ſchwarze Punkte, aus dem Walde hervor bewegt es ſich wie ein grauſchwarzer Zug, am Moraſte taucht es auf, im Fluſſe ſchwimmt es heran — immer und immer ſind es Koſaken, Mitglieder dieſer unzählbaren hungernden und raubenden Banden. — Frühere Reiſende erzählen uns von polniſchen Wolfsheerden; dieſe ſind zerſprengt und bis auf

verhältnißmäßig wenige Ueberbleibſel ausgerottet. Aber für die vertauſendfachte Nachkommenſchaft dieſer Maſſen, nur in der Körpergeſtalt verwandelt, möchte man die Koſaken erachten. Wer den Wolf, das häßlichſte, frechſte, gefräßigſte und trotzdem feigſte Raubthier Europa's kennt, kann ſich des Vergleiches der Koſaken mit ihm nicht erwehren. Vorzüglich haben beide die Unerſättlichkeit, Frechheit und Feigheit gemein. Nur beim gemeinſamen Raubzug — und auch dieſer Trieb zur Gemeinſchaftlichkeit iſt in beiden gleich ſtark — wagt der Koſak einen ernſthaften Angriff auf den Stand haltenden Gegner; einzeln flieht er vor jeder Gegenwehr. Wie aber ſelbſt ein Trupp von Wölfen nur durch den wüthendſten Hunger zum offnen Angriff getrieben wird, ſo geht der Koſak dem Gegner nur bei dringendſter Nothwendigkeit auf geradem Weg entgegen. Wie die hundähnlichen Wölfe ſchlaffen Trabes paarweis durch die Felder gehen, die Beute bei raſcher Verfolgung zwar im Stich laſſend, aber doch im Hinterhalt lauernd, ob ſie nicht ſpäter gefahrlos wieder zu erraffen ſei — gerad ſo die Koſaken. Und wie der Wolf, wo juſt keine Gefahr droht, frech mitten aus dem Dorfe und mitten aus dem Hofe raubt — während die Nähe des Menſchen ſelbſt das muthigere Raubthier vermeidet —, ebenſo raubt auch der Koſak mit empörender Frechheit, wo er den Raub nur im Angeſicht von Greiſen, Weibern und Kindern zu verüben braucht. — So ſind die Blutſauger beſchaffen, mit denen der Czarenbefehl das Land überſäet, da es in Todeszuckungen zu ſeinen Füßen liegt. — Zwiſchen ihre Reihen aber ſchlüpfen überall verhandelnd und einhandelnd, als Nachrichtbringer, Spürer und Botſchaftsträger, als Marketender und Lieferanten, als Diebshehler und Menſchenverkäufer, als feile Geſchäftsmacher aller Art, die polniſchen Juden mit ihren langen Kaftanen und hohen Pelz-

mützen, welche ſie trotz des Ukaſes noch immer beibehielten *). — Vorüber, vorüber!

Nur ſelten taucht aus dem Maſſengewühl dieſer Landplagen die nationale Priczka auf, noch ſeltner klingelt das elegantere Viergeſpann der mit rothen Tuchflecken reich gezierten Roſſe aus polniſcher Zucht vorüber. Drinnen ſitzt der Staroſt, ein finſterer Mann mit ſchnurrbärtigem Antlitz und tiefglühenden Augen, ſo dicht von ſeinen Pelzen verhüllt, als habe er nichts mehr auf dieſer Erde zu ſehen, die ihm verhaßt wurde. Und ein Kutſcher mit der viereckigen Nationalmütze peitſcht fortwährend auf die Roſſe, daß ſie rechts und links ausſpringen, wobei er trotzdem die Zügel ſchlaff herabhängen läßt.

Die Art der Roſſelenkung bedingt überhaupt einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Ruſſen und Polen. Der Ruſſe behandelt das Pferd vollkommen wie ſeines Gleichen, immer geſprächig, bei guter Laune ſanft und freundlich im Rauſche ſogar mitunter wie einen Helfer bei der eignen Unbehülflichkeit, in der Betrübniß wie einen theilnehmenden Vertrauten, ſelbſt im Zorn mit einer gewiſſen Rückſicht. Die kurze Peitſche zeigt er ihm meiſtens nur wie ein mögliches Drohniß, obgleich er ſie nicht nur fortwährend in der Hand behält, ſondern ſogar auch mit einer Schlinge daran befeſtigt. Doch ſelbſt zum ſchärfſten Laufe giebt er dem Roſſe keine Zügelfreiheit, ſondern erhält die Stränge immer ziemlich ſcharf geſpannt, um in jeder Sekunde der vollſten Macht über ſeine Unterthanen ſicher zu ſein. — Der Pole, noch ſchwerer und unmittelbarer als der leibeigne Ruſſe von ſeinem Herrn bedrückt, dabei von feinerem Gefühlsnerv als jener für alle feindlichen Berührungen

*) Erſt 1846 ward die 1844 bereits anbefohlene Zwangsmaßregel gegen die jüdiſche Tracht wirklich in Ausführung gebracht.

des Lebens, iſt dem ihm wieder bedingungslos untergebenen Thier ein harter Herr. Er ſchmeichelt ihm faſt nie, er feuert es auch ſelten mit freundlichen Worten zu raſcherem Laufe an, ſondern peitſcht tüchtig darauf los und macht ſeinem Zorn daneben in Fluchworten Luft. Allein trotzdem entſchließt er ſich ſelten zu einer konſequenten, knappen Zügelführung und iſt daher niemals vollkommen Herr des Gefährs, führt darum auch unſicherer als der Ruſſe. Der Lette, Litthauer und vorzüglich der Eſthe — denn auch der nächſten Nachbarn mag man ſich bei ſolcher Gelegenheit erinnern —, durch noch ältere und härtere Leibeigenſchaft als Ruſſen und Polen geiſtig abgeſtumpft, körperlich entkräftigt, faſt ohne Befähigung zu einer entſchiedenen Willensäußerung und zu einer verſtändigen Berechnung der Kräfte ſeines Arbeiters: er iſt bis zum Uebermaße grauſam. Er überladet die Wagen, fährt wahllos im tiefſten Gleiſe des zerweichten Weges, ſpannt das Füllen ein, ehe es vollſtändig auswuchs, und hat es doch ſelten zu einer ordentlichen Peitſche gebracht, mit welcher er ſeine Härte ausüben könnte, ſondern pocht mit einem Knüppel auf dem kraftloſen Thier herum, ſtößt, pufft, kneipt und kratzt es, ja ſcheut ſich wohl nicht, das vor Mattigkeit niederſtürzende Roß martervoll mit Stichen ſeines Taſchenmeſſers zum Aufſtehen und zu übermäßigen Kraftanſtrengungen anzuſtacheln. — Trotzdem fährt und reitet man im eigentlichen Rußland raſcher als in Polen, in Polen raſcher als in Litthauen, verhältnißmäßig am langſamſten aber dort, wo lettiſche und eſthniſche Kutſcher die Pferde regieren. Während jedoch der Ruſſe auch für nichts weiter Sinn hat, als für ſeine Pferde, der Litthauer, Lette und Eſthe aber nicht einmal für ſie, ſondern nur für das Branntweinhaus am Wege, kennen die Polen nicht nur den Landſtrich, welchen ſie durchfahren, bis zur äußerſten Blickweite, ſondern es weiß auch faſt jeder im Allgemeinen von den ruſſiſchen Geſchicken ſeines

Vaterlandes zu erzählen und von den Ereigniſſen der nächſten Kreiſe ſeines Verkehres die Einzelheiten häufig mit überraſchender Sicherheit zu berichten. Auch erzählt er rückhaltloſer, als ſonſt die Slaven dem zum Herrenſtand gehörigen Fremden; und hat er erſt die eingewurzelte Abneigung gegen den Deutſchen etwas verwunden, ſo reiht er die anekdotiſchen Abriſſe aus der Geſchichte des alltäglichen Lebens faſt immer zu Geſammtbildern, denen man wirkſame Farbenwahl und Gruppenvertheilung keineswegs abſprechen kann.

Da erkennen wir denn, wie die Koſaken gleich organiſirten Diebsbanden, gleichſam unterm Schutze des Rechtes und Geſetzes, in den Herrenhäuſern und Dörfern verkehren. Wo ihren ausſchweifendſten Forderungen eine Verweigerung entgegenzutreten wagt, ſind ſie flugs mit dem Kantſchu bei der Hand; und iſt dieſer nicht anwendbar, ſo drohen ſie mit Denunciationen. Beute-, rach- und ſtrafgierig werden dieſe auch von den Tſchinowniks aufgefaßt, und die häufigen Transporte gefeſſelter Polen nach Wilna, Warſchau u. ſ. w. ſind die Beweiſe, wie hier ſogar die einfache Vertheidigung des Hausrechtes und Eigenthumes zur Anklage auf Widerſtreben gegen Geſetze und Obrigkeit, auf den Verſuch zum Aufruhr, zum Hochverrath ſelber emporwächſt. Jene langen zuſammengeketteten Menſchenzüge, welche von Koſaken umſchwärmt, regelmäßig in jeder Woche nach dem Oſten und Innern des Reiches ſich fortſchleppen — ſie ſind die Ergebniſſe dieſer koſakiſchen Anklagen und jener Richterſprüche, welche die Tſchinowniks über deren Opfer fällten. Man kann nicht entſcheiden, wer furchtbarer und empörender wirthſchaftet, die Barbaren mit dem Kantſchu, der Pike und den Pluderhoſen, oder die Barbaren mit der Feder, dem Geſetzbuch und dem goldbeknöpften grünen Frack. Aber daran kann auch der Unbefangenſte nicht bezweifeln, daß dieſes Syſtem des despotiſchen Terrorismus in

ſeinem Wüthen ſich einem grauſenhaften Ende zuhaſtet. Dies Ende bringt nicht der Kampf der Polen um ihre zertretene Nationalität, ja es iſt ſogar möglich, daß jede leiſeſte Spur an ein ruſſenfeindliches Polen im eigentlichen Volke unter dem Drucke und Jammer der Gegenwart erſtickt. Aber eben dieſer Druck und dieſer Jammer hat jetzt bereits die materielle Noth, den Mangel am Nothwendigſten, die Unmöglichkeit eines Erwerbes bis zu einem Grade überwuchern laſſen, deſſen endliches Ergebniß unabwendbar die hungerwüthige Revolution des Proletariats wird. Dieſem Proletariat gehören nun nicht nur die bäuerlichen, nicht nur die handwerkernden, nicht nur die induſtriellen Klaſſen an, ſondern auch faſt ohne Ausnahme das unzählige Heer der Szlachtizen, ſelbſt ein großer Theil des höher betitelten Adels. Was an früherer Wohlhabenheit bis zum Revolutionskriege den Händen der Hebräer entgangen war, fraß dieſer. Im erſten Keime aber zerſtörten nachher die Tſchinowniks, was ſich wieder an Ackerbau- und Gewerbsthätigkeit erzeugen wollte, mit den ausſaugenden Juden bald in Gemeinſchaft, bald dieſe ſelber ausplündernd. Im ſozialen Aufruhr wird aber die Frage um Polen, um eine abgeſchloſſene Nationalität von ſelbſt verhallen, dagegen eine Gemeinſamkeit mit dem ruſſiſchen Volke daraus emporwuchern. Dies Ende Polens hat die Aufgabe eine neue Geſchichte des europäiſchen Oſtens zu beginnen und den Kampf des ſlaviſchen Elementes gegen den Weſten zum völligen Ausbruch zu bringen. — Gerad hier oben im nordöſtlichen Zipfel des Königreiches drängen ſich aber ſolche düſtere Zukunftgedanken unwiderſtehlich entgegen; denn hier hatte die ruſſiſche Soldateska den heutigen Geſtaltungen der Dinge am eifrigſten vorgearbeitet als der Revolutionskrieg noch einen rein politiſchen Charakter trug. Hier lagerten nämlich bis zur Schlacht von Oſtrolenka in fauler Ruhe die Garderegimenter.

Vielleicht iſt es ein dumpfes Vorgefühl ſolchen endlichen Ausganges der polniſchen Zuſtände, was Rußland heute im polniſchen Lande die Zeichen für deſſen unmittelbarſte Angehörigkeit an das Czarenreich überall bis zum Uebermaß aufhäufen ließ, als könnten dieſe das Drohniß zurückhalten. Damit ſind nicht die Telegraphen, auch nicht die fünfkuppeligen Kirchen, ja ſelbſt nicht die ruſſiſchen Adler an den öffentlichen Gebäuden gemeint. Nein, viel kleinlichere Zeichen! Oder wäre es bloßer Zufall, daß die Werſtpfähle, vorher meiſtens unangeſtrichen und nur mit der Werſtnummer bezeichnet, von der polniſchen Grenze an nicht nur ſchwarz, roth und weiß geſtreift wurden, ſondern auch je auf einen Kreis von ſchwarzen, rothen und weißen Steinen aufgepflanzt ſind? Sollte es ferner zufällig geſchehen ſei, daß jetzt ſogar jeder Prellſtein mit einer ſchwarzrothweißen Kokarde prahlt? Wäre endlich die Lächerlichkeit, ſelbſt die zur Wegbeſſerung aufgeſchütteten Steinhaufen mit ſchwarzrothweißen Farbeſtreifen zu beſprützen, wirklich nur Ergebniß der Straßenarbeiterphantaſie? — Niemand kann daran im Staate der unbedingten Willenloſigkeit des Einzelnen glauben. —

Der gelehrte Heraldiker lächelt freilich ironiſchen Genüges ob der ruſſiſchen Farben, und findet eben in deren Wahl einen entſchiedenen Gegenbeweis gegen alle hiſtoriſchen Berechtigungen Rußlands. Weder ſchwarz, noch roth, noch weiß, ſondern ſchwarzgrün, orangegelb und ſilberweiß, — flüſtert er uns vorſichtig zu — lauter Farben, welche die Wappenkunſt nicht kennt und deren Zuſammenſtellung vollends jeder heraldiſchen Regel ſpottet — lauter ſolche Farben trägt das Banner des neugeadelten und neubewappneten Aſiatenreiches. — Aber die Geſchichte ruft ſolchen Subtilitäten entgegen: ohne allen europäiſchen Widerſpruch durfte Peter der Erſte den unerhörten Czarennamen einem Kaiſertitel, die ungeſtalte Czarenmütze einer Kaiſerkrone gleich erachten und Eng-

lands Botſchafter Withworth war der erſte, welcher den neuen Kaiſer in öffentlicher Audienz als „Majeſtät“ begrüßte. Damit ward der Czar ein vollberechtigtes Mitglied des europäiſchen Herrſcherkongreſſes, das ruſſiſche Reich als Zubehör des europäiſchen Staatenſyſtemes auch formell anerkannt. Dunkelgrün, orangegelb und ſilberweiß trägt freilich keine europäiſche Fahne; ſchwarz oder roth oder weiß dagegen iſt in jeder ein Feld. Da bedarfs dereinſt, wenn die moskowitiſchen Weltherrſchaftsgelüſte erobernd zur Wahrheit gemacht werden ſollen, nur des Uebertünchens zweier Farben: die dritte paßt im Voraus. Im polniſchen Wappen aber paßten ſogar zwei. Es blieb nur übrig Schwarz, die Todesfarbe, beizufügen.

Es iſt wieder Nacht geworden. Flüchtig jagen die Wolken am Himmel dahin und der Vollmond kann ſich nur ſelten durch ihre Lücken vordrängen. Ein ſcharfer Nordoſtwind wühlt im herbſtwelken Laub der Birken am Wege, daß ſie mit ihren langen, ſchwanken Hängeäſten unſicher und geiſterhaft im halbhellen Nachtgrau umhergreifen, als ſuchten ſie Schutz und Hülfe. Dazu ein breites Rauſchen aus nahen Waldmaſſen, und faſt unſcheidbar vom Brauſen der glitzernden Waſſerflächen, mit denen die Herbſtüberſchwemmung des Narew alle Umgegend überſäet hat. Später umſtellt der Hochwald die Straße immer näher, bis ſie vollkommen in ſeinem Dunkel verſinkt. So dauert es bis zum anbrechenden Morgen. Denn ſo lang braucht die Poſt, um die „Oſtrolenkaer Haide“ zu durchſchneiden, jene ungeheure Waldmaſſe, deren Kern, nordweſtlich von der erhöhten Straße, die weiten Karaskabrüche bilden, welche alles Land zwiſchen den vier aus Oſtpreußen zum Narew ſich herabſchlängelnden Flüſſen, Pysz, Skwa, Roſaga und Omulew, in einen meilenweit unnahbaren Sumpf verwandeln.

Dennoch führte Diebitſch aus dieſen ſelben Wäldern am 26. Mai 1831 ſeine Kolonnen. Am Tage zuvor hatte ſein Heer nach einem langen Eilmarſch aus dem Minsk'ſchen geraſtet und ſich bei Nadbori mit den Garden vereint, ohne von Seiten Skrzynecki's eine Hinderung zu erfahren. Denn dieſer hatte ſeinen überraſchend kühnen Zug nach dem litthauiſchen Tykoczyn, von welchem man die gewaltigſte Wendung der ganzen Kriegsoperationen erwartete, mit einem feierlichen Hochamt vor der Bildſäule Czarnecky's erfolglos abgebrochen, war plötzlich umgewendet, hatte dann ſogar ſeinen eilfertigen und völlig unerklärbaren Rückzug bis dieſſeits des Narew in die Gegend von Oſtrolenka fortgeſetzt, und ſelbſt im Flecken Oſtrolenka nur ein verhältnißmäßig ſchwaches Korps unter Lubienski und Boguslawski zur Rückendeckung ſeiner von elftägigem Hin- und Herziehen zum Tod erſchöpften Truppen zurückgelaſſen. Aus dieſen unmotivirten Bewegungen erkennt Diebitſch die jammervolle Unentſchloſſenheit des polniſchen Oberfeldherrn. Vor etwa vierzehn Tagen hat er zwar ſelbſt, vom bisherigen Kriegsunglück niedergebeugt, den Kaiſer um Enthebung von ſeinem Poſten mit den Worten angefleht: J'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne; je prie Votre Majesté, de me sauver, c'est-à-dire, de donner le commandement de l'armée à un autre. Die Antwort auf ſeine verzweifelte Bitte war jedoch noch nicht angelangt. So war ihm denn der Augenblick gekommen alle Scharten mit einem Schlage auszuwetzen und mit einem Siege den Feldmarſchallſtab in die Hände ſeines Nachfolgers niederzulegen oder ihn — in ein Vicekönigsſzepter zu verwandeln. Trotz eines Marſches von beinah zehn Meilen (70 Werſt) in vierundzwanzig Stunden beſchließt „Sſamovar Paſchah" (Paſcha Theemaſchine), wie Diebitſch vom Soldatenwitz bezeichnet wurde, einen ungeſäumten Angriff. Sind auch ſeine Truppen müde, ſo weiß er doch den

Feind todtmatt; und überdies hat er eine ungeheure Kanonenmenge mit herangeſchleppt, während dem Gegner nur wenige Geſchütze zu Gebote ſtehen. So beginnt er denn augenblicklich — gegen neun Uhr des Morgens — das Gefecht mit ſeinen Batterien; und wirklich erfährt man es erſt durch den Donner der Geſchütze in Skrzynecky's Lager, daß die Ruſſen dem polniſchen Rückzug auf dem Fuße nachgefolgt ſind. Ja erſt nach begonnener Schlacht erhält man dort eine Kunde von Diebitſch's erfolgter Vereinigung mit den Garden. —

Dicht vor Oſtrolenka heben ſich einige Hügel aus dem Moraſtland des Narew, den wir bei Lomza bereits überſchritten und welcher jetzt zur Rechten der Kaiſerſtraße fließt. Dort hat Boguslawski ſeine Mannſchaften ſchleunig geordnet, während die Ruſſen aus dem Walde hervorbrechen. Allein ſchon iſt die rechte Flanke des kleinen Haufens von der leichten Reiterei, die linke von der leichten Infanterie unter Baron Manderſtjerna, unvermerkt umgangen worden. Sogar ſchwere Artillerie ſchiebt ſich bereits bis zum Flußufer vor, ehe noch das eigentliche Plänklergefecht begonnen hat. Vorn von den wüthenden Garden gedrängt, welche hier zum erſtenmal zur vollen Feldſchlacht kommen, im Rücken jene höchſte Gefahr eines ungehinderten Ueberganges der feindlichen Artilleriemaſſen über den Narew erkennend, bleibt dem Stamme der polniſchen Nachhut nichts übrig, als ſich auf die Stadt ſelber zurückzuwerfen.

Lichtes Birkenholz zieht ſich zu beiden Seiten der Straße bis an die Häuſer heran; unter den ſchwanken Birken wüthet der Beginn des ungleichen Kampfes. Verheerend ſchlagen die ruſſiſchen Kugeln in Boguslawski's Häuflein, welches trotzdem mit kaltem Todesmuth nur geſchloſſenen Zuges und Schritt vor Schritt zurückweicht. Da kreiſcht plötzlich hinter ihm Feuerlärmen auf. Die lange, gerade Hauptſtraße

Oſtrolenka's ſteht rechts und links in vollen Flammen. Bereits mitten durch brennende Häuſer flüchten Lubienski's Truppen gegen die Brücke und hier empfängt ſie ein mörderiſches Heckenfeuer jener ruſſiſchen Jäger, welche ihre linke Flanke umgingen und jetzt durch einige ſteinerne Gebäude am Ufer des Narew gedeckt ſind. Ein zurückweiſender Angriff auf ſie wäre verzweifelnder Wahnſinn, denn von Skrzynecki's Heere jenſeits des Fluſſes kommt nicht das leiſeſte Zeichen einer Unterſtützung. Dieſes ordnet ſich noch, ordnet ſich aber, größtentheils in jenem Sumpfwinkel, welcher von dem ſich umbeugenden Wegdamm landeinwärts umzogen, nach dem Fluſſe zu vollkommen offen iſt. Gleichzeitig mit Lubienski's Truppen kommen auch die übermächtigen ruſſiſchen Jäger zur Brücke, drängt die ganze Wucht der ruſſiſchen Macht aus der Stadt hervor. Plötzlich iſt die polniſche Nachhut geſprengt: Lubienski auf der Brücke, Boguslawsky mit dem vierten Regimente noch in der Stadt. Mit gefälltem Bajonnet bricht ſich die abgeſchnittene Heldentruppe ihre Bahn. Ein furchtbar Gemetzel Mann gegen Mann beginnt; dazu ſpielen ſiebenzig ruſſiſche Kanonen fortwährend über den Fluß hinüber nach dem Hauptkorps der Polen, rottenweis bricht dieſes zuſammen, hat aber keine Antwort: denn Skrzynecki ordnet noch immer die Regimenter, führt ſie nicht maſſenweis vor, ſondern in einzelnen kleinen Atheilungen und ohne Geſchütze — wie zur Schlachtbank. —

Erſt als gegen zehn Uhr die ruſſiſchen Kugeln ſogar im polniſchen Hauptquartier niederfallen, rafft ſich der Oberfeldherr zu entſchiedenerem Handeln empor. Die Nachhut unter Boguslawski und Lubienski hat ſich fort und fort mit eiskalter Todesverachtung wie eine Termopylenſchaar geſchlagen. Dem auf der Brücke letzten Bataillon des vierten Regiments iſt ſogar gelungen, zwei Kanonen gegen die nachſtürmenden Ruſſen aufzupflanzen. Die ſchmale Pfahlbrücke aber, kaum breit genug

für zwei Wagen, ſchwankt und zittert unter den dröhnenden Maſſen, kracht und ſplittert in den Blitzſtrahlen der ſiebenzig über ihr kreuzenden Feuerſchlünde und die Morgennebel zerreißen vor den Pulverwolken. Aus den Flammen Oſtrolenka's drängen dazu immer neue Maſſen. Bereits ſtürzt ſich die Reiterei zum Schwimmen in den Fluß; von der Brücke herab taumeln Verwundete und Todte, ganze Reihen werden im Andrange zu den beutegierigen Wogen hinabgeſtoßen, Köpfe, Leiber, abgeriſſene Glieder, Pferde, Wagen, Trümmern aller Art heben ſich und tauchen im Strome, deſſen wildaufſpritzende Wogen blutroth gefärbt ſind. Und unaufhörlich brüllen die Batterien, kreiſcht der Jammer tauſend Verwundeter, gellt der entſetzliche Todesſchrei zehntauſend Sterbender. —

Weil die augenblickliche Niederlage der ganzen polniſchen Sache dem ſchreckbefangenen Skrzynecki eben nur an der Thatſache des Ueberganges der Ruſſen über dieſe Brücke gebunden erſchien, blieb auch dieſe fortwährend der eigentliche Kernpunkt des Würgens, Schlachtens und Mordens. Kein Gedanke daran ſtieg in ihm auf, die Höhen dieſſeits des Weges zu beſetzen, die dammartige Erhöhung der Heerſtraße ſelbſt als Wall zu benutzen und von da aus, geſchützt durch die auf der Höhe aufgepflanzten Batterien, den Feind am Ufer zu empfangen, auf ihn herabzuſtürzen, ihn rückwärts in den Narew zu werfen. — —

Wie ſtill und ruhig lag dagegen an jenem Morgen ringsum Alles, als die polniſche Diligence durch die weißſtämmigen, herbſtbunten Birken dahinklingelte, unter denen einſt die Schlacht begann. Die Sonne hob ſich eben aus den Düſterniſſen der durchfahrenen Haide empor, als die letzten Gebüſche endeten; und im prächtigſten Rothgold glänzte ihr ein Thurmknopf aus dem gelichteten Gelaub entgegen, während eine kleine Glocke in die klare Stille hinausklang. Oſtrolenka ſieht ſo jung

und erfahrungslos aus, ſeine Häuſer ſind ſo neu und licht, daß man es kaum glauben mag, dies ſei eben die Folge einer zweimal im neunzehnten Jahrhundert verheerend darüber geſchwungenen Kriegsfackel. Denn auch 1807 war ja bereits die Stadt eingeäſchert worden. — Wüßte man nichts von dem entſetzlichen Elend, welches ſolchergeſtalt binnen Kurzem wiederholt über den Ort und ſeine Menſchen hereinbrach: man konnte jenen für eine ganz neue Schöpfung friedlichen Behagens, dieſe für eben erſt herbeigewanderte Koloniſten halten. Darum berührt es den Ankömmling im erſten Augenblick auch gar nicht befremdend, bei mehrfachen Wanderungen durch die Straßen, bei wiederholtem Eintritt in die Häuſer, Alles friſch und neu, ja ſogar minder eingeſchmutzt, als ſonſt in den polniſchen Flecken zu finden. Selbſt weniger Bettler und Krüppel als bisher begegnen dem Blick, und unter den Gruppen von Juden und Jüdinnen, welche den Fremden auch hier allüberall neugierig, dienſtbefliſſen, ſchacherluſtig umdrängen, giebt es faſt nur jugendliche Geſichter. Sogar die Erinnerung der jetzigen Einwohner ſcheint kaum bis zum Jahr 1831 zurückzugehen, und Niemand will den unheilvollen Maitag hier mit durchgelebt haben. Vom Handel und Wandel am Narew ſprechen Alle, über die alljährlichen Ueberſchwemmungen klagen Alle, Keiner von den Zuſtänden während und nach dem Revolutionskriege. Vielleicht verſchwiegen ſie es auch; denn es blickten unter den Pelzen der Reiſegefährten die Abzeichen ruſſiſcher Gardeuniformen. Man weiß auch, daß in Petersburg eine polniſche Revolution gar nicht genannt wird, daß man überhaupt im ruſſiſchen Lande nur einen Krieg in Polen kennen ſoll, daß ferner jede leiſeſte Klage im polniſchen Land vor ruſſiſchen Verdächtigungen zu zittern hat, daß endlich gerad gegen die Judenſchaft die drohendſten Wetter heraufziehen. Und überdieß hatten ja eben die Garden Oſtrolenka in übermüthiger Rachelust in

Brand geſteckt, ohne daß eine ſtrategiſche Nothwendigkeit oder ein Befehl des Feldmarſchalls dieſer That eine geſetzliche Begründung gegeben hätte.

Auch die Brücke über den Narew iſt neu. Sie liegt ſelbſt nicht genau an der Stelle, wo einſt der Anfang der polniſchen Vernichtung hinüberſchritt. Die alte Brücke befand ſich mehr oberhalb des Fluſſes und darum erſcheint jetzt die jenſeitige Uferfläche größer, obſchon ſie allerdings noch immer von einem Winkel der Straße umzogen wird. Man fährt alſo noch einige Minuten, ehe man an den Kernpunkt des eigentlichen Schlachfeldes gelangt, deſſen grauenvolle Stätte eine Menge von Todtenkreuzen bezeichnet. Unter dieſen hebt ſich eines vor den übrigen hoch in die Luft. Es iſt die Stelle, wo der ritterliche Ludwig Kicki fiel: „Einen Poſtzug von ſechs weißen Roſſen, wie die rothen Gardehuſaren des Czaren ſie reiten, will ich Euch mitbringen“ — hatte er jubelnd Skrzynecki's Gemahlin beim frohen Gaſtmahl zugerufen, welches dem Entſchluſſe zu jenem litthauiſchen Zuge folgte, der ſo ſchmachvoll endete. Allein er ſah weder Warſchau's Zimmer wieder, noch die ſchönen Augen ſeiner jugendlichen Gattin, und das Kreuz ſeines Grabes bei Oſtrolenka ruht auf einem Fundamente von ſchwarzen, rothen und weißen Steinen. — Armes, unglückliches, in deinen heiligſten Erinnerungen frech verhöhntes Land! — — —

Auf den waldigen Hügeln zur Rechten der Straße verſtreuten ſich die Truppen nach der verlorenen Schlacht. Die Kaiſerſtraße folgt dem Laufe des Narew. Auch auf ihr floh ein großer Theil des Heeres. Voraus aber jagte Skrzynecki. All ſeine Gedanken waren in wilder Verwirrung und nur an den einen, den ſchlechteſten Plan klammerte ſich ſeine Verzweiflung, an den Plan, ſich auf die Hauptſtadt ſelbſt zu werfen. Das war ein Werk Pradzynski's. Und ſo feſt wußte dieſer den

Oberfeldherrn von ſeinen Einflüſterungen umgarnt, daß er bereits vor der definitiven Annahme ſeines Vorſchlags an Ledochowski, den Kommandanten von Modlin, die Worte ſchrieb: „Der heutige Tag war der unglücklichſte, welchen es jemals für die polniſchen Waffen gegeben. Wir ſind gänzlich geſchlagen und retten uns mit den Trümmern der Armee nach Warſchau. Treffen Sie Vorkehrungen; es iſt zu befürchten, daß der Feind die Feſtung bald angreifen werde.“ — Nur 10 Tage früher, und der greiſe Ledochowski hatte jauchzend das prachtvolle Heer begrüßt, welches ſtolzen Schrittes, mit klingendem Spiel und ſiegesſicher an ſeiner Feſtung vorüber den ruſſiſchen Garden entgegenzog. Jetzt ward ihm deſſen Rückkehr auf ſolche Weiſe verkündet!

Nur etwa ſechs Stunden fährt man von Oſtrolenka bis Pultusk. Zur Linken bleibt bald näher, bald entfernter der Narew, und dahinter unermeßlicher Wald, welcher nur in nächſter Nähe von Pultusk einen weiten Plan offen läßt, der jetzt von Ueberſchwemmungsreſten überſtrömt war. Zum Schlachtfeld iſt er groß genug und dreimal binnen kaum mehr als hundert Jahren hat ihn die Geſchichte mit Leichen bedeckt. Denn eben dort wurden 1703 die Sachſen von den Schweden auf's Haupt geſchlagen; der Schnee derſelben Ebnen färbte ſich mit franzöſiſchem und ruſſiſchem Blut am 26. Dezember 1806, ein grauenhaftes Leichentuch in Polens Bannerfarben, welches mit dem kommenden Frühjahr eben ſo raſch in Schmutz und Schlamm zerfloß, wie wenige Jahre ſpäter die vom franzöſiſchen Cäſar vorgeſpiegelte Hoffnung auf die Auferſtehung eines ſelbſtſtändigen Polen in der Abhängigkeit von Rußland unterging. Und ehe noch die letzten Reſte jener Blutlachen von den Wellen des Narew hinweggeſchwemmt waren, rieſelten neue

Blutbäche herzu; denn wieder war es in der Gegend zwiſchen Oſtrolenka und Pultusk, an den Ufern des Narew, wo am 1. und 2. Mai 1807 die Armeen unter dem Kronprinzen von Baiern und dem Fürſten Wittgenſtein gegen einander ſtießen.

Solche Erinnerungen mögen wohl die Fluchtfahrt Skrzynecki's in der Nacht des 26. Mai geſpenſterhaft umſchwirrt haben. Oder hoffte er in dieſen Ebenen den Sieg von Neuem an die polniſchen Regimenter zu feſſeln, welche im leichten Hügellande zur Rechten der Heerſtraße zerſtreut nach einem Führer ſuchten? Faſt ſchien es ſo, als er am 27. ſein Hauptquartier hier aufſchlug. Allein ſchon war ihm Pradzynski's verräthiſcher Plan der Flucht bis Warſchau in's Ohr geklungen und im Hinabſchauen auf die Schlachtfelder überſtürzte ihn wieder die unſelige Angſt des mangelnden Selbſtvertrauens. Er gab urplötzlich alle Abwehrvorſätze, alle Schlachtgedanken wieder auf und ſchickte nur Adjutanten auf Adjutanten gen Rozan, auf halben Wege zwiſchen Oſtrolenka und Pultusk, um zu erfahren, ob ihm die Ruſſen wirklich nicht verfolgen. Umſonſt wird ihm ſichere Kunde davon, daß ſich kein Ruſſe blicken läßt, ja ſelbſt die Koſaken nirgends umherſchwärmen — er enteilt trotzdem nach Praga, ein Varus ohne Legionen. — Seine Legionen waren aber nicht einmal vernichtet; doch waren ſie ſchlimmeres, ſie waren preisgegeben. Zu einzelnen Trupps von der Verſprengung nach der Schlacht geſammelt und in feſter Hoffnung, ihren Feldherrn in Pultusk bereit zu finden, ſie von Neuem gegen den Feind zu führen, kommen ſie von allen Seiten herangezogen. Da finden ſie den Feldherrn entflohen, vom Hauptquartiere nichts zurückgeblieben, als der furchtſame Befehl an die Oberoffiziere, das Heer in Eilmärſchen nach Praga zu führen. Murrend folgen ſie dem Gebot.

Inzwiſchen ſteht Skrzynecki vor dem Reichsrathe zu Warſchau. Während er dort ſein Unglück zu rechtfertigen ſucht und die höchſte Gefahr des Heeres bekannt iſt, die tiefſte Entmuthigung auf der Nation laſtet, wirren im polniſchen Reichs- und Kriegsrath Intrigue und Parteiſucht auf der einen Seite, auf der andern Egoismus und ariſtokratiſche Verblendung in wildem Treiben durcheinander. Man vergißt darüber ſogar die zwar geſchlagene, trotzdem mit Heldenruhm geſchmückte Armee vollkommen, und verläßt ſich auf Skrzynecki's vages Verſprechen, ſie werde ſich bei Praga ſammeln. Die polniſchen Zuſtände ſind alſo bis zur vollſten Auflöſung gediehen und es bedarf nur einer einzigen raſchen Bewegung der ruſſiſchen Truppen, um Polens Sache mit einem Schlage zum ſchmählichſten Ende zu bringen.

Dieſe Bewegung geſchieht jedoch nicht, Diebitſch wagt nichts Entſcheidendes. Ja nicht einmal bis Pultusk iſt er vorgerückt. Wie der Mangel an Selbſtvertrauen ſeinen politiſchen Gegner vernichtet hatte, ſo ſtürzten jetzt die Folgen der Worte: j'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne zerſchmetternd über Diebitſch herein. Die briefliche Kunde von der kaiſerlichen Ungnade, welche früher bereits nicht zu verkennen war und nun nach jenem Selbſtbekenntniß eifrigſt von Petersburger Verdächtigungen genährt worden iſt, lähmt jeden Verſuch zu neuen Unternehmungen. General Orloff erſcheint darauf urplötzlich im Lager mit dem Auftrag, Erkundigungen über den wahren Stand der Dinge einzuziehen. Waren nun gleich unterwegs, im Gegenſatz zu Diebitſch's Selbſtanklage, die ſiegverkündenden Kuriere an ihm vorübergaloppirt, ſo fand er dennoch das Heer um 15,000 Menſchen geſchwächt, das Hauptquartier nur wenige Stunden weit vorgerückt im Dorfe Kleczewo, noch dieſſeits Pultusk, und den Feldmarſchall kraftlos, rathlos, planlos, einen vom eignen Sieg zum Tod erſchreckten Mann.

Auch war's in der ruſſiſchen Ariſtokratie ſchon vorher beſchloſſen: Diebitſch, der Vertreter des deutſchen Elementes in der Armee, ſoll geſtürzt werden. Da mögen denn wohl bittre Anſchuldigungen grober Fehler und ſchwere Vorwürfe ſträflicher Nachläſſigkeiten, alle Gegenbeweiſe übertäubend, gegen den Fürſten von Balkan geſchleudert worden ſein; man ließ ihn wiſſen, wie die plötzliche Ankunft des Fürſten Paskewitſch Erivansky in Petersburg, der noch dazu ſein perſönlicher Gegner, gar nichts mit der „Zufälligkeit" gemein habe, von welcher die offiziellen Zeitungen ſo eifrig ſprachen, ſondern vielmehr vom Verdacht des Kaiſers gegen das Geſchick und den guten Willen des Feldmarſchalls bedingt ſei. Kurz, Graf Diebitſch-Sabalkansky erkrankte plötzlich und lag bereits nicht volle vierzehn Tage nach dem zweifelhaften Siege am Narew als Leiche in ſeiner Wohnung zu Kleczewo.

Dies kleine weiße Häuschen ſteht vom übrigen Dorfe Kleczewo abgetrennt nur mit zwei andern und noch kleinern Hütten vereint zur Linken der Landſtraße auf einer mäßigen Anhöhe. Man kann von dort aus nach Pultusk hineinblicken und auch weit rückwärts gen Oſtrolenka. Jetzt iſt's ein Krug, worin ein Jude ſeine Gäſte mit verfälſchtem Branntwein bedient; und an jenem Morgen, da wir vorbeifuhren, waren gerad eine Menge von Koſakenpferden dort angekoppelt, während einige Koſaken ſich taumelnd umherſchleppten, andere eben einen Juden herumzerrten, noch andere mit einem polniſchen Bauer in heftigem Streite lagen, weil dieſer das Heu auf ſeinem Wagen gegen ihre diebiſchen Angriffe ſchützte. Nebenan leuchtete das Feuer einer Schmiede und ihre Hammerſchläge klirrten in den Lärmen der Szene hinein. — Nach wenig Jahren wird's kein Menſch mehr wiſſen, daß hier einer der größten Feldherrn Rußlands ſtarb. Woran er geſtorben? Ob an der Cholera oder an tödtlich verwundetem Ehrgefühl, ob am Schlagfluß oder am

kaiſerlichen Mißfallen, ob an Gift oder an ruſſiſchen Geheimniſſen? Dies weiß man heut noch nicht. —

In Pultusk wiederholen ſich die bekannten Begegnungen: unabwehrbar aufdringliche Juden, Koſaken, wohin man blickt, Schmutz auf allen Seiten, Kruzifixe an den Straßenecken, Heiligenſäulen an den Brunnen, ein verfallender Biſchofspalaſt und breite Ueberſchwemmung des ganzen untern Stadttheiles. Koſaken, Juden und Ueberſchwemmungen bleiben denn auch mit dem Narew die treuen Begleiter der Kaiſerſtraße, bis dieſe bei Zegrz den Bug dicht an der Einmündung des Narew überſchreitet. Hier treten die bisher mittelfernen Wälder wieder näher heran, verbergen die Ueberſchwemmungen, die Juden, ſowie einen Theil der Koſaken und laſſen nur die uniformirten Werftpfähle, Prellſteine und Chauſſeehaufen übrig, zwiſchen denen mitunter ein Kreuz ſeinen beſcheidenen Platz einnimmt und die Armſeligkeit eines kleinen Walddörfchens uns die polniſchen Volkszuſtände in's Gedächtniß ruft. So währt es drei Meilen und länger.

Plötzlich endet der Wald und vor uns dehnt ſich eine weite Feld- und Wieſenfläche, an deren fernſtem Ende die Umriſſe einer langgeſtreckten Hügelkette auftauchen. — Wir fahren über das Schlachtfeld von Grochow. — Auf jener Hügelkette blinkt im Abendſonnenſchein, wie eine Perlenſchnur von Diamantenſplittern durchflochten, ein unabſehbarer Häuſerzug, woraus einzelne feine Spitzen zum Himmel aufſchießen. Rechtshin, an dem uns nähern Ende der Häuſerreihe, hebt ſich aus dem aufſteigenden Wieſennebel ein röthlichgelber, maſſenhafter Bau, worüber eine rieſige Flagge flattert; linkshin ſteigen die Häuſer vom Berge herab in die Au. — Das iſt Warſchau, die ehemalige Reſidenz der Jagellonen und jetzt Polens ruſſiſche Hauptſtadt. Der ſtolze Bau mit dem übermüthigen Banner iſt die Citadelle; dem Blicke nah dabei

erſcheint am ſchroffen Bergabſturz ein prächtiges Schloß, ehemals ein Königsſitz und jetzt die ruſſiſche Statthalterwohnung. Nicht weit davon im Thale erkennt man bald auch die Weichſelbrücke an der wimmelnden Bewegung, und auf dem Spiegel des prächtigen Stromes wiegen ſich die ſchlanken, langſchnäbeligen Weichſelkähne. Jene in der Au verzettelten Häuſer tragen in ihrer Geſammtheit einen Namen blutigen Andenkens, denn ſie bilden die Vorſtadt Praga.

Schon ſeit Pultusk iſt der Straßenverkehr immer lebhafter geworden, weil Warſchau nicht nur eine Reſidenz iſt, wie Petersburg, ſondern ihr Leben als echte Hauptſtadt nach allen Seiten weit hinaus in das Land verzweigt. Mit der Grochower Ebene beginnt ein wirklich Gedräng auf der Heerſtraße. Doch begegnet uns kein Fußgänger, außer zerlumpten ruſſiſchen Soldaten. Was ſonſtwo der Bauer auf dem Rücken zu Markt trägt, was ſonſt der Krämer auf dem Karren fördert, das wird hier auf Wagen gepackt, wer ſonſt ſein Geſchäft zu Fuß abmacht, der reitet hier. Bauern in ihren Marktwagen, Juden in elendem Fuhrwerk, der Woiwod auf der vierſpännigen Priczka, der Szlachtiz auf einem magern Rößlein, der Ruſſe in der Troika, Equipagen franzöſiſchen Geſchmackes und natürlich immer wieder neue Koſakenhaufen — Alles wirrt, ſchwirrt, raſſelt, klirrt nnd läuft durcheinander. Ueberraſcht von ſolcher Lebensfülle nach viertägiger Oede ſind wir unvermerkt bis dicht unter die Kanonen eines vorgeſchobenen Feſtungswerkes vorgerückt, ja ſo dicht, daß dieſe Geſchütze uns eben nichts anhaben können. Darum läßt nunmehr die ruſſiſche Beſorgniß dieſe Straße weiter hinüberlegen, damit ſie nöthigenfalls vom ruſſiſchen Kugelſpiel getroffen werden könne. Und Feſtungsgefangene ſind immer genug vorhanden, ſo daß die Arbeit ſogar ohne außerordentliche Koſten zu Stande kommen kann. So wird denn binnen Kurzem die Kaiſerſtraße einen weiten Bogen ſchlagen, ehe

ſie zur Barriere heranläuft. — An dieſer nimmt man zunächſt dem Ankömmling ſeinen Paß ab, verhört ihn hierauf über Alles, was eben der Paß vermeldet, und entläßt ihn mit der Weiſung, daß er ſich ſogleich nach der Ankunft im ſchon hier zu beſtimmenden und zu Protokoll genommenen Abſteigequartier perſönlich auf der Polizeibehörde einzufinden habe. — Sind wir endlich freigelaſſen, ſo donnert der Wagen über die lange Pontonbrücke zur Stadt hinein, während auf deren anderer Seite ein ununterbrochener Wagenzug herausquillt. Dann geht es ſteil bergauf durch enge Straßen, welche uns alterthümlich, faſt deutſchreichſtädtiſch anmuthen. Nur fehlt bürgerliche, ruhige Bewegung. Soldaten und immer nur Soldaten begegnen uns; ſelten blickt ein Frauenantlitz aus einem der kleinen Fenſter nach dem heranklingelnden Poſtzug. Dieſe Frauengeſichter ſind aber dafür faſt immer ſchön, blaß, ſchwarzäugig, von dunklem Haar umrahmt .... Da klirren wiederum Taktſchritte und ſelbſt die Poſt muß anhalten, um den Trupp paſſiren zu laſſen. Zwölf ruſſiſche Soldaten umgeben drei junge Männer in bürgerlicher Tracht, mit gebundenen Händen und blaſſen Schmerzensgeſichtern. Es ſind Solche, die zum ruſſiſchen Soldatendienſt verurtheilt wurden.

Dies die erſte Begegnung in Warſchau — ein Bild des geknebelten polniſchen Volkes, das man zum Ruſſenthum zwingt.

Die Stadt Warſchau.

Das iſt eine ſteile, ſchwierige Straße, durch welche die Poſt von der Weichſelbrücke in die Stadt hinein oder vielmehr hinaufraſſelt. Vor alten Zeiten, noch ehe Warſchau geboren war, hatten ſich die herabſtürzenden Waſſer hier eine tiefe Schlucht in die ſteil abfallenden Flußufer geriſſen, auf denen ſich dann die wunderſchöne Reſidenz der Piaſten hinlagerte, um noch mit den Trümmern ihrer Pracht ſelbſt den von Einſamkeit und Oede einer fünfmal vierundzwanzigſtündigen Fahrt todtmatten Wanderer zu entzücken. Darin hat die Stadt eine Aehnlichkeit mit Petersburg, daß Fiſcherhütten an dieſer Schlucht die Ahnen des ſtolzen Stadtbaues waren, die Ahnen „Warszawa's“ — wie die Polen weichtönenden Lautes ihren zerſchmetterten Königsſitz nennen. Nordwärts von der Schlucht, von ihrem rechten Ufer aus, erhob ſich zuerſt die Altſtadt (Stare miasto), ſüdwärts hängte ſich ſpäter die Neuſtadt (Nowe miasto) daran, bis endlich beide Hälften durch die Schlucht hin-

durch untrennbar zuſammenwuchſen. An dieſen ſchmalen Häuſerſaum des Weichſelufers reiheten ſich nach und nach landeinwärts die Vorſtädte und ließen ziemlich gleichlaufend mit dem Fluſſe eine breite Straße gleichſam zur Grenzſcheide offen. Dieſe durchzieht nun die Stadt ihrer ganzen Länge nach, und da die Alt- und Neuſtadt untrennbar wurden, kann auch Niemand genau beſtimmen, wo die „Krakauer Vorſtadt" (Name der altſtädter Straßenhälfte) recht eigentlich aufhört und wo die „Neue Welt" (Name der neuſtädter Straßenhälfte) recht eigentlich beginnt. Von dieſem hohlen Rückgrat des Stadtkörpers ziehen ſich landeinwärts wie gegen das Flußufer die Seitenſtraßen ab, welche wiederum von andern und jener Hauptſtraße halbweg parallelen Gaſſen quer durchſchnitten werden. Freilich verzerren große ſchöne Plätze eben ſo ſehr wie krumme und enge Gaſſen die Regelmäßigkeit dieſes Straßennetzes mannichfach. Allein im Allgemeinen läßt ſich doch der bezeichnete Straßenlauf als grundförmlich bedingend annehmen.

Aber auch nur als grundförmlich bedingende, denn von Petersburgiſcher Regelmäßigkeit iſt keine Spur. Ueberhaupt zeigt Warſchau in ſeinem Totaleindrucke nicht die leiſeſte Spur einer Aehnlichkeit mit ruſſiſchen Städten. Außer der ertödtenden Geradlinigkeit der Straßen fehlt die Gleichartigkeit niedriger, langgeſtreckter, grellbunter Häuſer, über denen die griechiſchen Fünfkuppeln alleinherrſchend emporragen, fehlt auch wieder die eintönige Breite der modernruſſiſchen und reſidenzlichen Paläſte, deren friſche Tünche doch immer darauf hinweiſt, daß ſie erſt ſeit geſtern beſtehen. Trotzdem läßt ſich Warſchau auch keiner echtdeutſchen Stadt vergleichen, und Breslau, Poſen oder Krakau tragen vielleicht noch den ähnlichſten Charakter. Doch miſchen ſich hier weit bunter als dort die ehrwürdigſten Paläſte mit den unſcheinbarſten Hütten, die urälteſten Bürgerhäuſer mit dem modernſten, charakterloſeſten

Bauſtyl. Auch von den alten Staroſtenſitzen zeigt nur ein Theil eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem altkurfürſtlichen Dresdener Geſchmack und den alten Bürgerhäuſern fehlt Mauermalerei oder Arabeskenverzierung der hanſeatiſchen Städte. Was ihnen jedoch dadurch an anmuthiger Behaglichkeit im Einzelnen abgeht, das erſetzt das Laubgrün, welches in allen Straßen über Mauern und Hütten hinweg in den Menſchenverkehr blickt. Jetzt war es freilich ſchon herbſtgelb, zum Theil wohl gar herabgeweht in die Straße, aber das Halbländliche, Friſche und Muntere des innerſten Stadtkernes blieb dennoch angedeutet. Darum mag man auch den Koth leichter ertragen, welcher allerdings aller Orten unvermeidlich iſt, auch ſelbſt in den Hauptſtraßen durch ſchmale Trottoirs nur wenig gemildert wird.

Je weiter man ſich von der Krakauer Vorſtadt und der Neuen Welt entfernt, deſto ſchmutziger werden die Gaſſen, deſto ſeltner die Paläſte, deſto ärmlicher alle Umgebungen. Landeinwärts verläuft ſich die Stadt in menſchenleere, übelriechende und übelberüchtigte Gäßchen; ſüdwärts verzettelt ſie ſich in einer Art von wildem Viertel, hinter welchem jedoch die Gartenanlagen Lazienski's, des Belvedere und anderer Beſitzungen den lieblichſten Hintergrund bilden. Nach Norden bildet die Feſtung den Schlußſtein des Stadtbaues und in ihrer Umgebung erſtarrt der ganze Häuſercharakter zum unerquicklichſten Kaſernengeſchmack, ſo daß Warſchau hier beinahe wie ein ſchlechter Abklatſch von Petersburg ausſieht, ja ſelbſt nur wie eine ungelungene Nachahmung von Jamburg, Gatſchina, Peterhof oder Kronſtadt.

Am Flußufer zeigt Warſchau ſeine eigentliche Pracht und man ſcheut den Weg über die Brücke nach der Petersburger Straße nicht, um dieſe wieder und wieder zu beſchauen. Majeſtätiſch ſchaut das Schloß über ſeine eignen Halbtrümmer hernieder auf den ſpiegelnden Strom;

und der Beſchauer ſteht fern genug, um nicht erkennen zu können, wie dieſe gleichſam abgehäuteten Trümmern des ſtolzen Baues in That und Wahrheit nur einen häßlichen Vorplatz abgeben für einen ſchmutzigen Stallſchuppen mit ſchmutzigen Menſchen und ſchmutzigen Pferden. Man vermag auch nicht zu erkennen, wie nur ruſſiſche Menſchen in dieſem Schloſſe herrſchen, worin die Jagellonen regierten, und wie die Schildwachen Jeden von der Pforte zurückweiſen, der keine ruſſiſche Uniform trägt oder nicht mit einem ruſſiſchen Paſſirſchein begnadigt iſt. Man kann es ferner von jenſeits des Fluſſes nicht erkennen, wie die an das Schloß gereiheten Fürſten- und Herrenſchlöſſer verwitternd einen Stein nach dem andern in die Weichſel hinabrollen laſſen, weil ihre Beſitzer nicht mehr frei in ihrem väterlichen Erbe verkehren dürfen und ſich darum lieber inmitten ihrer Wälder auf den einſamen Landſitzen vergruben. Man kann von drüben auch nicht den Mangel an Vorhängen erſchauen, welcher die Fenſter der gänzlich unbewohnten Paläſte und Bürgerhäuſer bezeichnet, aus denen die Herren fortzogen, weil ſie durch die ruſſiſche Gewaltherrſchaft zu Bettlern geworden, oder aus denen ſie hinweggeſchleppt wurden, um in den Feſtungen zu verkommen, in Sibirien menſchliche Kultur zu erſchaffen, im Ural die Schätze des Reiches zu heben, im Kaukaſus unter endloſen Kämpfen zu verbluten.

Aber die Straßen durchwandernd erblickt man jene vorhangloſen und halbblinden Fenſter der Paläſte, jene öde Unwohnlichkeit der Bürgerhäuſer häufig. Sie mahnt wie ein Memento mori in den Lärmen des Gaſſenlebens herein. Hier giebt es nämlich wieder Gaſſenlärmen, echten, lebendigen Lärmen des Verkehrs, nicht nur das ariſtokratiſch kalte Gaſſengeräuſch der Petersburger Straßen. Uebrigens iſt's aber wie dort. Ja ſelbſt ſchlimmer, denn koſakiſche Streifwachen begegnen uns fortwährend. Dazu ſehen wir zu jeder Stunde eine halbe Eska-

dron ruſſiſcher Küraſſiere (50 Mann) ſchlagfertig auf dem ſächſiſchen Platz aufmarſchirt, während die Roſſe auch der andern Hälfte geſattelt und gezäumt im Stalle der Hauptwache zu augenblicklichem Dienſte bereitſtehen. An allen Straßenecken lauern außerdem die uns bekannten Wächter, welche Budoſchniki von den Ruſſen und Budniki von den Polen genannt werden. Vor jedem zehnten Hauſe ſchultern einfache oder verdoppelte Wachen zum Zeichen, daß hier eine geſtreng herrſchende Autorität ihren Wohnſitz aufſchlug. Durch alle Gaſſen und Gäßchen ſchlüpfen, auf allen Plätzen lungern, an allen öffentlichen Orten lehnen und lauſchen die uniformirten Polizeiſoldaten und die nichtuniformirten Söldner der Geheimpolizei. Acht ſtarkbeſetzte Hauptwachen ſind in Warſchau's Stadtkern eingekeilt, eine hat ſich an jedem Stadteingang hingelagert und zwei beſetzen die Weichſelbrücke. So endet denn auch am ganzen Tage das Raſſeln der Trommeln, das Gequik der Querpfeifen, das Schmettern der Trompeten nimmer; und zum Sonnenuntergang dröhnt es allabendlich ein Kanonenſchuß aus der Citadelle zur Ruhe — aus derſelben Citadelle, auf welcher den polniſchen Reichsräthen über das noch rauchende Blut der Todeswunde, welche Polens Haupt zerſpalten hatte, die kaiſerliche Drohung entgegengeſchleudert ward: „Von hier aus will ich Eure Stadt dem Erdboden gleichmachen, wenn Ihr Euch nochmals widerſpenſtig zeigt.“

Dies wiederholt allabendlich der ſoldatiſche Nachtgruß.

Mit dieſem kaiſerlichen Befehle endet der Werktag Warſchau's; die Stadt wird ſtill. Aber dafür beginnt die Herrſchaft der ſinnlichen Luſt. Durch alle Gaſſen flattern ſchaarenweiſe die zweifelhaft weißen Gewänder, die zweifelhaft eigenthümlichen Frauenhüte; und lange Nebenſtraßen ſind Haus für Haus auf das Schaamloſeſte dem ſchmutzigen Dienſte der käuflichen Liebe gewidmet. Selbſt auf den reichſten

Plätzen und in den vornehmſten Stadttheilen lockt der Schönheitsreiz aus hellerleuchteten, weitgeöffneten Fenſtern, um ſich dem Meiſtbietenden zur Verfügung zu ſtellen; und hinter den geſchloſſenen Vorhängen der obern Stockwerke wohnen die Frauen, welche der Petersburger Sprachgebrauch mit dem Namen der „Unterhaltsdamen“ bezeichnet. — Dieſe Allgemeinheit der Proſtitution und die Rückſichtsloſigkeit ihres Geſchäftsbetriebes iſt allerdings ein alter bekannter Fehler der polniſchen Hauptſtadt. Die Schilderungen aus jener Zeit, da Polen noch ein freies Königreich und jeder Edelmann ein Kronprätendent war, entwerfen in dieſer Beziehung juſt daſſelbe Bild der hieſigen Zuſtände. Aber daß es eben noch ſo iſt, daß eben die rückſichtsloſen Offenbarungen der Entſittlichung der niedern und mittlern, ja ſelbſt der vornehmen Frauenwelt unter Rußlands eiſerner Herrſchaft niemals eine Einſchränkung erfuhren, daß die ruſſiſche Polizei eine Frechheit derſelben in allen Stadtkreiſen gedeihen läßt, wie ſie wohl kaum irgend der berüchtigſte Winkel einer andern großen Stadt zeigt — dies erinnert unwillkührlich an jene entſetzend ſchlaue Politik, welche den tſcherkeſſiſchen Geiſeln der Kadettenkorps und Garderegimenter in der Reſidenz jede Ausſchweifung ungeſtraft hingehen läßt, ja ſogar — ſo ſagt das Gerücht — den Söhnen der kaukaſiſchen Edeln jegliche Schwelgerei auf kaiſerliche Koſten geſtattet, wo und wie ihnen beliebt. Die ſinnliche Entfeſſelung ſoll ihren ſittlichen Halt zerſchmelzen, die Wolluſt ſoll ihre Körperkraft entnerven, die fleiſchliche Ueberſättigung ihre Willenskraft zerbröckeln, die gemeine Gier ihre höhere Gedankenwelt zertrümmern. Aber man erzählt auch, wie die rohen Söhne des Gebirgs dieſe Verführungen faſt immer nach kurzem Genuſſe angeekelt von ſich weiſen. Warſchau wälzt ſich dagegen leichtſinnig und gedankenlos auf dem weichen Pfühl der Luſt.

Dieſe ſinnliche Luſt und ihr Uebergenuß hat in frühern Jahrhun-

derten die Edeln des Landes unfähig gemacht zu konſequenter Ausführung ihrer Aufgabe an der Spitze des Volkes, wie an den Stufen des Thrones. Dieſer Uebergenuß ſinnlicher Luſt hat ihre materiellen Beſitzkräfte zerſplittert und jene erſchreckende Wanderung des Grundbeſitzes erzeugt, welche jede Verbindung zwiſchen den Herrn und Unterthanen des Flachlandes auflöſte. Dieſe Hingabe an die Luſt des Augenblickes hat die Mitglieder des adeligen Proletariats an Maſſe immer höher anwachſen und an moraliſcher Geltung immer tiefer ſinken laſſen, deren Erzeugniß naturnothwendig der Verluſt der ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit Polens wurde. Und auch heute ſingt Ihr es umſonſt, Ihr geflüchteten Söhne des Vaterlandes: Jeszcze Polska nie zginęla! — Polen iſt verloren, iſt für immer verloren. Eure Warſchauer Brüder haben es verloren gegeben. Die Vaterlandsliebe iſt ihnen im Rauſche der Lüſte verſunken und nur der Donner eines Gottes kann ſie aus dieſem ſchwelgeriſchen Schlummer wecken, worein ſie allabendlich der Donner ihrer Citadellengeſchütze lullt.

Die Alexandercitadelle.

Der Fürſt Statthalter von Warſchau Paskewitſch, Graf von Eriwan, wohnt in dem Königsſchloſſe wohlbeſchirmt und wohlgeſchützt. Wachpoſten beſetzen alle Pforten, neben dem Haupteingange ſteht eine Hauptwache, der Generalſtab umwohnt den Großwürdenträger und die tſcherkeſſiſche Janitſcharenwache umreitet ihn, wenn er das Haus verläßt. Vor demſelben erinnerungreichen und waffenvollen Gebäude ſteht dagegen ganz einſam, ſelbſt ohne Ehrenwache, das bronzene Bildniß Sigismund II. Auguſt auf einer fünfzig Ellen hohen Säule. Er erhob Warſchau zur polniſchen Königsreſidenz. In der Linken das Kreuz, in der Rechten den Säbel ſchwingend, mit Blick und Körper vorwärtsdrängend als drohe er dem ſchon halbhingeſtreckten Reichesfeinde mit dem Todesſtreiche — ſo hat ihn der Künſtler dargeſtellt.

„Doch jetzt ſieht es aus, als ob der alte König flüchtig geworden ſei und nur das abendländiſche Kreuz noch vor den Ruſſen retten wolle,

um in der Verbannung davor hingeſtreckt die ohnmächtigen Flüche des Himmels auf ſie herabzubeten" — murrte ein alter Pole. Dann fuhr er fort: „ich weiß es, Ihr Deutſchen habt kein menſchlich Mitgefühl für unſern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwiſſenſchaftlich hiſtoriſches Bedauern für die Zerſtückelung eines Königreiches, das Euch ſo eben recht das Zünglein des europäiſchen Gleichgewichts ſchiene — wenn Ihr's bis an den Pruth beſäßet und kein Pole mehr darin lebte. Laßt Euch die leeren Träume vergehen. In ein Paar Jahren wird jeder ruſſiſche Ankömmling ſich dieſes ehemaligen Ehrenzeichens und heutigen Spottbildes auf das zertrümmerte nationale Königreich ſchon bei der Einfahrt in die Stadt herzinnig freuen können. Denn dort neben dem Schloſſe, wo ſie die Häuſer abbrechen, ſoll dereinſt die ſtehende Brücke einmünden, welche anſtatt oder neben der uralten Weichſelbrücke bei Praga erbaut wird. Und der Ruſſe wird Recht haben, ſich des Spottbildes zu freuen; denn er wird dann in ſeinem Polen wenig Polen mehr zu fürchten haben. Das thut die Brücke freilich nicht; aber die Zeit thut's, welche bis zu ihrer Vollendung verfließt. Drüben in Deutſchland und in Galizien beſonders drängt die Art der deutſchen Herrſchaft all die Unſern mit Gewalt dem großen Slavenbunde zu. Und — Gott und die Heiligen mögen geben, daß ich es nicht erlebe — und die Ruſſen ſind uns doch freundlicher als ihr. Die reden freilich nichts vom hiſtoriſchen Schmerz um die Vernichtung Polens, denn ſie wiſſen überhaupt nichts von geſchichtlichen Volkserinnerungen und Volksberechtigungen; aber ſie haben mit uns eine Ader ähnlichen, weil ſtammverwandten Blutes, und darum iſt eine Ahnung von Verbrüderungsluſt in ihnen, wenn auch ihre weſteuropäiſch geſchulte Diplomatie nichts davon wiſſen will. Sie werden das materielle Prinzipat der Slaven führen, wir das intellectuelle — und damit ſchleudern

wir unſere Maſſen gen Deutſchland.“ — Trotz dieſes wunderſam ſprunghaften Raiſonnements, welches zur bluttriefenden Kriegserklärung auf offnem Platze vor der Sigismundſäule aufſchwellte, ging der finſter prophetiſche Mann dennoch eilends ſeines Weges als ein ruſſiſcher Offizier grüßend herantrat, um uns zur Citadelle zu geleiten. Dieſe darf nämlich Niemand betreten außer im Geleite ruſſiſcher Epauletten oder mit einem Erlaubnißſchein ihres Kommandanten.

Der Anblick des Baues iſt von der Stadtſeite aus keineswegs großartig. Man muß ihn von der Waſſerſeite oder von der Kaiſerſtraße aus geſehen, noch beſſer ſeine Wallgräben überſchritten haben um vollkommen zu würdigen, in welchem Maße die Worte des kaiſerlichen Ukaſes in Erfüllung gingen: zur Strafe ſollt Ihr die Feſtung bauen, welche Euch bändigen wird. Und als ſie fertig gebaut war, taufte ſie ein neuer Ukas „Alexandercitadelle“, als ob damit den Polen die Erinnerung an jene frühern Jahre menſchlicherer Herrſchaft vergiftet werden ſolle, in denen Alexander Polens freiſinnige Inſtitutionen anerkannte, ihnen ſogar neue Gerechtſame beifügen und im Königreich ein Zukunftsbild des Kaiſerreiches erſchaffen zu wollen ſchien. Eine ſchwere Citadellenſteuer, dem zerſchmetterten Polen und Warſchau zunächſt abgenommen, erſchuf die unermeßlichen Geldmittel mit denen binnen nicht voller drei Jahre die Vollendung des ungeheuern Baues ermöglicht wurde, welcher auf einem Flächenraume von drei Viertelſtunden ſich eben ſo tief in die Uferberge der Weichſel einwühlt, als er ſich darüber emporwölbt.

Ein ſchluchtartig vertiefter Weg, an mehrern Stellen mit ſtarken Verſchlußwerken ausgerüſtet und überall von Wachpoſten beſetzt, läuft von einem öden Vorplatz zu dem erſten Wallgraben, deſſen zwanzig Ellen Tiefe eine zwanzig Ellen lange Zugbrücke überſpringt. Gewaltige

Maſchinerien handhaben dieſe und Kanonenmündungen äugeln uns entgegen. Den Graben ſelber aber, welcher nicht mit Waſſer ausgefüllt werden kann ob zwar er nach der Weichſel ausmündet, erfüllen die Ruſſen mit Feuer, indem ihn ihre Kartätſchen durchſtreifen. Darum lugen dort unten aus allen Ecken, Winkeln und Fronten die Geſchützlagen mehrfach übereinander hervor — kein Sonnenſtrahl vermag hier ungebrochen herabzuſchießen, ſobald das Kugelſpiel begonnen hat. — Gleich dem erſten iſt auch der zweite Wallgraben, worüber eine ſteinerne Brücke führt, während die viereckten, fenſterloſen, bombenfeſten, nur durch unterirdiſche Gänge aus dem Feſtungsinnern zugänglichen Gebäude in ſeiner Tiefe die nöthigen Pulvermaſſen für den Kugelregen bergen. — — Einen Funken in ſolch ein Haus!

Dazu ſtehen unten beim Flußufer und am Ausgange der Wallgräben halbhohe Thürme auf den Enden eines queer vorlaufenden Mauerwerks, deren Geſchütze eben ſo gut nach dem Waſſerſpiegel und dem jenſeitigen Ufer, als rückwärts in die Wallgräben ſpielen können. Endlich iſt auch noch jenſeits des Fluſſes ein vorgeſchobenes Werk mit Montalembert'ſchen Thürmen gleichſam als Brückenkopf aufgerichtet, ſo daß die gegen den Waſſerſpiegel ſchwächſte Fronte der Citadelle vollkommen gedeckt wird. — Dies Alles dient aber mehr oder minder der Feſtung ſelbſt nur zum Schutz. Dagegen drohen über den Kanonenreihen für die Grabenvertheidigung neue Reihen nach der Stadt hinüber. Während nun die Feſtung deren nördlichſten Endpunkt bildet, bietet die Stadt am eingebogenen Flußufer zwei vollen Fronten der Citadelle die ganze Ausdehnung ihrer Länge zum Ziel, gerad den reichſten und ſchönſten Theil. Die dritte Fronte beherrſcht in gleicher Vollſtändigkeit die landeinwärts gelegenen Stadtpartien, und von der vierten wird der Fluß nebſt Umgegend in der Richtung gen Modlin (Nowogeorgiewsk)

beſtrichen. Alle Geſchütze in den Wallgräben, wie in den höhern Etagen der Innenwerke, wie auf den Wällen, wie in dem vorgeſchobenen Brückenfort ſind fortwährend mit der Ladung erfüllt; auch ſind daneben Kugelhaufen aufgethürmt und liegen die Patronen in den Munitionskäſten bereit. — Rußlands Furcht, nach dieſen Vorkehrungen bemeſſen, muß rieſengroß erſcheinen.

Durch ein prachtvolles Portal treten wir in den innerſten Raum der Citadelle. Dieſer bildet ein weitausgedehntes Viereck, und zwei ineinander geſtellte Vierecke werden wieder von den Gebäuden geformt, deren endlichen Mittelpunkt ein Obelisk zum Andenken Alexanders und eine ruſſiſche Kirche einnimmt. Drei Seiten der im Gegenſatze zu den Werken nur leicht gebauten Häuſer des äußern Vierecks ſind zu Stallungen, Werkſtätten, Niederlagen und Magazinen beſtimmt, die vierte Seite wird von einer Kaſerne gebildet, worin gegen 3000 Soldaten untergebracht ſein ſollen. Eben ſo iſt aber auch ein großer Theil der Kaſematten mit Soldatenmaſſen vollgepfropft, ſo daß man es wohl glauben mag, wenn Kundige verſichern, daß die Beſatzung — ſelbſt Artilleriſten, Pioniere u. ſ. w. ausgenommen — aus zwei vollzähligen Infanterieregimentern zu 3000 Mann beſteht. Inmitten des bezeichneten Vierecks ſteht nun das folgende Häuſerquadrat, welches jedoch eben ſo wenig als das vorhergehende vollkommen geſchloſſen iſt. Die eine Seite deſſelben iſt die Kommandatur; gegenüber liegt das Arſenal, ringsum von Kanonenkugelhaufen eingefaßt und 100 ſchwere Geſchütze mit 40,000 vollſtändigen Armaturen in ſeinen Sälen bergend. Die beiden andern Flanken beſtehen aus Offizierswohnungen, Militärbureau's, Kaſſenlokalen und einem auf 500 Kranke berechneten Lazareth.

Vor, zwiſchen und hinter dieſen Bauten durchaus kriegeriſchen Charakters rauſcht aber das Laub friedlicher Baumreihen und beſonders

umſchatten dieſe die Kirche mit dem Obelisken. Darunter lachen bunte Blumenbeete, Raſenſitze laden zu träumeriſcher Ruhe ein und weiter nach den Baſtionen hinaus weiden zwiſchen zierlichen Gartenanlagen auf wohlgepflegtem Raſen einzelne Hausthiere. — Ein Bild des tiefſten Friedens! — Träfe nicht der Blick hinter den Blumen auf die Geſchütze, klirrte nicht hinter den Büſchen der Taktſchritt der Wachen, ſtarrten nicht unter dem Baumſchatten die kahlen Kaſemattenmauern hervor — wir könnten wahrlich vergeſſen, daß wir uns in einer vollkommen kriegsbereiten Feſtung befinden. Dennoch dienen all dieſe ſcheinbar tiefſriedlichen Anlagen dem Kriegszweck. Durch ſie ward die Unmöglichkeit einer Aushungerung erreicht und ſomit iſt hier wohl bedacht und ganz abſichtlich, was man ſonſt als Fehler zu betrachten gewohnt iſt, die weite Flächenausdehnung des Feſtungswerkes. — —

Die Sonne wollte ſinken, als die Stadt wieder erreicht war; fern und nah läuteten die Glocken und dabei herrſchte ringsum ein Rennen und Laufen als erklinge das Sturmgeläute zu einer ſizilianiſchen Vesper in Polen. Man kann nun einmal ſolche Gedanken auf dieſem vulkaniſchen Boden nicht loswerden! — Auch ſind ja ſolche Vespern den Polen, ſind in Warſchau nicht mehr fremd. Vielleicht lebt hier noch Mancher und Mancher auch in den ruſſiſchen Invalidenkompagnien, der jene Gründonnerstagsnacht des Jahres 1794 mit durchmachte, als das gepeinigte Volk ſich in Maſſen erhob und die übermüthigen Sieger unter General Sievers theils niedermachte, theils gefangen nahm, theils zur Flucht aus der Stadt nöthigte. Freilich rächte dann Suwarow noch im ſelben Jahre mit grauſamer Barbarei die „Empörung“; aber die Beſorgniß vor gleichen Möglichkeiten konnte doch ſelbſt das noch grau-grauſamere Raffinement der neueſten Ruſſenherrſchaft nicht vollkommen zerſtreuen. Selbſt die Citadelle iſt dagegen nur ein zweifelhafter Schutz.

Heut aber galt das Rennen und Laufen nur der Bewunderung ruſſiſcher Soldatenpracht. Von einer Heerſchau, welche der Fürſt Statthalter auf dem Powenski'ſchen Blachfelde über die Reitermaſſen der Beſatzung gehalten, kamen die Menſchenmaſſen hereingeſtrömt. Dicht hinter ihnen flogen die goldſtrahlenden Perſer in dichten Trupps heran; dort klirrten die Küraſſiere und Chevaurlegers nach ihren Kaſernen hinab, drüben raſſelten und klapperten die Koſakenartilleriſten ſtrenggeſchloſſenen Zuges vorbei, darüber hinweg ragen die bunten Fähnlein der Uhlanen, und in der Ferne ſchwenken flüchtige Huſaren um die Ecke. — Nicht weit vom Schloſſe kommt Fürſt Paskewitſch ſelbſt. Ein altersſchwach und abgemattet ausſehender Mann mit freundlichen Augen, hellgrauem Haar und pechſchwarzem Schnurrbart ſaß er faſt erdrückt vom Glanze ſeiner Uniform im offnen Wagen. Tſcherkeſſen umſchwärmten in lichten Haufen die Karoſſe, Offiziere der verſchiedenſten Waffengattungen hielten ſich dicht an deren Seiten, zahlreiche Handpferde wurden nachgeführt und vornweg räumte eine Kavallerieabtheilung breiten Zuges die Fahrſtraße. — Dieſe maſſenhafte Bedeckung war aber nicht etwa nur ein Ueberbleibſel der Heerſchau. Nein, man erblickt den Fürſten kaum jemals anders. Der Kaiſerbefehl hat es ſo gewollt.

Dennoch iſt Paskewitſch unter allen Vertretern ruſſiſcher Staatsmacht vielleicht der mindeſt gehaßte; ja — ſo unglaublich es klinge — die Polen hegen ſogar eine gewiſſe Neigung zu ihm, freilich nur eine Neigung wie ſie dem despotiſch Beherrſchten gegen den Repräſentanten eines despotiſchen Herrſcherthums möglich iſt. Man weiß aber, daß der Fürſt von dieſer Macht keineswegs jenen Gebrauch macht, welcher ihm möglich wäre — und dies iſt unter ruſſiſchen Verhältniſſen bereits ein ungemeſſenes, in der That auch außerordentliches Lob. Es iſt daſſelbe Lob, womit man Benkendorffs Verwaltung ſchmückte. —

Dagegen will der Neid ſeiner Feinde dem grauen Krieger ſelbſt dieſe Genugthuung nicht gönnen. Und dieſe Feinde leben unter den Ruſſen, ſind eben die Heerführer jener Partei, welche ſich mit dem Namen der ſtrengnationalen brüſtet, ſind die Häupter des moskowitiſchen Adels.

Man hat Paskewitſch und Diebitſch gewöhnlich zuſammen und den einen als Vertreter des ruſſiſchen Elementes dem andern als den des deutſchen im Heere gegenüber geſtellt. Mit Diebitſch's Tode, ſagt man ferner, iſt das ruſſiſche Element alleinherrſchend geworden in der Armee. Man hat damit zuſammengehalten, was ſeitdem die moskowitiſche Partei an Einfluß im Kabinet und im Lande gewann, was ſeitdem das Deutſche nach allen Richtungen hin einbüßte. Allein wie alle derartigen allgemeinen Sätze, ſo iſt auch dieſer nur bedingungsweiſe wahr. Denn das nationale Element ſelber iſt keineswegs kompakt und ganz, einheitlich in den Grundſätzen und den Verfolgungen ſeiner Zwecke. Dies zeigt Paskewitſch's Beiſpiel. Als er den polniſchen Vicekönigſtuhl eroberte, war ihm das nationalariſtokratiſche Moskowiterthum bereits bitter feindlich gegenübergeſtanden. Denn er hatte das Verbrechen begangen, ſich rückſichtslos zum höchſt erdenkbaren Rang in Rußland ſelbſtſtändig emporzuſiegen. Wer aber nur einen Blick hineingeworfen hat in das Treiben und Weſen der ruſſiſchen Fractionen, dem iſt es bekannt, wie dieſe Befehdungen ihren Anfang von der Erhebung des General Paskewitſch zum Grafen von Eriwan datiren. Damals galt es zunächſt ſeinen Feldherrnruhm zu ſchmälern. Da ward denn eifrig ausgeſprengt, wie der eigentliche Urheber aller jener kriegeriſchen Bewegungen, womit Paskewitſch Perſien dem Czaren unterwürfig machte, ein einfacher Ingenieuroffizier ſeines Stabes geweſen ſei. Mit ſchlauer Berechnung hatte man für dieſe Rolle ſogar keinen Träger eines altruſſiſchen Bojarennamens gewählt, ſondern einen unbekannten balti-

ſchen Edelmann, welcher gerad gegen Ende des Feldzugs im Hauptquartier dem Lazarethfieber erlegen war. Dieſe Verdächtigungen fielen aber genau in jene Zeit, da Paskewitſch im Kaukaſus eben ſo wenig einen Erfolg zu erringen vermochte, als ſeine Vorgänger und ſeine weit unumſchränktern Nachfolger. So ward kaiſerliche Ungnade ſein Loos und die moskowitiſche Partei ſchaarte ſich um Yermoloff, indem ſie den Geſtürzten vergaß. Dieſer eroberte unterdeſſen Polen zurück und ſchloß damit Rußlands weitklaffende Herzenswunde. So ward er plötzlich Fürſt von Warſchau und Generalfeldmarſchall. Jetzt dauerte Jahre lang nur ein kleines Plänklergefecht; man hoffte die Verwicklung der Verhältniſſe und die immer neu auftauchenden Empörungen würden den Blitz kaiſerlicher Ungnade von ſelbſt auf den Sohn des kleinruſſiſchen Edelmannes herabziehen, welcher es wagte dieſem kleinruſſiſchen dunkeln Edelmann, ſeinem Vater, einem einfachen Oberſten, bei allen ſolennen Gelegenheiten den Ehrenplatz neben ſich und über den Kneſen und Bojaren anzuweiſen. War dies am Ende auch nur eine äußerliche Verletzung eitler Rückſichtforderungen, ſo doch gerad genug um die Mißſtimmung in der Gegnerſchaar zu unterhalten, wenn auch zu unbedeutend um irgend eine direkte Anklage zu erzeugen. Auch gefiel man ſich zu ſehr in der faſt kaiſerlichen Verehrung Yermoloffs, welcher ſeine Uniform beleidigt abgeworfen hatte und beinah ohne es zu wiſſen zum Mittelpunkte des moskowitiſchen Bojarenthums worden war. Da kam nun jene kaiſerliche Einladung zur Revue an Yermoloff, welche ihm eine Batterie zum Geſchenk verlieh, ihn wieder in die Uniform nöthigte und ſeine moskauer Popularität dadurch mit Eins vernichtete, während ſie ihn ſelber als oſtentirten Chef der moskowitiſch-adeligen Partei unmöglich machte. Dieſe ſah jetzt den Knoten ihres Landes gelöſt, er-

kannte ſich durchſchaut, ja bedroht und Paskewitſch in höchſter Gnade, umjauchzt von einer maſſenreichen Anhängerſchaar.

Da tauchten plötzlich neue Gerüchte auf; da ſprach man plötzlich von einem Briefe, welchen der General Toll vom Todtenbette an den Kaiſer gerichtet und worin er ihm offenbart haben ſollte, wie er der Erfinder des großen Reorganiſationsplanes im Kaukaſus geweſen, für deſſen Urheber Paskewitſch gegolten habe und welchen man fortzuführen für gut befunden hatte, trotzdem daß ſein vermeintlicher Urheber nicht von der Sonne kaiſerlicher Gunſt beleuchtet blieb. Dazu fügte man, Paskewitſch ſelber habe den Brief unterſchlagen, weil darin auch außerdem dargethan geweſen ſei, wie er die Offiziere nach perſönlichen Beweggründen befördert und zurückgeſetzt, und unermeßliche Summen im Kaukaſus gewonnen habe. Jetzt blieben jedoch dieſe Verdächtigungen wirkungslos, dieſe Waffen waren abgebraucht; man mußte alſo wieder zuwarten, bis ſich für ihren Gebrauch eine paſſendere Gelegenheit fände. Dieſe boten die immer neu auftauchenden Verſchwörungen, und man nannte den Fürſten mit hämiſchen Seitenbemerkungen zu mild, zu ſchonend gegen die Polen. Als nun vollends eine Anzahl der im Jahr 1831 verſchickten Polen durch ſeine Vermittlung begnadigt worden war, da rief man es beinah überlaut durch das Land: nun zeige ſich klar, wie vollkommen untauglich Paskewitſch für dieſen wichtigſten Poſten des Reiches. Dazwiſchen wirrten und irrten auch Verdächtigungen anderer Art. Der Mann iſt bedenklich — flüſterten die Einen —, er ſitzt auf dem Vicekönigsſtuhl und trägt am Ende ein Gelüſte ſeine beinah unbeſchränkte Macht im Heere dazu zu benutzen, um einen Königsthron aufzurichten! — O nein — beſchwichtigten mit beleidiger Miene die Andern — er iſt der treueſte Unterthan des Kaiſers; aber der arme Mann kann ſeinen Poſten geiſtig nicht beherrſchen, hat ſich überanſtrengt

und leidet an periodiſchen Verſtandesverwirrungen. Andere wollten ſogar genau wiſſen wie der Fürſt ſich ſelber unfähig fühle und Tſchernitſchew ſchon zum Nachfolger erbeten habe. — So entſtanden die Zeitungsnachrichten, wie ſie im Anfange des Jahres 1844 vom Ausland nach Rußland zurückgeflogen kamen. Allerdings glaubte man nicht daran. Aber man wurde doch unſicher, als die Verwaltung immer entſchiedener von der Polizei und Juſtiz getrennt wurde, Paskewitſch zwar erſtere in der Hand behielt, doch letztere dem Polenſchrecken Abramowitſch vollſtändig abtreten mußte und endlich mitten unter dieſen Veränderungen wirklich nach dem Ausland reiſte.

Allerdings iſt er krank fortgegangen; aber mit dieſer Krankheit iſt er auch zurückgekehrt. Denn es iſt keine Krankheit des Körpers, es iſt in der That ein Gemüthsleiden, das niederdrückende Leiden, welches verborgene Feindſchaft und mannichfacher Undank bedingen — am ſchmerzlichſten bedingen, wenn die Feindſchaft von den Stammgenoſſen und der Undank von derjenigen Seite kommt, für welche man die beſten Lebenskräfte durch beinah vierzig Jahre opferte. Dies ſoll den Fürſten in den letzten Jahren ſo raſch altern, ſeine Geſichtszüge ſo matt gemacht haben. Rußland dankt ihm nicht, die Ruſſen danken ihm nicht, und dennoch muß er Polen und den Polen gegenüber beide vertreten. Daran krankt er ....

Da donnert der Kanonenſchuß aus der Citadelle. Das Ende des Warſchauer Werktages iſt da und der Feldmarſchall Fürſt von Warſchau verſchwindet mit ſeinem Gefolge im Schloſſe der Jagellonen, welche einſt nahe daran waren die moskauer Czarenmütze zur polniſchen Königskrone zu fügen.

Auf einer Siège.

Wie Alles was Polizei heißt in Rußland vortrefflich eingerichtet iſt, ſo auch die Feuerpolizei. Hier bewährt ſich auch die urſprüngliche Einrichtung in der Ausführung vortrefflich. In jeder halbweg großen Stadt erhebt ſich nämlich aus jedem Viertel, und zwar gewöhnlich aus dem Polizeihaus, ein hoher Wartthurm, welchen man auf den erſten Blick für einen Telegraphenthurm nehmen könnte. An langer hölzerner Stange mit Queerbalken hängen dort oben vier ſchwarze Kugeln, nachtüber vier Laternen; ein Wachpoſten kreiſt dazu fortwährend um dieſe Zinne. Sowie nun aus einem Hauſe des ſolchermaßen beobachteten Stadtviertels ein verdächtiger Rauch oder gar eine Flamme emporſteigt, ſtellt der Wächter mit ein Paar Zügen an den Schnuren die Signalkugeln in die vorgeſchriebene ortsbezeichnende Richtung und klingelt der unten im Polizeilokal ſtets bereiten Feuerlöſchmannſchaft. Ein Blick auf die Signalkugeln genügt, um die Brandſtätte genau zu wiſſen; alle

möglichen Löſch- und Rettungswerkzeuge ſind auf's Beſte zugerichtet und ſtets vorbereitet zur Hand. Mit ihnen ſauſt augenblicklich der militäriſch geordnete Zug im eilendſten Roſſelauf nach der bezeichneten Stelle. Gehören raſche und dauerhafte Pferde ſchon an und für ſich zu den Vorzügen Rußlands, ſo am Meiſten bei der Löſchkompagnie. Denn jeder Reiter, welchem das Unglück geſchah vom Pferde zu fallen, jeder Kutſcher, welchem ſeine Roſſe ſcheu wurden und durchgingen, verliert fraglos nach dem Wie und Warum das Pferd. Es muß an die Löſchkompagnie abgeliefert werden. So iſt dieſe denn fortwährend reichlich und ausgezeichnet remontirt*). — Angekommen an der Brandſtätte wird zunächſt die Straße geſperrt; kein unbeſchäftigter Menſch darf herantreten; die in Löſch-, Rett-, Waſſerträger-, Maurer- und andere Abtheilungen zerſpaltene, ſoldatiſch eingeübte Mannſchaft beginnt den Kampf mit dem Element. Wirklich ſteigt auch das Unglück höchſt ſelten zu der Höhe, wie unter andern Einrichtungen bei den Unmaſſen von Holzwerk an den ruſſiſchen, baltiſchen und polniſchen Häuſern nicht zu vermeiden wäre. Auch exiſtirt nichts von jenem ſinnebetäubenden Lärmen mit Trommeln, Hörnern und Sturmgeläute, wie er in Deutſchland noch überall gebräuchlich. Ja, man erfährt ſogar ſelten von bedeutenden Diebſtählen oder andern Verbrechen bei Gelegen-

*) Das Pferd verfällt der Löſchkompagnie nur, wenn es ein Budoſchnik auffängt. Da aber bei der Gewohnheit raſchen Fahrens und Reitens natürlich der Fall ſehr häufig vorkommt, daß Pferde ſcheuen und durchgehen, ſo erlebt man auch das luſtige Schauſpiel ſehr oft, wie das Publikum mit den Polizeimännern wettfängt und dieſen oft die Beute weghaſcht, um ſie dem nun ſtraſloſen Beſitzer wieder zuzuſtellen. Erſchreckend iſt aber die Strafhärte, wenn ein Kutſcher das Unglück hat, daß ſeine durchgehenden Pferde einen Menſchen verwunden oder gar tödten. Die Pferde kommen freilich auch nur zur Löſchkompagnie; aber der Wagen geht ebenfalls verloren, denn er wird zum Beſten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten (in Petersburg des Findelhauſes) verſteigert, und der Roſſelenker ſelbſt wird — in die Armee geſteckt.

heit eines Feuers. Die Feuerpolizei iſt in That und Wahrheit eine der wenigen Einrichtungen, bei denen die Behörde zum wirklichen Beſten des Publikums wirkt. Darin könnte Weſteuropa vom Oſtreich lernen.

Es iſt ſchon früher beiläufig erwähnt worden, wie die Ruſſen Alles, was auf Unglück deutet, mit weichen Namen bezeichnen. Auch für dieſe Feuerwachthürme hat die ruſſiſche Sprache kein ſcharf bezeichnendes Wort erfunden, ſo daß ſich ſelbſt der Geſchäfsjargon mit dem franzöſiſchen Siège begnügen mußte. Und allerdings ſind jene Zinnen prächtige Ruheſitze, um Blicke und Gedanken über die Stadt hinſchweifen, das Straßengewirr durchfliegen, dann wieder an einzelnen hervorragenden Punkten betrachtend haften zu laſſen.

Die Siège des Rathhauſes von Warſchau gewährt den freieſten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen. Nordwärts allein, wo gegen die Feſtung hinüber das Erdreich und die Häuſer mählich aufwärtsſteigen, vermag man nicht weit auszuſchauen. Dagegen ſchweift das Auge oſtwärts über die am Flußrand gelagerte Stadt, über Praga's verſplitterte Häuſer, über die Weichſelauen, über die Grochow'er Ebene blutigen Zeichens, bis der Wald der Blickweite ihr Ziel ſetzt. Weſtwärts und landeinwärts baucht ſich dagegen die Stadtmaſſe, um ſich nach und nach zuerſt unter Gartenbäumen zu verbergen und dann in einer feld-, wieſen-, und buſchreichen Ebene mit einzelnen Häuſern zu verlieren. Südwärts hemmt zunächſt das große Theater die Ausſchau — denn es iſt nur durch die Marktbreite von uns geſchieden; — doch ſehen wir daneben hin nach der Schlucht zwiſchen Alt- und Neuſtadt, dahinter erkennen wir die Vertiefung verſchiedener Plätze und aus dichtem Laubwerk ragen die Sternwarte, das Luſtſchloß Belvedère und der Sommerpalaſt Lazienki hervor, während weiter hinaus in ungewiſſen Umriſſen Sandflächen oder Felder, Auen oder Wälder erſcheinen, aus

denen mitunter der Silberſchein der Weichſel oder ſtehender Gewäſſer aufleuchtet.

Nur wenige Thürme ragen aus der Stadt empor. Man iſt es ſonſt anders gewohnt in alten und ſtrengkatholiſchen Städten. Ja man könnte glauben, es habe ſchon ein Hauch des griechiſchen Katholizismus die Kirchthürme zu lauter Kuppeln umgewandelt. In Italien iſt's ähnlich. Da iſt aber der chriſtliche Bau aus den heitern Göttertempeln hervorgewachſen und darin ſeiner Form nach begründet. Im weſtlichen Europa wuchſen dagegen die himmelanſtrebenden Dome mit ihren vielgezierten Giebeln, Pfeilern und Thürmen in freier Fortbildung des überkommenen Geſchmackes auf und in dem Anſchauen pittoresker Landſchaftsbilder. Hier in der endloſen Fläche verkrüppelten die Erinnerungen an jene durchgeiſterte Sinnlichkeit des Baugeſchmacks; und die ſpäte Bildung, welche vielleicht Schöneres erſtrebt hätte, war fortwährend von den Kriegszügen barbariſcher Nachbarn bedroht. Da konnte ſie ſich nicht behaglich entfalten, nicht großartig und erhaben geſtalten. Ein düſterer Nebelhimmel und lange Schneemonate ließen auch gar nicht das Bedürfniß jenes feinen, leichten Filigranbaues erſtehen, wie ihn die ſpätere Periode der gothiſchen Kunſt erſchuf, als die erhabene Auffaſſung tiefgläubiger Seelen bereits einem mehr künſtelnden, als reinkünſtleriſchen Geſchmacke gewichen war. Auch konnten unter den hieſigen politiſchen und ſozialen Verhältniſſen die Gotteshäuſer niemals als echte Nationalwerke oder doch als Erſchaffungen mehrerer Stadtgenerationen entſtehen: der Herr befahl den Bau und die Sklaven mußten bauen. Was der Herr befahl oder bezahlte, ward geſchaffen, nichts darüber. So mag es denn gekommen ſein, daß man ſelbſt in den echtkatholiſchen Landen, die heute Polen, Poſen, Galizien, Schleſien, ja ſelbſt Oſtpreußen heißen, die Pracht der Gottesverehrung

weit mehr innerhalb des Kirchenſchiffes angehäuft hat, als daß ſie ſich am Aeußern der Gotteshäuſer gezeigt hätte. Dies Mißverhältniß wird immer überwiegender, je näher wir den Grenzen der oſtrömiſchen Kirche kommen, und iſt in dieſer durch die dogmatiſch feſtgebannte Kirchenform vollends alleinherrſchend geworden. Die goldnen Kuppeln und Kreuze der Petersburger und Moskauer, Nowgoroder und Kaſan'ſchen Kathedralen widerſprechen dieſer Anſicht keineswegs. Sie ſind nur Eingeſtändniſſe des Bewußtſeins, daß ein höherer und feinerer Schmuck fehle.

In Warſchau ſtehen die Kirchen äußerſt ſelten frei auf einem Platz, man kann daher auch ſelten einen Eindruck ihres Baues erlangen. Gewöhnlich ſind ihre Fronten in die Straßenreihe eingefügt oder treten höchſtens mit ein Paar Stufen daraus hervor. Gewöhnlich ſchließen ſich auch die Seitenmauern der Nachbarhäuſer an die Seiten der Kirche an. Es fehlt das, was wir beinah als ein unerläßlich Zubehör zu betrachten gewohnt ſind — der Kirchhof. — Ja faſt nur eine einzige Kirche erhebt ſich prächtig und erhaben inmitten eines freien Platzes und dem römiſchen Pantheon ähnlich zum Himmel empor. Als wollte er es leugnen, daß ſeine Gemeinde hier nur geduldet, ungern gelitten iſt, ſo überragt der evangeliſche Alexanderdom die Gebäude der ketzerwüthigen Stadt. Man mag es gar nicht glauben, daß dieſe ſelbe proteſtantiſche Gemeinde vor kaum hundert und dreißig Jahren nicht einmal ein Bethaus errichten durfte, daß ſie vor nicht mehr als hundert und elf Jahren geächtet und den jüdiſchen Parias in aller bürgerlichen wie allgemeinmenſchlichen Rechtloſigkeit gleichgeſtellt wurde. Und dennoch durchzuckt es uns das Herz, als verbittere ein tiefes Wehe die Freude über den Sieg chriſtlicher Duldſamkeit, wenn wir es erfahren, daß dieſe Kirche nur einem czariſchen Machtſpruche ihre Möglichkeit verdankt. Denn dieſe ruſſiſche Begünſtigung des Proteſtantismus im pol-

niſchen Lande ward eben den Polen ein neues Element des Haſſes — nicht gegen die Lutheraner und nicht gegen den Ruſſogräcismus, ſondern gegen die Deutſchen. Mit dem nationalen Mißwillen verwebte ſich die konfeſſionelle Mißgunſt. Man fragte nicht dem tiefern Sinne jener ruſſiſchen Anomalie nach, ſondern glaubte ſie nur dem gemeinſamen Intereſſe der deutſchen Eindringlinge und der ruſſiſchen Gewalthaber entſproſſen. Man mochte ſich nicht eingeſtehen, wie Rußland ſeine lautverkündete Toleranz den iſolirten Proteſtanten eines ſtrengkatholiſchen Landes in vollem Maße faktiſch gewähren konnte, da ſein politiſches Syſtem abſoluter Alleinherrſchaft über Leib und Seele der Unterthanen vom Lutherthum in keiner Weiſe gefährdet werden konnte. Denn der Lutheraner hat ja keinen geiſtlichen Oberherrn als den Landesfürſten, keinen Anhalt in Glaubens- und Lebensnöthen als ihn, während der Katholik in Rom ſeinen Schirm und Schutz ſucht und findet. Aber — ſeien wir gerecht — dies war es nicht allein. Dazu trat noch die Bemerkung, wie eben die Mehrzahl jener deutſchen Proteſtanten dem Ruſſenthume enger als den Polen befreundet war und iſt. Die Mehrzahl ihrer Namen findet ſich in den Liſten der Tſchinowniks und Offiziere wieder; einen andern Theil nennt man unter den titelloſen Vertrauten jener heimlich ſchleichenden Macht, welche Polens innerſtes Leben vollends vergiftet; und ſelbſt unter den übrigbleibenden Kaufleuten, Handwerkern, Künſtlern ſpürt der polniſche Argwohn immer neue Verdächtige auf. Wo das ganze Leben von außen herein beargwöhnt iſt, da verdächtigt es wieder von Innen nach Außen. Wer hebt den erſten Stein auf?

Man möchte raſcher über dieſe Thatſache hinweggehen, wenn ſolche Identifizirung der Begriffe Proteſtant, Deutſcher, Polenfeind und Ruſſenfreund ſich eben nur auf die Warſchauer Deutſchen bezöge und

nur von den Warſchauer Polen geübt würde. Aber ſie iſt zum Allgemeinbegriffe von den Deutſchen geworden und hat ſich durch die ganze polniſche Welt des Königreichs, wie des Großherzogthums Poſen und Galiziens verbreitet. Der Pole glaubt gar nicht an jene Sympathien Deutſchlands, wie ſie ihm einſt entgegenjubelten und dann mit ihm um Warſchau's Fall jammerten. Er hält den Jubel für einen gemachten Theaterlärmen, die Mitklage für eine poetiſirende Heuchelei. „Ich weiß es, ihr Deutſchen habt kein menſchlich Mitgefühl für unſern nationalen Jammer, Ihr habt nur ein halbwiſſenſchaftlich-hiſtoriſches Bedauern für die Zerſtückelung eines Königreichs“ — ſo hörten wir die Gebildeten ſprechen. Und wie ſpricht nun die Maſſe? — — —

Außer jenem Alexanderdom heben ſich nur noch drei ruſſiſche Bauten wahrhaft großartig aus dem Häuſermeere der Stadt: am nördlichen Ende die oftgenannte Citadelle, näher bei uns die fünf Thurmkuppeln der ruſſiſchen Kathedrale und beinah unter uns auf dem Marktplatze das große Theater. — Das Rathhaus, auf deſſen Siège wir ſtehen, verſchwindet vor ſeinem maſſenhaften Gegenſtück, welches die Ruſſen erſchufen und in ſolchem Glanz erſchufen, da Polen bereits zerſchmettert und der Warſchauer Stadtrath in eine ruſſiſche Behörde verwandelt war. Man ſieht es in der That dem prachtvollen Bau nicht an, daß er ſo luftigem und luſtigem Zwecke dient. Anderthalb hundert Ellen lang iſt ſeine Fronte, Säulenreihen tragen prachtvolle Galerien, welche vor dem erſten Geſtock hinlaufen, ſogar doppelt ſtehen dieſe Kolonaden übereinander im vorgeſchobenen Mittelſtück der Hauptbreite; und aus dem Dache des Gebäudes hebt ſichs wie ein zweites Haus, als habe ſich die ruſſiſche Pracht- und Bauluſt nicht erſchöpfen können.

In dem Gebäude iſt Platz für eine ganze Stadtbevölkerung. Mehr

denn funfzig Kaufläden — die elegantesten der Stadt — haben sich im Erdgeschoß angesiedelt; mehr denn hundert Familien bewohnen die verschiedenen Räume der Steinmasse; mehrere Restaurationen, viele Säle sind noch darin vertheilt; eine Menge weiter Zimmer steht sogar noch völlig unbenutzt: — und trotzdem blieb noch immer Raum für zwei Theater, deren eines zwar nur an sechshundert, deren anderes dagegen an dreitausend Zuschauer fassen kann.

Auf der Bühne dieses großen Theaters (teater wielki) können sich zweihundert Menschen frei neben einander bewegen. Jammerschade, daß diese freie Bewegung sich eben nur auf den Körper bezieht. Das Ballet ist nämlich die eifrigst gepflegte, die am prachtvollsten ausgestattete Kunstleistung dieser Bühne. Ballet ist aber immer lustig und auch jede recitirende Darstellung dieser Bühne muß diesen fröhlichen Charakter tragen. Hier wie auf dem kleinern „Theater der Verschiedenheiten" (teater rozmaitosci) ist das Trauerspiel verpönt; ja nicht einmal ein beiläufiger Mord darf im recitirenden Drama oder der Oper über jene Breter schreiten. Selbst Gefechte sieht die Vorsorglichkeit der Censur nicht gern; denn die moskowitische Zartheit mag die Polen durch den Mord nicht an die dahingestreckte Mutter Polonia, durch die Gefechte nicht an das trauerreiche, leichenvolle Jahr 1831 erinnern. Dafür könnt Ihr aber Lustspiele sehen, recht heitere Lustspiele aus aller Herrn Ländern und auch polnische Originalpossen. Dafür hat man gesorgt. Auch dürft Ihr Euch nicht davor fürchten etwa harten und garstigen Worten zu begegnen, wie Vaterland, Freiheit, Revolution oder Verschwörung *). Die Dinge selber dürfen nie und nirgends bedingend

*) Beiläufig sei bemerkt daß die Russen für den Begriff Revolution kein echtrussisches Wort besitzen; sie heißen's Revolütion. Eben so wenig für Verschwörung; man nahm dafür das deutsche Bund an.

werden, und ſo märzte man auch ihre Namen aus oder umſchrieb ſie mit gefälligen Worten. Auch wird Euer Royalismus niemals verwundet werden; denn kein Potentat Europa's darf eine Rolle hier ſpielen. Nur die „Blume der Mitte," der Kaiſer von China, zeigt ſich mitunter in einem komiſchen Ballet. — Ach, dieſes Theater und ſeine Stücklein ſind gar ſo vergnüglich! Immer luſtiges Leben, immer lachende Menſchen, immer prachtvolle Szenerien, immer ſchöne Weiber, immer phantaſtiſche Ballets, worin die Grazie der Wolluſt durch zweihundert Tänzerinnen verkörpert wird — man mag kaum begreifen, daß Warſchau's Bevölkerung nicht in einem fortwährenden Freudentaumel ob all dieſer Wohlthaten ſchwelgt, daß Polens Söhne überhaupt noch andere Gedanken als an jene Bühnenluſt und deren Nebenfreuden hegen mögen.

Man ſagt auch, ihre Mehrzahl habe dieſe väterlichen Beglückungsmaßregeln vollkommen anerkennen gelernt. Wie ſich die Warſchauer Jugend kümmerlos auf die Pfühle der ſinnlichen Luſt hinlagerte, ſo ſchwelgt ſie auch in der lachenden Pracht des ruſſiſchen Gaukelſpiels mit polniſchen Tänzerinnen und italieniſchen Sängerinnen. Sowie ein glanzvolles Ballet, eine Oper mit Tänzen, eine tolluſtige Zauberpoſſe mit allerlei Maſchiniſtenwerk auf den Zetteln verkündet iſt, belagern ſchon am frühen Nachmittage dichte Maſſen den Kaſſeneingang, welcher ſich um ſechs Uhr öffnet. Und die dreitauſend Zuſchauerplätze ſind an dieſem Abende ſicher vollzählig beſetzt. Selbſt jene vornehmſte Welt der Nationalen, welche mit ihrem Reichthum die perſönliche Unabhängigkeit rettete und ſich geſellſchaftlich von allem Ruſſiſchen abgeſondert hält, ſelbſt dieſe Welt der ariſtokratiſchen Patrioten oder patiotiſchen Ariſtokraten, kann dieſer ruſſiſchen Verlockung nicht widerſtehen. Auch ihr iſt die Fußzehenkraft einer Tänzerin Gegenſtand tiefſinniger Bewun-

derung, auch ſie ruft den Dekorationsglanz ihr Bravo, und beanſprucht das Spiel der Petersburger franzöſiſchen Geſellſchaft, welche gewöhnlich einige Sommermonate in Warſchau zubringt, wie ein wichtiges Recht.

Und dennoch ſoll es unter dieſen harmlos Fröhlichen immerhin noch Einige geben, welche im Heraustreten aus den glanzerfüllten Räumen die ganze Luſt urplötzlich vergeſſen, welche trübſinſtere Blicke nach dem Rathhauſe hinüberſenden, vor deſſen Pforten ruſſiſche Invaliden umhertaumeln. Dann ſoll man oftmals halblaut zwei Strophen hören, welche einſt Niemciewicz dichtete:

Lechs alte Weiſſagungen verkündet uns der Himmel!
Polen, dies unſer Adler, dieſe Erde iſt unſer.

So lautet ihr Inhalt und geſchrieben ſtanden ſie am Fuße einer Säule, auf welcher ein weißer Adler thronte. Dieſe Säule hatte vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1831 ihren Platz vor dem Warſchauer Rathhaus.

Was wollt Ihr nun mit dieſen Erinnerungen? Wiſſet Ihr nicht, daß Lech nur ein fabelhafter Polenkönig war, wogegen Nikolaus der echte und rechte iſt? Haben nicht die Koſaken den weißen Adler in den Schmutz getreten, und ſitzt nicht der ſchwarze doppelköpfige Aar greiffertig auf der Zinne des Rathhauſes, über der Pforte des Theaters, über dem Vorhange der Bühne, an den Feſtungsthoren und auf dem Königsſchloſſe? — Lacht doch, Polen, lacht doch im ruſſiſchen Theater. Aber denkt nicht, habt keine Erinnerung, lebt ohne Vergangenheit und ohne Zukunft!

Von Denkmalen zu Denkmalen.

Seit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts iſt Warſchau die polniſche Hauptſtadt; fünf und zwanzig Mal haben es ſeitdem bis heute fremde Truppen beſetzt und fremde Herrſcher ſich unterworfen, bis endlich Rußland ſeine Adler aufpflanzte. Sind nun auch ſeit dem Beginne dieſes letzten Regimentes Stadt und Menſchen mit aller Macht einer übermüthigen Despotie in die ruſſiſche Uniform eingezwängt worden, ſo konnten doch noch nicht alle Ueberbleibſel früherer Zeitläufe übertüncht und vernichtet werden. Aber ſeltſamer Weiſe erhielten ſich an Baudenkmalen faſt nur jene, welche der kurzen ſächſiſchen Periode, der Reifungsepoche des polniſchen Zerfalles, ihre Entſtehung verdanken. Wir ſahen bereits die Paläſte der Magnaten im Dresdner Kurfürſtenſtyl; aber wo auch dieſe verwitterten, erinnern doch noch die Anlagen und Namen der Straßen und Plätze an jene Zeit. Da klingt z. B. hinten im tiefſten Straßengewirr eine Elektoralgaſſe aus lauter echt-

polniſchen Benennungen heraus; und in der Südhälfte der Stadt weitet ſich noch heut als deren ſchönſte Zierde der bekannte ſächſiſche Platz; der großartige Vorhof des ſächſiſchen Palais, das Seitenſtück des ſächſiſchen Gartens. Vom alten Rokokoſtyl iſt da freilich nur wenig geblieben; neuruſſiſche Charakterloſigkeit trat an die Stelle der altfranzöſiſchen Nachahmung. Nur der Garten erhielt ſich ziemlich unverändert. Ein ungeheures Viereck umfaßt er, ſchlechtgepflegte Raſenplätze von düſtern Alleen eingehegt, hier und da ein Springbrunnen, eine Bank, auch wohl ein ſehr kleines Blumenbeet bilden ſeine Anlagen. Er erſcheint eine vernachläſſigte Kopie des Pillnitzer Gartens. — Ehemals trat man durch den Mittelbau des ſächſiſchen Palaſtes hinein. Allein dies Mittelſtück mußte einer prächtigen Säulenhalle weichen, welche nunmehr die beiden Seitenflügel verbindet, deren verwitternde Pracht man ebenfalls abbrach, um ſie in zwei glatte große Häuſer zu verwandeln, deren kaſernenartiges Ausſehen allerdings wohl beſſer zu ihrem Inhalte paßt. Denn ſie ſind mit ruſſiſchen Behördenlokalen und Beamtenwohnungen vom Grunde bis zum Giebel angefüllt.

Treten wir dann aus dem Säulengange auf den Platz hervor, ſo ſteht uns der vielgenannte koloſſale Obelisk „zum Andenken der treugebliebenen Generale“ gegenüber, während Hauptwachen, Kavalleriekaſernen und andere ſoldatiſche Behauſungen die Flanken des Platzes beſetzen. — Der Obelisk iſt ſchon oft geſchildert. Die goldnen Namen daran wurden von goldſtrahlenden Generalen geführt, die jetzt zu Staub zerfallen. Es iſt kein einziger darunter, deſſen Klang Europa's Ohre vertraut iſt. So ſteht denn auch dieſes Denkmal eben nur, um dazuſtehen, um die Leute und vielleicht die Nachwelt glauben zu machen, daran knüpfe ſich eine ruhmreiche Geſchichte. Es iſt ein echtruſſiſches Denkmal. — Trotzdem muß man es ſchön und großartig nennen. Auf einem ungeheuern

Würfel hebt ſich ſein funfzig Fuß hoher Körper, und an den Ecken des Würfels ſitzen je vier ruſſiſche Adler, während von jeder dieſer Ecken wieder zwei mannshohe Vorſprünge auslaufen, auf deren jedem ſich ein ſteinerner Löwe hingelagert hat. Der Obeliskenkörper ſelbſt beſteht jedoch aus Eiſenplatten und ſo neckt uns leicht in aller Bewunderung der Vergleich des Denkmals mit einem ungeheuern Ofen. Selbſt die Polen, denen dieſe ruſſiſche Zierde wie ein Schandpfahl erſcheinen ſollte, vergeſſen in deren Anſchauen ihren Groll und ſpotten: ſchade um das ſchöne Ding, wenn einmal eine neue Erhebung beginnt; dann müſſen wir Kanonenkugeln daraus gießen. Ein Petersburger Ruſſe aber ſagte von dieſem ewigen Erinnerungszeichen des polniſchen Kampfes: Cet obelisque est une bèvue pyramidale.

Rußland hat nun einmal Unglück mit ſeinen Denkmalen. In Petersburg werden ſie vom Volke nicht verſtanden, weil ſie keine wirkliche Volksgeſchichte erſchuf; oder ſie paſſen eben nur äußerlich zu dem Orte, wohin man ſie ſtellte. Ebenſo ergeht es ihnen in Warſchau. Die bèvue pyramidale verlieſt den Polen alltäglich von Neuem die Verräther an der polniſchen Sache — denn auch die Generale polniſchen Stammes, welche Rußlands Fahnen folgten, ſind in die Namenreihe aufgenommen — und ihr Gegenſtück iſt der Alexanderobelisk auf jener Citadelle, an welche Alexander nie gedacht hat. Selbſt der aus älterer, obſchon bereits ruſſiſcher Zeit ſtammenden Bildſäule Kopernik's wußte Rußland eine falſche Stellung zu erſchaffen, indem es den Palaſt der Freunde der Wiſſenſchaften, woran ſich die Bildſäule lehnt, in ein ruſſiſches Behördenhaus verwandelte, nachdem es jene Geſellſchaft in ſeiner kleinlichen Scheu vor jedem Vereine aufgelöſt hatte. Und endlich König Sigismund, der Säulenheilige? Ihm zur Linken wohnt der ruſſiſche Statthalter, dicht vor ihm klirrt eine ruſſiſche Hauptwache, dicht hinter

ihm droht die ruſſiſche Feſtung der von ihm zum Königsſitz erhobenen Stadt mit Tod und Verderben. — — —

Denkmale ſind die Erinnerungszeichen geſchichtlicher Glanzpunkte, Spitäler und Gefangenhäuſer die Wahrzeichen des laufenden Elends der Maſſen. Verſteht ſich nun Rußland auch entſetzlich ſchlecht auf Denkmale, ſo beanſprucht es doch den Ruhm, deſto beſſer auf Lazarethe bedacht zu ſein. Dieſer Ruhm iſt erzwungen. Der Menſchenmangel des Reiches, verbunden mit den Opferhekatomben, welche das politiſche Syſtem alljährlich verſchwendet, die unermeßliche Hülfloſigkeit des unfreien Volkes, die wachſende Armuth in den niedern Klaſſen der Freien, der erſchreckende Seuchenreichthum der größern Städte — dies Alles zwingt die Verwaltung, ſorgſam auf die Erhaltung des Lebens ihrer Unterthanenſchaft bedacht zu ſein. Dies auch, ſagt man, ſchuf die allen übrigen Offenbarungen des Regierungsſyſtemes ſo widerſprechende, wahrhaft liberale Fürſorge für die Früchte ungeſetzlicher Liebe. Dies erſchuf, man weiß es, die Erhaltung des Lebens ſogar Derer, welche geſetzlich todt erklärt werden — der Frevler gegen das Geſetz und der „politiſch Irrgewordenen.“ Man braucht Hände, man braucht Menſchenleben. Darum ſo wenig Strafgefängniſſe bei ſo viel Strafen, darum ſo viel Krankenhäuſer bei ſo ſparſamer Bevölkerung.

Auch in Warſchau gilt derſelbe Fall. Trotz der unzähligen Menge täglicher Verhaftungen, trotz der unzähligen Menge von Dieben, Vagabunden und Gaunern, trotz der außerordentlichen Häufigkeit aller möglichen Verbrechen, welche gerad im Warſchauer Bezirk vorkommen, beſitzt die Stadt doch nur ein einziges Zuchthaus und eine einzige Korrektionsanſtalt, dagegen an zwanzig Heilanſtalten für körperliches Gebreſte.

Jene Beſſerungsanſtalt, welche dem moraliſchen Menſchen ſeine

Gesundheit wiedergeben soll, baute die Krone in eine der schönsten Straßen des vorzugsweise von Deutschen bewohnten Stadttheils (Lèsno ulica). Man würde aber gewaltig irren, wenn man hier — wie bei uns — vorzugsweise die Mitglieder der ungebildeten Bevölkerungsschichten zu finden meinte. Nein, eben die höhern Klassen und aus diesen besonders viele Frauen liefern neben dem Auswurfe des Proletariats die täglich neue Füllung des Hauses. Einestheils ist diese Erscheinung in den eigenthümlichen sozialen Mißzuständen Polens, anderntheils auch darin begründet, daß nicht nur ein richterliches Erkenntniß zum Korrektionshaus verurtheilen kann, sondern Erzieher, Vormünder und Familienhäupter ihre Verwandten, Pflegbefohlenen und Dienstleute ebenfalls für längere oder kürzere Zeit hier einsperren können. Polnische Wirthschaft, von Rußlands Gesetzen sanktionirt! — Der Intrigue, dem Despotismus, der Habgier und jedem Ausbruch wüster Leidenschaft ist damit Thür und Thor geöffnet — aber was kümmert es Rußland? Es ist ja nur in Polen; in Petersburg erstreckt sich dies Recht blos auf Leibeigne und auf Dienstleute. Aber hier wie dort bringt es der Anstalt Geld, hier wie dort dem Staate arbeitende Hände. Von einem Besserungsversuche, ja von einer Möglichkeit der moralischen Erhebung ist auch hier wie dort keine Rede. In großen, gemeinsamen Säälen sind die Männer und Knaben, in andern die Mädchen und Frauen zusammengesteckt; die drohend auf- und abschreitenden Aufseher wachen über äußerliche Ruhe und Ordnung, und treiben zur Arbeit an. In den Feierstunden schließt man die Massen ein und pflanzt Bajonette vor Thür und Fenster. Damit ist's abgethan. Sonn- und Feiertags treibt man die Heerde in die Kirche, nachher wieder in die Säle — das ist der geistliche Zuspruch an die Halbverlorenen. Wer aber in der Stadt zu irgend einer Arbeit eines männlichen oder weiblichen Insassen der

Anſtalt bedarf, ſchickt einen Beſtellzettel und erhält das gewünſchte Individuum gegen eine beſtimmte Taxe zugeſandt. Alles Regiment im Hauſe ſelbſt wird einzig mit dem Stock geführt und auch in der Frauenabtheilung üben nur Männer die Aufſicht und Herrſchaft. So will's die Einrichtung der Warſchauer Beſſerungsanſtalt.

Im ehemaligen Arſenal des polniſchen Königreichs iſt jetzt das Zuchthaus eingerichtet. Eine Hauptwache liegt am Ausgang, Wachpoſten durchklirren in dichten Schaaren alle Innenräume des dunkeln und engen Hauſes. Vollgepfropft ſind die kleinen Zellen von Sträflingen, deren viele mit ſchweren Ketten behangen ſind; unaufhörlich klappen die Stöcke tyranniſcher Zuchtmeiſter; eine ſchlechte und unreinliche Köſt nährt die Unglücklichen. Nichtsdeſtoweniger zermartert noch die ſchwere Arbeit der „Krvnsbauten" den Körper, und nach überſtandener Strafzeit ſteckt man den Züchtling, wenn er noch dienſttauglich, in ein ruſſiſches Regiment am Don, an der Wolga, am aſowſchen Meer oder am Kuban und Terek. Nächſt den Juden bilden aber hier — wie überhaupt in den ruſſiſchen Zuchthäuſern — die niedern Beamten den zahlreichſten Bevölkerungsſtamm, welchen verhältnißmäßig nur wenig Individuen der eigentlichen Volkshefe verſtärken. —

So dunkel, eng und erſchreckend nun dieſe Strafanſtalten, ſo weit, licht und prächtig ſind die Lazarethe. Man muß den Petersburger Hospitalglanz mit ſeinen Kehrſeiten kennen gelernt haben, um nicht verblendet zu werden und den Glauben an die Möglichkeit innerer Gebrechen dieſer Krankenpaläſte zu bewahren. — Nicht weit vom ſächſiſchen Platze ſtoßen wir zuerſt auf das Spital „zum Kindlein Jeſu", welches in 42 Sälen 554 Betten beherbergt, in denen Gebärende, Findelkinder, andere kranke Kinder, irre und ſonſtwie ſieche Weiber Aufnahme und Verpflegung finden. Sämmtliche Fußboden ſind gebohnt, lange Tep-

piche ziehen ſich über die Treppen und durch die Vorhallen, alle Geräthſchaften glänzen von Reinlichkeit und Friſche. Gegen 1000 Findlinge werden hier alljährlich eingebracht und gleichwie die übrigen Kranken von Nonnen aus dem Orden der barmherzigen Schweſtern verpflegt. Dabei iſt ein jährlicher Baarfond von 400,000 fl. (etwa 80,000 Thlr.) für die Bedürfniſſe der Anſtalt angewieſen. Aber trotzdem erklingen manche ſchwere Klagen von Seiten der Aerzte über die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen und leiſe fügen ſie hinzu: in den Verwaltungskanzleien ſitzen ruſſiſche Beamte und das Geld geht ſeinen Weg durch ihre Hände. —

Den Opfern der Luſtſeuche iſt das ſtets gedrängt volle Lazareth von St. Lazarus mit 500 Betten beſtimmt; dann folgt das evangeliſche Krankenhaus mit 100 Stellen in achtzehn Sälen, hierauf das israelitiſche, von der Judengemeinde mit 160,000 fl. jährlicher Einkünfte bedacht. Daran reihen ſich wieder das Hospital zu St. Rochus, das des heiligen Geiſtes, das Geſundheitshaus (Dom sdsowà) und die Augenheilanſtalt. Außerhalb der Stadt in freundlichen Umgebungen liegt endlich noch das Irrenhaus, wohlbekannt in der ärztlichen Welt durch die glücklichen Ergebniſſe, welche Dr. Mylo's Heilmethode herbeiführt. Uebertroffen an Pracht und Großartigkeit, wie an Krankenmengen werden jedoch alle dieſe Heilanſtalten von den beiden Militärlazarethen — Spital Wjasdow und Citadellenhospital. 1800 Betten vertheilen ſich in 55 Räumen des erſtgenannten Gebäudes; 500 faßt das zweite. Und vor Allem füllen drei Krankheiten die Säle beider Anſtalten. Zum erſten jene Augenentzündung, welche, wenn auch minder blindheitdrohend als die ägyptiſche der Napoleoniſchen Armee, dennoch dieſer in ihren Symptomen und Verläufen ziemlich ähnlich iſt. Zum zweiten die Schwindſucht, an welcher unter vier Kranken gewöhnlich

einer leidet: eine Folge des ruſſiſchen Militärlebens. Zum dritten die Luſtſeuche, deren Opfer meiſtens ein volles Fünftel der Krankengeſammtheit bilden. — Auf ſolche Weiſe herrſchen die Krankheiten in der ruſſiſchen Armee; und ſelbſt die offiziellen Berichte vermögen nicht das Uebel zu verhüllen. Unter einer Geſammtmaſſe von etwa 220,000 dienſtthuenden Soldaten nennen ſie im Jahre 1842 154,649 Kranke. Davon begrub man 8000. Durch die Schwindſucht eilten im Jahre 1841 24,099 Menſchen dem Grabe entgegen; 10,527 waren von jener Augenentzündung befallen, 11,552 erlagen der Luſtſeuche, 14,000 warfen ruhrartige Leiden auf das Krankenlager.

Wahrlich, ein gutes Stück Rußland auf engbegrenztem Raume polniſcher Erde ging während der Wanderungen vom ſächſiſchen Platze bis zum Lazareth der Citadelle an unſerm Auge vorüber. Darum, nur noch eine kurze Strecke bis zum Powonskiſchen Felde! Dort liegen die Todten von Warſchau. Da hebt ſich zunächſt der polniſche Leichenacker mit prunkvollen Katakomben und goldſtrahlenden Denkmalen, zwiſchen denen die wildeſte Liederlichkeit und roheſte Vernachläſſigung umherliegt — ein treues Bild der polniſchen Nation. Dicht daneben iſt die proteſtantiſche Todtenſtätte, eng und klein, mit einfachen Gräbern und vorzugsweiſe deutſchen Inſchriften. Den Gegenſatz bildet dann das ruſſiſche Begräbnißfeld. Prachtvolle Denkmale, prunkende Namen, ſtrenge Ordnung und moderne Regelmäßigkeit. Drüben in der Soldatenabtheilung liegen aber ſelbſt die todten Generäle, Oberſten, Majors und Hauptleute nach Rang und Würden geſchieden oder vereint, in ſchnurgeraden Reihen, wie ſie im Leben aufmarſchirt waren.

In Praga.

Praga — aus dieſem Namen klingt uns, deren politiſche Theilnahme mit dem Beginn der dreißiger Jahre erwachte, eitel Waffengeklirr, Trompetengeſchmetter, Kanonendonner und Jammergeſchrei über den aufgegebenen Trümmern einer Nation. Unſere Väter, welche bis dahin dem polniſchen Kampfe vielleicht nur halben Herzens gefolgt waren, weil ſie zwar dem Ruſſenthume jeglichen Sieg mißgönnten, aber auch zu dem Gedanken eines ſelbſtſtändigen Polen in lebenserfahrenen Bedenklichkeiten das Haupt ſchüttelten — als Praga und immer Praga aus den Zeitungsberichten über Warſchau's Fall hervortönte, da fühlten auch unſere Väter urplötzlich eine tiefſchmerzliche Theilnahme. Denn ſie gedachten aus ihrer zarteſten Jugend des furchtbaren Kampfes, welchen einſt Tilly-Suwarow mit Leonidas-Kosziusko in Praga gefochten hatten. Und ſo empfingen ſie die flüchtenden Enkel des Helden mit offenen Armen. — Wenn man mit ſolchen Erinnerungen von der

Petersburger Straße an Praga's letzten Häuserenden hereinlenkt nach Warſchau, mag man es kaum faſſen, wie in dem kleinen offnen Orte und um ſeines Beſitzes willen ſo viel Blut in den Sand des Weichſelufers rinnen, wie ſo viel Heldenleichen in das durchweichte Land vergraben werden mochten. Noch mehr ſind wir aber verwundert, wenn bei dem Aufenthalt in Warſchau die Frage nach Praga mit einem halbtrüben, halbmitleidigen Lächeln abgewieſen wird. „Es iſt da nichts zu ſehen, Praga iſt vollkommen intereſſelos.“ So verſchiebt ſich wirklich der Beſuch dieſer Vorſtadt bis auf die letzten gedrängten Stunden vor der Abreiſe aus Warſchau, und es bleibt zu nur flüchtiger Beſichtigung eine knapp zugemeſſene Zeit.

Im Lichte einer Spätnachmittagsſonne lag Warſchau, gelblich glänzte die Weichſel hinaufwärts gen Krakau und dunkler gefärbt zog ſie ſich um den Feſtungsvorſprung hinab gen Modlin, als der Wagen über die Weichſelbrücke nach Praga rollte. Ein heiteres Durcheinander von Barken, Böten und Flußſchiffen zur Rechten wie zur Linken, Segel und Wimpel ſoweit das Auge ſchaute, und dennoch ein großer Unterſchied des Charakters dieſes Waſſerlebens ſtromabwärts, ſtromaufwärts. Stroman iſt beinah ein Drittel der Flußbreite von je einem der ungeheuern Flöße bedeckt, welche aus den Baumſtämmen der echtpolniſchen und kleinruſſiſchen Urwälder roh zuſammengenagelt, von zwei Menſchen mit ſchweren Hebeln mühſelig gelenkt werden. Ein kleiner hüttenartiger Bretterverſchlag mitten auf der Holzfläche, kaum ſichtbar zwiſchen den hochaufgeſchichteten Getreidemaſſen, oder gänzlich verborgen zwiſchen den in hohlem Viereck aufeinander geſchichteten Brettern, oder zuſammengedrückt von den Haufen Steinſalz, Erzgeſtein und Baumaterial, dient den Leitern zum Schutze gegen das Unwetter. Schwerfällig wankt der ganze Bau, in ſcheuer Haſt fliehen die kleinern Boote deſſen Nähe;

halbtaglang ſieht man ſolch ein unförmlich Ding heranſchleichen, ehe es wirklich bei der Brücke ſich im Ufer einrammt oder ſich mühſam unter dieſer hinweg gen Modlin hinabſchleppt. Stromabwärts ſchießen dagegen die langgeſchnäbelten Weichſelkähne hin und her, ganze Trupps raſchbeweglicher Menſchen ſchaffen darauf herum, was man ſtroman kaum jemals hört, der Schiffergeſang, klingt luſtig draus hervor, und man erkennt wohl auch ein deutſches Lied. Vielleicht daß darum dieſe Schiffer ſo guten Muthes ſind, weil ihre Heimath nicht in den Fängen des doppelköpfigen Adlers liegt, ſondern den aufſtrebenden Aar im Wappen führt? Von den Getreidemaſſen, von den Wollhaufen, von allen Waaren, welche dieſe Schiffe die Weichſel hinabführen, bemerkt man kaum eine Andeutung auf dem Deck; da liegt zierlich geordnet nur das nöthige Schiffszeug, und an dem Steuerruder ſteht eben ſo rührig, wie auf hohem Meere ein achtſamer Mann.

Hinter dem Ende der Brücke öffnet ſich ein weiter, halbwüſter Platz. Daran lagert ein Gaſthof mit Gruppen taumelnder polniſcher Bauern, zerlumpter Schacherjuden und umherlungernder Soldaten. Von dieſem Anfang Praga's läuft Blick und Weg in eine freundliche Gaſſe, wo einige ſtattliche Häuſer ihre Eingänge ſogar mit Gartenſtücklein umhegten. Doch iſt ſelbſt dieſe Straße nur lückenhaft mit Gebäuden beſetzt; und in welche Nebengaſſe wir auch ſchauen: überall Sandplätze, Viehweiden, Trockenleinen, auf denen bettelhafte Waſchſtücken ängſtlich umherflattern, als fürchteten ſie beim nächſten Windſtoß ihr mürbes Gewebe zerfetzt zu ſehen. Dazu paſſen die einzelnen Hütten und deren noch ſelteneren Gruppen. — So geht es die ganze langgeſtreckte Vorſtadt durch. Von ſtädtiſchen Anfängen nirgends eine Spur. Eher möchte man das Ganze für einen zufälligen Zuſammenfluß ländlicher Anſiedlungen halten, welche nicht einmal Kraft genug für die

Bildung eines wirklichen Dorfes gewonnen haben. Denn auch die Mittelpunkte des Fleckens, die beiden Kirchen, liegen ganz vereinſamt auf wüſten Plätzen, rings von ſandigen Plätzen umhegt, aus denen kaum eine halbzerfallene Hütte ſich erhebt.

Dieſem form- und zuſammenhangloſen Anſehen des Platzes angemeſſen iſt auch deſſen Bevölkerung. Viel verſchwiegenes Elend nach dem Aufſtand brodlos gewordener Revolutionsbeamten birgt ſich hier, und viel penſionirte Militärs flüchten hierher, um vom knappen Einkommen wohlfeiler als in der Stadt zu leben, ohne doch deren Hülfsquellen entbehren zu müſſen. Dazu kommt dann noch eine Menge von Vieh- und Feldwirthſchaftern, welche der Stadt ihr tägliches Bedürfniß an Fleiſch, Gemüs und Milch zuführen. Außerdem überſchwemmen jüdiſche Branntweinſchenke, Viehmäkler, Viktualienhändler u. ſ. w. die offnen Räume der Häuſer, aus deren Innerem der Lärmen der Handwerke erklingt, welche hier vorzugsweiſe von Deutſchen betrieben werden.

Dieſe ganze Bevölkerung hat für Praga auch kein heimiſches Gefühl. Sie wählte dieſen Wohnort nur als letzte Zuflucht, um hier fern vom Warſchauer Lärm zu ſterben, oder um früher oder ſpäter mit den hieſigen Erſparniſſen eine ſtädtiſche Anſäſſigkeit zu erwerben. Darum liegt im Ausdrucke des ganzen Lebens nirgends eine Spur von behaglicher Wohnlichkeit: Die Rüſtigen haſten ſich nur, die Altersſchwachen ſind trüb und verſchloſſen, weil ihrem Lebensreſte die heißgeliebte Warczawa verſagt iſt. Daher mag's vielleicht kommen, daß nirgends etwas für den Schmuck, ja ſelbſt nicht für die Wegſamkeit der Fahrſtraßen gethan iſt; jede etwaige Pflege beſchränkt ſich nur auf das eigenſte Zubehör der Wohnungen. — Und wenn man es thäte, was hälfe es? Die nächſten Frühlingswaſſer der Weichſel ſchleuderten dennoch alle Ordnung und Anlage bunt durcheinander und verſchlemmten

jeden Beginn einer Bodenkultur oder ſtädtiſchen Verzierung. Denn faſt alljährlich überſchwemmt der Fluß Praga's Gaſſen, Plätze und Umkreiſe. Wohin dann die Bewohner ſich und ihr Hausgeräth retten, wie ſie ihre Heerden und die kleinen Nutzgärten vor gänzlichem Untergange bewahren, erſcheint kaum begreiflich.

— Doch ſchon umſäumt die Sonne Warſchau mit glührothen Lichtern; ſchon färben ſich die Wimpel und Segel der Böte roſig, die dunkelnde Weichſel beginnt am Horizonte weiße Nebel auszuhauchen. Im vollen Roſſelauf geht's über die Brücke nach der Stadt zurück, peinlich lang erſcheint uns die Viſitation des Wagens auf der Brücke; denn oben an der Poſt ſtehen bereits die Wagen der Abfahrt gewärtig. — Klingelnd und blaſend rollt der Zug bald nachher aus der Stadt. Ein nochmaliger Aufenthalt am Thore gilt der Vergleichung der abreiſenden Paſſagiere mit dem von der Polizei vorausgeſendeten Verzeichniſſe derſelben und einer Bemerkung in dem Paß. Dann rennen die Roſſe hinaus in die unabſehbare Fruchtebene, deren Horizont doch wieder im unausweichlichen Schwarzwalde verſinkt. Blonie, der Flecken blutigen Andenkens, iſt die letzte Begegnung des Tages, und beim frohen Bewußtſein davon, wie jede Umdrehung der Räder uns der deutſchen Grenze zufördert, erklingen uns das ſchmetternde Poſthorn, die luſtigen Halsglocken der Pferde und das unregelmäßige Getrappel ihrer Hufſtritte in das Halbwachen herein bereits wie eine heimiſche Eilpoſtfahrt.

Ruſſiſch-polniſche Nachklänge.

Ueber Kollo führt der Weg von Warſchau nach Poſen. Hier ſteht ein Artilleriepark als letzter Vorpoſten der regulären ruſſiſchen Kriegsmacht. Auch ſpaltet ſich hier die Kaiſerſtraße, um ihren ſüdlich ablenkenden Zweig nach Kaliſch zu ſenden, wo ſich die preußiſchen Gardeoffiziere einſt höchlich verwunderten, daß die Mehrzahl ihrer Petersburger Gardekameraden bürgerlicher Herkunft ſeien, was denn die Petersburger auch niemals verfehlen, dem Fremden ſpottlächelnd zu erzählen. In der That findet ſich ſchwer eine paſſende Entgegnung auf dieſen Spott; denn blanke Verleumdung nennen die kaiſerlichen Ruſſen jene viel wichtigere Bemerkung, welche die deutſchen Stabsoffiziere damals ebenfalls machten, wie nämlich bei den Ruſſen die feinere Kriegsbewegung der leichten Truppen und der reitenden Artillerie weit minder gewandt nnd raſch ausgeführt wird, als von den deutſchen Soldaten. Wir aber wiſſen, wie die ruſſiſche Verneinung ſich dort gerad am breite-

ſten kundgiebt, wo ſie ihre Sache wurmſtichig weiß; und der ſogenannte kleine, der Parteigängerkrieg iſt in der modernen Kriegskunſt zur Hauptſache worden.

Der andere Straßenaſt ſtreckt ſich von Kollo, in weſtlicher Richtung ſchnurgerad, nach der preußiſch-polniſchen Grenze herüber, mit welcher auch mitten zwiſchen dem ruſſiſch-polniſchen Slupce und dem preußiſch-polniſchen Strzalkow plötzlich die prachtvolle Kunſtſtraße endet, welche ſich von Petersburg bis hierher ununterbrochen erſtreckte.

Seltſam genug erhob ſich aber ein allgemeiner Jubel, im Reiſewagen, als nun äußerſt bedenkliche Schwankungen, Stöße und Puffs die geſunden Glieder ſeiner Inſaſſen mit der Möglichkeit mannichfachen Unheils bedrohten. „Koſtet's nun auch eine Kontuſion oder gar einen Beinbruch" — erklang's ſogar einmal — „ſo doch nicht in Rußland." Und doch hatten ſämmliche Reiſende unter ſogenannt glücklichen Verhältniſſen, perſönlich vollkommen unabhängig, faſt alle nur als reiſeluſtige Vergnüglinge, der eine länger, der andere kürzer, der eine in den Oſtſeeprovinzen und der Kaiſerreſidenz, der andere in Moskau und den ſüdlichen Provinzen, noch andere in andern Reichestheilen gelebt. Alle hatten das zermarterte Polen auch nur im Vorüberziehen kennen gelernt. Ach, und ſie vergaßen es jetzt, vergaßen es im Jubel der Befreiung aus den Bannkreiſen der nummerirten Werſtpfähle mit der ruſſiſchen Kokarde und dem Gedräng der unzähligen Koſakenpulks; ſie vergaßen es im Jubel der Befreiung vom Anblicke jener Menſchenkaravanen, wie ſie uns hier an jedem Tage vorüberziehen, je zwei und zwei aneinander gekettet, von ſcharfen Bajonetten in Ordnung erhalten und zum Ziele der Wanderung anſtatt der orientaliſchen Wüſtenoaſen und des dreimal heiligen Mekka, die ewigen Schneewüſten des aſiatiſchen Nordens, die todthauchenden Bergwerke des Ural, die Goldwäſchen des Irtyſch. Ja,

ſie vergaßen das polniſche Elend ſelber ob des Jubels darüber, daß ſie es nicht mehr zu ſehen brauchten! — Wahrlich, es giebt kein Land, kein Reich, kein denkbares Lebensverhältniß weiter auf der ganzen weiten Gotteserde, wo alle Geſchäftsbeziehungen zur umgebenden Welt ſo leicht und faſt nothwendig zum ſtarren Egoismus verknöchern, als im Czarenreiche. Man ſetze ſolchem Worte nicht die kahle Bemerkung entgegen, daß auch in Rußland das menſchliche Beileid wie überall geübt werde. Solches Mitgefühl für die unabwendbaren Schläge des Geſchickes gehört nicht hierher und kann nicht gemeint ſein. Jenes andere Mitgefühl aber, welches die ganze Bevölkerung an den Wohlthaten des Staates gleichbetheiligt, welches die Gleichberechtigung Aller zu voller Ausbildung und Entwicklung ihrer Perſönlichkeit allgemeinherrſchend, welche den Menſchen als Menſchen vollgültig anerkannt wiſſen will — jenes Mitgefühl und Streben erſtirbt nothwendig da, wo wir uns fortwährend der eignen Unſicherheit bei vollſter Schuldloſigkeit, der mißtrauiſchſten Beargwöhnung bei vollſter Argloſigkeit, der fragloſen Anheimgabe unſerer ganzen Exiſtenz an despotiſche Willkühr bewußt ſind.

Allein eben wieder nach ſolchen Augenblicken rein egoiſtiſchen Jubels umklammert uns plötzlich auch der heißeſte Schmerz um das zertretene, zerſtückte, zermarterte polniſche Königreich! Sind darum Deine Birken lauter hängende Birken? Wehen darum ihre ſchwanken Aeſte ruhelos hin und wieder, gleich den aufgelöſ'ten Haarflechten einer Mutter, an deren Buſen ein wimmernd Kind in Zuckungen liegt und doch nicht ſterben kann? Flüſtern dieſe leis rauſchenden Blätter ſterbenstraurige Geſchichten, wenn ein linder Weſt darin zu ſpielen ſcheint? Die Dichter wiſſen es zu deuten, und auch das Volk verſteht es. Vor allen haben es jene minder zähen und minder beweglichen Litthauer, deren Land und Elend an Polens Land und Elend ſo nahe grenz, der

Birke abgelauſcht, was ſie verkünden will. Darum klingt auch in ihren morſchen Hütten und aus dem Schlamme roher Stumpfheit ihrer Herzen ſeit Jahrhunderten der Sang:

Birke, Birke, arme Birke!
Warum biſt du denn ſo traurig?
War's vielleicht der kalte Nordſturm,
War's vielleicht der rauhe Froſt,
Der dir macht die Blätter ſtarren?
Oder hat das böſe Waſſer
Dir der Erdenmutter Schutz
Von den Wurzeln weggeſpühlt?

Und der todtentraurigen Frage antwortet klagend die Gegenſtrophe:

Nicht der Froſt macht mich erſtarren,
Nicht das Waſſer mich verkümmern;
Doch es kamen die Barbaren
Und ſie brachen meine Aeſte
Und zertraten um mich her
Schönes grünes Gras.
Schade, ſchade daß vom Oſten
Auch die ſchöne Sonne kommt!

Dies Lied verfolgt den Wanderer durch ganz Litthauen. Er kann die ſchaurigen Klänge nicht wieder aus dem Sinne bringen, ſo lang er in den ehmals ſelbſtſtändigen Landen lebt, die nunmehr den Namen ruſſiſcher Gouvernements tragen — in den baltiſchen Provinzen, in Litthauen, in Polen. Jeder Tag, jede Stunde, jeder Umblick, jede Begegnung trägt uns von Neuem die Worte zu und dazwiſchen tönt wohl auch aus Deutſchland herüber der Nachhall eines Heine'ſchen Liedes, wie eine Frage an das Weltgeſchick: „Sonne, Du klagende Flamme?“

In ſolche Trauerphantaſien klirrt aber plötzlich der proſaiſche Lärmen am preußiſchen Zoll- und Grenzhauſe beinahe verhöhnend. Ihrer

Abfertigung harrend, ſtehen ringsum Schaaren von Wagen, mit Gütern hochbepackt, gerad gegenüber vertrinken deren Führer die Beſchwerden des überſtandenen und bevorſtehenden Weges in der Lethe des Nordens. Paßoffizianten und Steuerbeamte gehen mit langen Zetteln und dicken Büchern hin und wieder; dort werden Ballen und Fäſſer unterſucht, hier wird um fragliche Steuerbarkeit, drüben um Mangelhaftigkeiten des Paſſes, hüben um die Gültigkeit der gezahlten Münzen geſtritten. Die Paß- und Zollſtätten zeigen eben nirgends ein verlockendes Leben. Und ſo ernüchtert man ſich vollkommen, wird wieder ein vollkommen praktiſcher Reiſender, beſonders wenn man aus Rußland kommend und in Erinnerung dortiger Paß-, Zoll- und Viſitationsanſtalten an die hieſigen Geſchäfte geht. Allein welch ein Unterſchied! Höfliche Behandlung, hülfreiche Zuvorkommenheit, raſche Abfertigung.

Ja, Rußland iſt wirklich zu Ende und Europa hat wieder begonnen!

Je weiter man ſich jedoch von der ruſſiſchen Grenze entfernt, deſto tiefer ſcheinen die Glieder des Reiſenden im Preiſe zu ſinken. Unter wirklicher Gefahr erreicht der Wagen endlich die Kreisſtadt Wreſchen, wo den Kanonen von Kollo nur eine Abtheilung Huſaren gegenüberſteht, gleich als achte Preußen jene ſtillen Drohungen gering, oder baue auf ſeine weiter landeinwärts gelegene Feſtungskette, oder aber auf ſeine beſte Bündnerin, die Civiliſation. — So klein auch Wreſchen: es hegt bereits keine Aehnlichkeit weiter mit den ruſſiſch-polniſchen Städten, als gleiche Sprache und Glaubensform der Bewohner. Luſtige, gepflaſterte Straßen, wohlgepflegte Gebäude, gewaſchene Menſchen, Juden in nicht zerlumpter Tracht, ſaubere Zimmer, reinliche Betten — dies Alles ſind Dinge, die hier wie Nothwendigkeiten vorhanden ſind, während nur drei, vier Stunden öſtlich noch kaum eine Spur davon.

Man hatte vielleicht nie zuvor und hat auch ſpäter wohl kaum jemals gleich volle Erkenntniß, gleich volle Dankbarkeit für die Wohlthaten der Herrſchaft geordneter Staatsverhältniſſe bereit. Ja, man erſtaunt beinah, wie man früher in dieſem ſelben Staatsleben noch tauſendfache Mangelhaftigkeit anzuklagen gehabt habe. Erſt die ruhigere Ueberlegung muß uns wieder daran mahnen, wie der Vergleich des Beſſern mit dem Schlechtern ſelbſt dieſe Zuſtände nothwendig verſchlechtern würde. Es gehört beinah ein neues Einleben dazu, um ſich deſſen vollkommen bewußt zu werden, wie wir die allſeitige Fortbildung des Staatslebens nicht nur wünſchen, ſondern mit vollſtem Rechte fordern dürfen, wie ſolche Forderung unſere höchſte Pflicht und das Mitſtreben nach dieſem Ziele unſeres Lebens heiligſte Aufgabe. So eingeſchüchtert und verkrampft werden die natürlichſten Begriffe menſchlicher und ſtaatsbürgerlicher Freiheiten, Rechte, Pflichten unter der Schreckensherrſchaft der Geheimpolizei im Staate autokratiſcher Willkühr!

Die Straße, auf welcher wir von Wreſchen bis Poſen herumgeworfen werden, läßt uns allerdings kaum ahnen, daß wir dem Lande überglätteter Unkultur entflohen und in jenen deutſchen Staat gelangt ſind, der ſich zum deutſchen Prinzipat berufen erachtet. Alle Leiden der ruſſiſchen Knüppeldämme und der baltiſchen Nebenwege werden wieder wach gerüttelt; und dies Alles nur darum, weil ſich der Staat mit den Edelherrn ſeit Jahren herumſtreitet, wem die Lieferung der Baumittel obliege. In Rußland würde ſolcher Zweifel allerdings ſehr bald durch einen unwiderleglichen Ukas entſchieden worden ſein, falls eben eine kaiſerliche Reiſe dieſen Weg paſſirt hätte. Aber wenn man auch ſolche abſolute Entſcheidungskraft im deutſchen Lande mit allen Kräften abwehren mag, ſo iſt's doch immer ein Uebelſtand, daß nun ſeit Jahren ſchon eine Beamtenkommiſſion über dieſe ſieben Meilen Weges, zu deren Ueber-

windung man ſelbſt mit Extrapoſtpferden über zehn Stunden braucht, mißt, ſchreibt und berichtet, ohne daß ein Erfolg zu Stande gekommen iſt. Damit es doch den Anſchein habe, als geſchehe in der That etwas, taucht auch wohl hier und da ein vereinſamter Straßenarbeiter aus dem Schmutzgebirgen auf. Allein die zum zukünftigen Bau beſtimmten Steine bleiben trotzdem nur mitten auf der ſogenannten Straße verſtreut *).

Man hat vollkommen Zeit, ſich die Beſchaffenheit der Umgegend gemüthlich anzuſchauen. Ein leichtgewellter Boden, fruchtbare Felder, die von fleißiger Beſtellung zeugen, die Menſchen kräftiger und friſcher als in dem durchwanderten Striche des Königreichs, die wenigen Dörfer, welche man durchfährt, wenigſtens im Vergleiche zu den ruſſiſch-polniſchen, in gutem Zuſtande, viel Kruzifixe an der Landſtraße, doch ſelten die Zeichen eines eben ſo von Bigotterie als Trägheit angewöhnten überfrommen und zeitraubenden Heiligendienſtes, wie rückwärts im Königreiche, ſüdwärts in Galizien und ſüdweſtwärts bei den mähriſchen und böhmiſchen Slaven.

Je näher man an Poſen heranrückt, deſto ſandiger wird der Weg. Von Koſtrzyn, welches ungefähr auf der Hälfte der ſieben Meilen gelegen iſt, ſchneiden die Räder des Wagens ſo tief ein, daß ihre Drehungen beinah aufhören und die Pferde nur unter größter Anſtrengung das Gefährt fortbewegen können. Man glaubt nicht mitten im Binnenlande, ſondern mitten in den Dünen eines flachen Seeſtrandes zu reiſen, man erwartet mit Nächſtem über den einzeln verſtreuten Bäumen den breiten ſchwärzlichgrünen Streifen ſich emporheben, darauf die

*) Dem Vernehmen nach hat ſich auch in den drei Jahren ſeit 1844 wenig an dieſem Wege verbeſſert.

weißen Schiffssegel zu erblicken und von dorther wehend die wundersam erfrischende Seeluft zu athmen. Doch selbst keine Seen, deren so viele im Großherzogthum, werden ringsum ersichtlich; Nadelholzwälder sind die düstern Streifen am Horizont und anstatt des Wogengebrauses klingt mitunter von dorther vielstimmiges Hundegebell und langgezogener Hörnerruf.

Es sind dieselben Wälder, in denen vom Polenadel jene vielbesprochenen Schweinsjagden abgehalten wurden, wobei man Kriegsrath gegen die Deutschen pflog.

Die Stadt Posen macht durchaus keinen charakteristischen Eindruck, wenn man von der Warschauer Seite durch die holpriche Vorstadt Wallischei (poln. Chwaliszewo) hereinfährt. Eine hölzerne Brücke legt sich über die Wartha und eine eben solche über den Sybinabach, welcher mitten durch die Stadt läuft. Zu nah fahren wir am Dome vorüber, um einen Gesammteindruck davon erlangen zu können, die Häuser der Straße sind weder alt noch neu, werden selbst tiefer in der Stadt weder größer noch kleiner, zeigen nur hier und da einen mittelmäßig eleganten Herrensitz. Ist dies das rechte, echte, geschicke- und geschichtereiche Posen, die Hüterin der Gräber der ältesten Polenkönige? Man begreift selbst nicht, daß dieses Posen schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts als Hauptsammelplatz des gegen Sigismund III. aufständigen Adels eine geschichtliche Rolle spielen konnte, nachdem der bigotte Enkel Katharina's aus dem Hause Sforza die Kirche der Reformirten verbrannt hatte. Man begreift nicht, wie kaum funfzig Jahre später die Schweden hier bereits wieder ein mächtiges Jesuitenkollegium finden konnten, und wie dann nach abermals einem Halbjahrhundert August II.

ſeinen Namen durch grauſame Vertilgung der evangeliſchen Gemeinde zu brandmarken vermochte. Woher der Saame zu ſo wechſelnd aufwachſenden Religionsgenoſſenſchaften, woher die wilde Wuth der Gegenparteien? Ein krampfhaft Zucken in unerklärlichen Ueberſtürzungen erſcheint das Geſchichtsleben der Stadt; und nicht nur deſſen konfeſſionelle Seite. Denn ſchon fünf Jahre nach der Verwüſtung der evangeliſchen Kirche durch das Machtgebot des ſächſiſchen Regenten ſtürmen die konföderirten Polen die Stadt, nehmen die ſächſiſche Beſatzung gefangen und ſchleifen alle Feſtungswerke. Achtzig Jahre nachher fällt Poſen mit dem Beuteſtück des polniſchen Reiches an Preußen; neun Jahre ſpäter holt ſich hier Friedrich Auguſt von Sachſen aus den entweihten Gräbern eine Königskrone, nachdem er Friede mit Napoleon geſchloſſen; im folgenden Jahre wird die Stadt dem Großherzogthum einverleibt, und acht Jahr nachher von Neuem zur preußiſchen Provinzialhauptſtadt ernannt. Dennoch von Allem ſo wenig erſichtliche Denkmale. Als letztes Ergebniß der Geſchichte aber noch ein bitteres nationales Zerwürfniß in ihren Mauern, welches ſich unter dem Mantel verletzter Konfeſſionsachtung vor dem Drohniß raſch aufſteigender Feſtungswerke verbirgt.

Von aller ehemaligen Pracht zeugen nur wenige kurze Strecken in der nächſten Nähe des Marktes und das Rathhaus inmitten des Ringes. Es ergeht Poſen, wie manchem ſchickſalreichen Menſchen, deſſen Thatkraft ſich nur im Ertragen zeigte: die Verſchiedenartigkeit der Lebensbegegnungen hat den Charakter ſeines Antlitzes ſo oft umgeprägt, daß nun die ſämmtlichen ſtark ausgebildeten Züge keine ungebrochene Schönheitslinie, ja wohl keine ſcharfe Eigenthümlichkeit mehr zeigen. Wir haben bei Poſen die Wahl, ob wir ſein Ausſehn abgebraucht oder charakterlos nennen wollen.

Weit anmuthiger, aber weil ganz modern auch noch minder charakteriſtiſch als die alte Stadt am rechten Warthaufer, iſt die neue Stadt auf den Anhöhen des linken. Es iſt da viel Berliner Nachahmung: rechtwinklich aufeinander ſtoßende Straßen mit uniformen Häuſern, wohlgepflegtes Pflaſter an den Seiten der Gaſſen und eine ſorgſam geſtutzte Allee in der Hauptſtraße (Wilhelmsſtraße), welche natürlich mit einem Wilhelmsplatze beginnt und mit einem Kanonenplatz am Fuße jenes Berges endet, worauf ſich Poſens neue Citadelle erhebt. Am Wilhelmsplatze ſteht ein Theater, worin von deutſchen Kunſtjüngern ſehr mittelmäßig geſpielt wird, dieſem gegenüber der Palaſt des verſtorbenen Grafen Raczynski, welcher ſeine prächtige Bibliothek von 20,000 Bänden der Stadt vermachte; auf dem Kanonenplatze exerziren die preußiſchen Artilleriſten, dicht dahinter erhebt ſich ein Lazareth. Das iſt der Anfang und das Ende dieſer vornehmſten Straße der Stadt.

Jener Graf Raczynski hat übrigens ſo große ſtädtiſche Verdienſte, wie ſie wohl ſelten ein Privatmann anderwärts erwarb. Er ließ die ganze Stadt mit Kanälen durchziehen, er unterſtützte fortwährend die ungeheuern Armenmengen auf wahrhaft fürſtliche Weiſe und vorzüglich ſtrebte er auch das Mißverhältniß zwiſchen polniſchem und deutſchem Element wenigſtens geſellſchaftlich zu vermitteln. Es gelang ihm jedoch nicht, nicht einmal äußerlich. Zwei zu ſtarre Geſammtheiten ſtehen einander entgegen: auf der einen Seite die Beamten der Regierung, des Oberappellations- und Oberlandesgerichtes des Großherzogthums, des Land- und Stadtgerichtes und der Provinziallandſchafts-Direktion — durchweg königlich preußiſche Deutſche —, auf der andern Seite dagegen ein auf ſeinen Reichthum und ſeinen Grundbeſitz pochender Polenadel, welcher dem Staatsdienſte ausweicht, ſo lang ihm irgend möglich, welcher die Einbuße ſeiner ehmaligen Autonomie und Autokratie niemals

vergißt, welcher endlich an ſeinen mittelloſen Genoſſen eine fortwährend ergebene Hülfsſchaar beſitzt, ſobald es ſich um ariſtokratiſche Beſtrebungen handelt. Staatsfeindlich iſt aber dieſe ganze Genoſſenſchaft darum vorzüglich, weil Preußen nicht nur ihre Adelsanmaßungen durch Geſetze einſchränkt, ſondern auch die polniſche Unordnung in Wirthſchaftsangelegenheiten gern benutzt, um den feilgebotenen Grund und Boden für den Staat zu erwerben. Beim Wiederverkaufe der zerſchlagenen Grundſtücke aber — ſagen die Polen — werden die Ureinwohner des Landes zurückgeſetzt, die eingewanderten Deutſchen bevorzugt; man gönnt ihnen das Verkaufsrecht, man begnügt ſich bei ihnen mit geringen Anzahlungen, man gewährt ihnen tauſendfache ungeſetzliche Vortheile.

Allerdings iſt das Plattland des Großherzogthums heut nicht mehr nur an den weſtlichen und nördlichen Grenzen und im Netzediſtrikt im vorwiegenden Beſitze der Deutſchen, ſondern überall ſtoßen wir auf deutſche Namen der Gutsbeſitzer; und in den von Poſen nordwärts gelegenen Ortſchaften bilden die Deutſchen, nächſt den Juden, auch die für ſtädtiſches Leben bedeutſamſten Bevölkerungstheile. Es iſt jedoch im Polen thatſächlich kein wirkliches Organ und Verſtändniß für ſtädtiſches Leben; es fehlt ihm jene Bürgerlichkeit, welche ſich im täglichen Einerlei eines regelmäßigen Gewerbes, in ausdauerndem Fleiße und in den engen Bewegungskreiſen des Stadtlebens genügen mag. Es fehlt ihm ferner auch die politiſche Bürgerlichkeit, welche innerhalb der Stadt nur eben als politiſche Einheit, nach außen hin nur als integrirender Theil der politiſchen Geſammtheit gelten will. Es fehlt dem Polen die bürgerliche Stätigkeit, Mäßigung und Klarheit in allen Lebensäußerungen. Ein wilder Drang nach üppigem Lebensgenuß, ein unbeſiegbarer Lebensleichtſinn und ein phantaſtiſches Ausſtreben nach unklaren Zielen verleiht ſeinem ganzen Weſen den Grundton un-

auslöſchlicher Unzufriedenheit mit dem Gegebenen. Seine geiſtige Nomadenhaftigkeit läßt ihn nicht haften, ausdauern und ausbauen; er drängt von Oaſe zu Oaſe und ſcheut den langen Weg durch öden Wüſtenſand. Darum iſt es auch gekommen, daß bei ihnen zwar nicht der Ingrimm, wohl aber die Verachtung gegen die Deutſchen ſich zu weit entſchiedenerer Macht ſteigern konnte, als ſelbſt gegen die Ruſſen. Bei dieſen findet er daſſelbe Umhergreifen nach unbeſtimmten Idealen, — wenn auch mit Händen, die vom Despotismus gefeſſelt ſind — und der verwandtſchaftliche Bezug des ſlaviſchen Elementes blieb wirkſam; nach deutſcher Seite aber kennt er keine andere Beziehung, als eine oberflächlich hiſtoriſche und rein ariſtokratiſche zu der Reſidenz Dresden. Während in Warſchau die ruſſiſchen Tſchinowniks und Soldaten von den Polen geſellſchaftlich zwar entſchieden zurückgewieſen werden, außerdem aber die Beſchränkung auf nationale Kreiſe weit mehr durch die Furcht vor den nie ruhenden Verdächtigungen einer beutegierigen Geheimpolizei, als durch rein nationale Abneigungen bedingt wird, erſcheint die Abſcheidung im Großherzogthum faſt ausſchließlich von dieſer hervorgerufen. Mag auch in beiden Theilen des zerſtückten Polen der Drang nach Wiederherſtellung des unabhängigen Ganzen gleich ſtark und mächtig wachen: die perſönlichen, menſchlichen Antipathien gelten im Königreiche weit heftiger Rußland, als den Ruſſen, im Großherzogthum (wie in Galizien) weit mindern Grades dem Staat als den Deutſchen.

In Poſen bricht ſich dieſe Stimmung in allen Lebenskreiſen breite Bahn; und läugnen mag man nicht, daß die Scheidung Poſens in zwei gegenſeitig beziehungsloſe, oder vielmehr einander abſtoßende Hälften durch das Benehmen der preußiſchen Bureaukratie auch noch überreichliche Nahrung erhält. Nicht nur im polniſchen Heerlager iſt

dieſe Beſchuldigung künſtlich großgepflegt worden, ſie geht als ſchwere Klage durch die ganze Bevölkerung. Die eigentliche höhere Bürgerſchaft, weil in ihrem Erwerbe großentheils von dem polniſchen Reichthum abhängig, der preußiſchen Beamtenherrſchaft dagegen in ihren bürgerlichen Verhältniſſen unterſtellt, ſucht und findet zwar wohl aus dieſer Doppelrückſicht einen klugen Ausweg, ſteht dagegen wieder der zahlreichen Judenſchaft mit einem Chriſtenhochmuth gegenüber, welcher eine deutſche Ueberſetzung des polniſchen Nationalſtolzes in's Kirchliche erſcheint, während die bürgerliche Ueberhebung ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Bewußtſein wohlbeſtallter Unfehlbarkeit der Bureaukratenwelt gemein hat. Polniſcher Grund- und Geſchlechtsadel, königlich preußiſcher Beamtenadel, poſener Deutſchbürgeradel — das ſind die Titel der Anſprüche in der hieſigen Welt. — Vielleicht vermißt man noch das Militär? Doch eben dieſes wäre vielleicht allein geſchaffen, dieſe Gegenſätze zu vermitteln: denn abweichend von vielen andern Städten ſteht es in gutem Einvernehmen mit der nichtuniformirten Welt — nur von den Polen entſchieden zurückgewieſen. Allein großentheils ſind die Offiziere an die Feſtungsgarniſonen außerhalb der eigentlichen Stadt gefeſſelt, anderntheils mag wohl auch unter den ſchwierigen poſener Verhältniſſen die Klugheit verbieten, ſich unbefangen einer nähern Verbindung mit der Stadtbevölkerung hinzugeben.

So ſcheidet denn Poſen ſeine etwa vierzigtauſend Menſchen national in drei große Abtheilungen: in Polen, Deutſche und Israeliten. Daß die Polen und Deutſchen wieder in eine katholiſche und evangeliſche Hälfte zerfallen, giebt Anlaß zu neuen Spaltungen. Die zwar nicht nach ruſſiſchen Liſten aber mit ruſſiſcher Strenge beobachteten Rangverſchiedenheiten ſchaffen dazu als eine der wichtigſten Miturſachen die zuſammenhangloſen Kreiſe und Kreiſchen in den einzelnen nationa-

und konfeſſionell eigentlich vereinten Poſener Welttheilen. Das Deutſche hat durchaus keinen maſſenhaften Sammelpunkt.

Dagegen haben die Polen ihr geſammtes außerhäusliches Leben im „Bazar“ an der Ecke des Wilhelmsplatzes zuſammengefaßt. Im Erdgeſchoß des prachtvollen Baues, welchen man auf Actien gründete, breitet ſich neben vielen und faſt ausſchließlich von nationalpolniſchen Einmiethern beſetzten Kaufläden, eine weite und durchaus in polniſcher Weiſe eingerichtete Reſtauration. Das Mittelgeſchoß nimmt ein „polniſches Kaſino“ ein, der ganze übrige Raum des Palaſtes iſt theils ſtändig an Polen vermiethet, theils zur Beherbergung polniſcher Gäſte hergerichtet, wie ſie im Sommer häufig auf kurze Zeit vom Lande hereinkommen, im Winter dagegen ſich immer für längere Monate einrichten. — So wie Ihr dies Haus betretet, endet alle Verbindung mit der nichtpolniſchen Welt, ja ſelbſt die leiſeſte Erinnerung an die Exiſtenz einer ſolchen verſchwindet. Ihr hört nur die polniſche Sprache, Ihr ſeht nur polniſche Geſichtsbildung und Behabung, Ihr findet nur polniſche Zeitungen, Ihr könnt nur auf polniſche Weiſe zubereitete Speiſen und Getränke erhalten, Ihr dürft nur polniſche Gedanken denken. Ueberall klirrt Euch das Geld des nach polniſcher Weiſe außerordentlich hohen Kartenſpiels entgegen und mißtrauiſch muſtert Euch jeder Blick — denn Ihr ſeid Deutſche. Dies genügt, um Euch gehaßt zu machen. Nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht in einen der ſehr häufigen Streite verwickele oder auch ſonſtwie Händel mit Euch anbinde: im Duell gegen den Deutſchen gilt es nicht nur einem Formgenüge. Sprecht nichts Politiſches, auch keine oppoſitionelle Politik: Ihr ſeid national verdächtig. Ihr könnt ſicher darauf rechnen, daß man bei dem Wirth und der Dienerſchaft anfragt, ob ſie Euch nicht und Euern Umgang kennen. Wenn nicht — was könnt Ihr anders wollen, als

lauſchen und ſpähen? Schien es gar, als wäret Ihr des Polniſchen mächtig, ſchien es, als ob Ihr auf die geführten Geſpräche achtetet, ſo ſchickt man Euch einen Diener hinterdrein, damit er berichte, wohin Ihr aus dem Bazar gegangen.

So hatte ſich bereits im Winter 184$^{4}/_{5}$ die Stimmung der Polen gegen die Deutſchen geſtellt. — —

Selbſt wem keine Gelegenheit gegeben war, den Blick unmittelbar auf die Zerwürfniſſe des hieſigen Lebens zu richten, mochte ſich einer zukunftbangen Stimmung kaum erwehren. Es herrſcht eine befangene Stimmung, ähnlich der windſtillen Glühhitze vor dem Gewitter, aus welcher einzelne fahle Blitze ohne Donner hervorzucken. Solche Blitze gingen durch das ganze Jahr 1844. Den Anfang bezeichnete der Schuß am 19. Sept. 1843. Dicht bei der Sybinabrücke in der Vorſtadt Walliſchei iſt er gefallen und nicht weit von dem erzbiſchöflichen Palaſte, aus welchem man nicht allzulang vorher den Prälaten gefangen fortgeführt hatte. Dies haben die Polen als Polen nicht und noch weniger als Katholiken verſchmerzt; es zuckt auf ihrem Antlitz ein bitterer Grimm, ſobald ein Wort davon verlautet. Dann begegnen Euch häufig einzelne Menſchen, deren hieſige Lebenszwecke Niemand kennt und welche, aus Ruſſiſch-Polen gekommen, ſich jetzt nach Wiederabſchluß des berüchtigten Kartels verborgen halten müſſen, dies nur leichtſinnig und oberflächlich thun, dennoch von der Polizei nicht bemerkt zu werden ſcheinen. Die Polen murren ferner ohne Rückhalt gegen die preußiſche Beamtenſchaft, welche ihre natürlich „vollkommen unſchuldigen“ Stammbrüder im vorigen Herbſte „ſo geheimnißvoll“ ausgewieſen hat; die deutſchen Beamten flüſtern dagegen von den myſteriöſen Verhaftungen ihrer Kollegen, indem ſie die Schuld davon falſchen Angebereien der polniſchen Partei zumeſſen. So fühlt ſich jeder beeinträchtigt,

ſo findet jeder eine Menge Unzufriedenheitsſtoff in den jetzigen Zuſtänden, dabei fürchtet jeder die Uebermacht und Anſchläge der andern Fraction. Die Bürgerſchaft aber, welche ſich erſt langſam aus den ſlaviſchen Elementen zu feſtem Beſtand entwickelt, welche alſo vollkommener innerer Ruhe bedarf, um neben dem Adel zu einer ſelbſtſtändigen Bedeutung zu gedeihen — dieſe Bürgerſchaft weiſt ängſtlich auf die Vorzeichen naher Bewegungen und blickt dabei nach den Schießluken des Viniaryforts hinauf, mit deſſen Geſchützen die ganze Stadt binnen wenigen Stunden dem Erdboden gleichgemacht werden kann. „Das haben uns die polniſchen Herrn zu Wege gebracht“ — ſeufzen die Einen; „damit will man Polen preußiſch machen“ — zürnt der nationale Adel.

Wahr iſt es, dieſe eben ſo nach Innen als Außen gekehrte Feſtung hat etwas Grauſiges und mahnt unwillkührlich an die Citadellen zu Riga, Petersburg, Wilna, Dünaburg und Warſchau. Man mag bei ihrem Anblick kaum an die gen Oſten gerichtete Beſtimmung denken; es iſt als ſchwebe ſie als Damoklesſchwert gerad nur über der Stadt und deren Bevölkerung. Die ruſſiſchen Erfahrungen haben uns mißtrauiſch gemacht.

Alle natürlichen Begünſtigungen des gegebenen Terrains ſind auch vortrefflich benutzt, um Stadt und Menſchen von Innen nach Außen, wie von Außen nach Innen abzuſchließen. Aus einzelnen Werken zuſammengeſetzt, welche mit ihren Geſchützen die gegenſeitige Verbindung erzielen, bilden ſechs regelmäßige Baſtionen und ſechs ſogenannte Kavaliere die Feſtungswerke. Auf dem erhabenſten Punkte im Nordoſten der Stadt wurden die Dörfer Viniary und Bonin abgeriſſen und etwa eine halbe Stunde weiter draußen wiedererbaut, um an ihrer Stelle als Knotenpunkt des ganzen Baues die eigentliche Citadelle anzulegen.

Vier runde Thürme ſtrecken ſich an den Ecken des Kronwerkes in die Luft, deſſen zwei Flanken mit dreifachen Kanonenlagen über die Stadt und die Warthavorſtadt hinblicken. An das Viniaryfort ſchließt ſich das Fort Adalbert im Thale und weiter nach der Stadt zu in Form einer abgerückten Baſtion. Ein koloſſales Schleußenwerk vermag hier den Viniarybach und die Wartha zu breiten Ueberſchwemmungen aufzuſtauen; und auf der Schleußenbrücke ſind die ruſſiſchen Ueberläufer einkaſernirt, welche jetzt hier zum Bau der Feſtung benutzt werden. Das Bett der Wartha, welches früher dem Dome näher lag, hat man abgegraben und hierher geleitet, um an deſſen rechtem Uferlande in der Nähe des Domes abermals ſchützende Werke anzubringen, von denen ebenfalls jene Lachen zu künſtlichen Ueberſchwemmungen benutzt werden können, welche ſich als Ueberreſte eines alten Warthaarmes von der Vorſtadt St. Roch nach dem-Sybinabach hinüberziehen. In dieſen Halbkreis gehört auch das Reformatenfort. An dieſes wird ſich das Fort St. Roch ſchließen, damit vereint wird das Wilda- und Berliner Fort den Befeſtigungskreis vollenden.

Mit dem Jahre 1849 ſollen alle Bauten der eigentlichen innern Feſtungswerke vollendet ſein. Aber — frug man ſchon im Jahre 1844 — wird die Spannung der Sachlagen im Großherzogthum den ruhigen Ausbau bis dahin geſtatten? Mag nicht auch gegen das öſtliche Drohniß, wenn auch nicht gegen offene Gewalt, ein vollkommen gerüſteter Platz eben an dieſer Stelle ſchon früher nothwendig werden? — Wohl ſtehen andere Feſtungen in langer Kette im öſtlichen Preußen gereiht; allein Poſen iſt ſeiner ganzen Lage nach, in ſeiner Bedeutung als Stadt, als Sammelpunkt der preußiſch-polniſchen Nationalität und als Erzbiſchofsſitz ſicherlich der wichtigſte Platz. Sein Zuſtand entſcheidet über die ganze Landbreite von der Weichſel bis zu den Karpathen. — —

Das ganze ſlaviſche Preußen, nicht Polen allein, ſondern auch weithinein nach Schleſien gleicht einem Vulkan, deſſen Ausbruch in jedem nächſten Augenblick zu befürchten ſteht: ein Ausbruch des Haſſes nicht zunächſt gegen den Staat, nicht zunächſt gegen die Herrſchaftsmacht, ſondern zunächſt gegen deutſchen Sinn, gegen deutſchen Einfluß, gegen deutſche Geltung. Sowie ſich aber dieſe Richtung der Beſtrebungen entſchiedener ausſpricht, tritt das rein polniſche Intereſſe um das allgemein ſlaviſche in den Hintergrund. Die beleidigte Nationalität wird nur der Purpurmantel ſein, mit welchem ſich der Beginn des geiſtigen Proletarierkampfes umhüllt. Zwar wird das ruſſiſche Kabinet dieſe Beſtrebungen nicht unmittelbar unterſtützen, aber die Ruſſen werden es thun, weil gleiche Keime auch bei ihnen längſt ſchon überall des Emporſchießens gewärtig ſtehen.

Was iſt dann Deutſchlands, was der Geſittung, was der fortſchreitenden Entwicklung Schutz? —

Die Oſtſeeprovinzen ſind keine Vormauer; denn im Junkerthum liegt dort das Deutſchthum gefeſſelt und das Junkerthum ſteht zu Rußland, ſobald dieſes ihm zu ſchmeicheln weiß. Einflußlos werden die Küſtenſtädte bleiben, in denen das Deutſche und die Deutſchen ſich echt erhielten; denn ihr Wirkungskreis geht landeinwärts eben nicht über ihr Weichbild hinaus. Die zwei Millionen der Letten und Eſthen ſind dagegen vollkommen nicht nur vom deutſchen Adel, ſondern überhaupt von den Deutſchen abgewendet und mit all ihrem Ingrimm gegen die Gebietiger bereits zum großen Theile in das ruſſiſche Heerlager übergegangen. So vereinen ſie ſich mit den etwa ſechszig Millionen des europäiſchen Oſtens zum Kampfe gegen die zwei und dreißig Millionen der Deutſchen. Ein maſſenhaft ungleicher Krieg iſt unſere nächſte Zukunft und wir dürfen die geſchichtliche Wahrheit nicht mit optimiſtiſchen

Tröſtungen verſchleiern: die rohe Kraft unkultivirter Völker hat im erſten Anlauf noch immer den Widerſtand geſitteter Nationen zurückgeworfen. Darauf gilt es ſich zu rüſten; aber es gilt auch, die Gefahr nicht in zaghafter Furcht zu übergrößern. Im Angriffe nach dem Oſten ſoll man darum den ängſtlichen Blick nicht zum Weſten zurückwenden; denn dorthin baute die gemeinſame Bildung, die gegenſeitige Nothwendigkeit einen feſteren Wall als alle Feſtungen des linken Rheinufers ſind. Wo aber vom Oſten über die meilenweiten Sümpfe und Moräſte eine Brücke geſchlagen wird, da geſchieht es nicht, um die Parlamentairs der Verſtändigung herüberzuſenden, ſondern um hungernde, leibeigne Haufen gegen den Beſitz der Freiheit und die Freiheit des Beſitzes zu führen, um unter dem Bannerſpruche: Genugthuung für die beleidigte Nationalität! gegen das Nichtſlaviſche und Nichtſklaviſche überſchwemmende Haufen zu ſchleudern, welche man glauben machte, Deutſchland und Deutſches heiße die Urſache ihres Elends. Nicht das Volk hat dieſen wilden Deutſchenhaß aus ſich entwickelt, ſondern fertig geſtaltet und gemodelt nach den Wünſchen herrſchſüchtiger Mächte hat man ihn in ſeine unklaren Begriffe eingepfählt. Auch nicht von einer beſtimmten Partei der vornehmen Polen iſt die Aufreizung ausgegangen, ſondern eben ſo ſehr von einer polniſchen und ruſſiſchen Geiſtlichkeit, welche den Verluſt ihres unbedingten Einfluſſes auf die Maſſen unter jeder geregelten Ordnung der Dinge, bei jeder ſelbſtſtändigen Entwicklung des Volkes vorausſieht. Als Inſtrumente aber ließ ſich vorzüglich jener Theil des Polenadels verwenden, welcher mit der Angehörigkeit an Rußland, Preußen oder Oeſterreich gleichermaßen die autokratiſche Gewalt ſeines Standes verlor, mit deren althergebrachtem Glanz er das Volk ſelbſt ohne Grundbeſitz nach ſeinem Willen und ſeinen Abſichten leitete.

Zu all dieſen wühleriſchen Elementen, welche ſo geſchickt ihr Haupt

mit dem nationalen Heldenthum umwinden, ſind in den letzten Jahren noch eine Menge von Menſchen getreten, welche niemand kennt, von deren Herkunft keiner weiß und deren Ziel noch jedem verborgen blieb. Hier und da, bald im Gewühl der Stadt, bald bei den Feſtgelagen der Edelhöfe, bald in den fernſten Gebirgshütten, bald an den Pforten der Kirchen, bald auf dem Tanzſaale des Gaſthauſes tauchten ſie urplötzlich auf, um dann eben ſo urplötzlich zu verſchwinden. Man hat ſie franzöſiſche Emiſſäre oder Sendlinge der exilirten Polenpropaganda genannt. Mag es ſein. Allein mitunter hat ihr Polniſch einen eigenthümlichen Tonfall. Doch kann in Wahrheit niemand ſagen, wohin dieſes deutet; die Sprachfehler der Nichtſlaven finden ſich jedoch nicht darin.

Schade, daß die ſchöne Sonne
Auch von Oſten zu uns kommt!